

-kung
Verrück-

Briefe eines Romantikers in seine Vergangenheit

herausgegeben von Josef Zumhoff

Leist 2040

Vorwort des Herausgebers

Das nachfolgend publizierte Dokument wurde mir erst vor wenigen Jahren von der Stiftung Preußischer Kulturbesitz in digitaler Form übermittelt. Die Literaturwissenschaftlerin Bettine Klein, die nach Quellentexten der Romantik forschte, war 2036 mehr oder weniger zufällig darauf gestoßen, mitsamt dem Vermerk auf der ersten Seite: „bitte weitergeben an Josef Zumhoff in Leist bey Greifswald, J. F. Schlösser“. Dieser Vermerk trägt dieselbe Handschrift Johann Friedrich Schlössers wie im Dokument selbst – eine deutsche Schreibschrift in der Manier des frühen 19. Jahrhunderts –, dazu aber das Datum „31.3.2031“, während alle anderen Teile anscheinend 1811/12 niedergeschrieben wurden. Dies gilt insbesondere auch für die Passagen, die von den anderen, historisch belegten Persönlichkeiten geschrieben wurden, wie ein Handschriftenvergleich mit Briefen Schleiermachers, Brentanos, Bettine und Achim von Arnims und Wilhelm von Humboldts ergeben hat. (Diese Teile sind im Druck kursiv wiedergegeben.) Auch das Papier des Dokuments stammt, gemäß einer Untersuchung der Stiftung Preußischer Kulturbesitz, aus einer Pankower Papiermühle um 1800.

Die Beantwortung der Frage, wie ein Dokument des frühen 19. Jahrhunderts immer wieder auf reale Verhältnisse des Jahres 2030 Bezug nehmen kann, muss vorläufig als offen gelten und dem Leser anheim gestellt werden, auch wenn dies, gemessen an den Anforderungen wissenschaftlicher Kritik, unbefriedigend ist. Ich lernte Fritz Schlösser im Sommer 2030 in meinem Haus in Leist kennen, als er mit einer Studentin namens Franziska Stern per Tandem eine Fahrt von Greifswald nach Rügen machte. Die näheren Umstände beschreibt Schlösser in seinen Briefen S. 91ff. selbst ausführlich. Sowohl Schlösser wie Stern habe ich durch die direkt nach unserer Bekanntschaft eingetretenen katastrophalen Vorfälle aus dem Auge verloren. Alle Versuche, ihren derzeitigen Aufenthalt zu eruieren, waren vergeblich, auch in Amerika. Es ist nicht einmal gewiss, ob sie noch leben. Ich lege das im Original unpaginierte Dokument hier in der Reihenfolge der überlieferten Seitenlage ohne inhaltliche Eingriffe vor, auch nicht solche der Orthographie. Vielmehr habe ich mich darauf beschränkt, die Zeichensetzung zu verdeutlichen sowie an wenigen Stellen erklärende Fußnoten anzubringen.

Frau Klein, die mich in meinem hohen Alter und in schwierigen Lebensumständen zur Publikation ermuntert und bei der Herausgabe nach Kräften unterstützt hat, danke ich sehr herzlich. Ich würde mich freuen, wenn die Leserinnen und Leser im einen oder anderen Fall einen Gewinn aus diesen merkwürdigen Briefen ziehen können.

Leist in Pommern, 23.2.2040, kurz vor dem Untergang

Josef Zumhoff

bitte weitergeben an Josef Zumhoff in Leist bey Greifswald
31.3.2031 J. F. Schlösser

Gott sey Dank! Ich dachte schon, Ihr würdet mich lebendig begraben, da Ihr mich für tot hieltet. Wenigstens meine rechte Hand kann ich jezt wieder bewegen. Aber auch sonst bin ich nicht so tot wie Ihr glaubt. Jedenfalls arbeitet mein Hirn von Anfang an, seit diesem Unglück, ganz normal, und meine Sinne kommen auch hoffentlich wieder zu sich. Immerhin kann ich mit dem rechten Auge sehen. Aber ich höre gar nichts, weder die Standuhr, noch die Nachtigall, die sonst zu dieser Stunde im Thiergarten sang. Und auch meine eigene Stimme tönt nicht. Und wenn ich mich selbst berühre, spüre ich nichts. Mein Gott, als wär' ich gar nicht da.

Nur gut, daß endlich einer das Schreibzeug an meinem Bette liegen ließ. Legt mir nur immer Papier und Stift hin, damit ich mich äußern kann. Vielleicht daß mit der Zeit die Lähmung gelöst werde, und ich ganz zu Euch zurückkehre.

Und bitte: wenn mein Geist vorübergehend abwesend sein sollte, haltet mich um Gottes Willen nicht für tot!

Diese Abwesenheit – wie soll ich sie Euch erklären? Ich muß es versuchen, auch auf die Gefahr hin, daß Ihr mich für verrückt halten werdet. (Aber es ist mir lieber, für verrückt zu gelten denn als tot.)

Ja, ich sitze bisweilen nicht nur wie in einem Wachtraume da, wofür Ihr den Zustand meiner „Abwesenheit“ halten möget, sondern bin in meinem Geiste wirklich abwesend, gewissermaßen in einer anderen Welt. Oder ist mein Geist gespalten? Ich weiß es selber nicht, irre rathlos zwischen zwei Identitäten hin und her, die sich ausschließen.

Wir hätten diese Mesmerschen Experimente nicht so weit treiben dürfen! (Sagt es Hufeland.) Der Magnetismus hat mich in eine andere Welt hinübergezogen, aber nur zum Theil; und jezt weiß ich nicht vor- noch rückwärts. Ja ich weiß nicht einmal zu sagen, welche der beiden Welten die wirkliche ist und zweifle, was überhaupt wirklich sey. (Bin ich, so gesehen, vielleicht eher ein Opfer des Fichteschen als der Mesmerschen Systems?) In der einen Welt – genau zu reden Welttheil, denn die Welt bleibt ein für alle Mal eine Welt, das muß selbst ein Gespaltener bekennen! – lebe ich mit Euch zusammen 1811 in Berlin. (Wenn ich richtig rechne, ist heute der 10. Mai. Stimmt das?) In der anderen Welt bin ich fatalerweise um 219 Jahre ins Jahr 2030 verschoben. Aber irgendwie ist diese Verschiebung unvollständig. Ich sehe dort nur links und mein rechter Arm hängt gelähmt herunter; im übrigen nehme ich alles wahr und kann auch sprechen und umhergehen. Auch hier ist es Frühling, und ich bin immer noch in Berlin. Da alles ganz anders aussieht, wollte ich dies anfangs gar nicht glauben, bis man mich vor's Brandenburger Tor geführt hat. Zur Sicherheit habe ich die Kanneluren der Säulen befühlt und für ächt befunden. Das Tor hat übrigens seine Quadriga aus Paris zurück! seit wann, weiß ich nicht. – Und dann ging es

weiter unter den Linden. Da sah ich wohl, daß ich mich, ungeachtet der athemberaubenden Veränderungen, noch immer in Berlin befand. Wir gingen vor bis zum Schloß. Das war nun freilich ein Phantom seiner selbst, bestand nur aus seiner Fassade, die widersinnigerweise neuer aussah als 1811, und dahinter war schon gar nichts Altes mehr zu erkennen – irgendwie gespenstisch, das muß ich zugeben. Und vieles andere war mir auch nicht geheuer und ängstigte mich, so daß ich schließlich am ganzen Leibe zitterte und meine Begleiterin mich alsbald zurückführen mußte.

Ihr denkt, ich träume. Ja, es wäre mir das liebste, ich wäre selbst davon überzeugt. Aber je mehr Tage ich in dieser Zukunftswelt verbringe, desto unabweisbarer ist für mich die Wahrnehmung, daß sie wirklich existiert – und ich in ihr.

Aber ich muß hier abbrechen. Mich überkommt eine große Müdigkeit. Ich hoffe nur, Ihr versteht meinen Brief zu lesen, wenn einer von Euch morgen wieder in dieses Zimmer kommt. Und vergeßt nicht, mir neues Papier vorzulegen – für den Fall daß ich wieder aufwache!

* * *

*Du verstehst mich offenbar nicht. Also schreibe ich alles auf.
Wie geht es Dir? Brauchst Du irgendetwas zu Deinem Wohlbefinden? Hast Du Hunger oder Durst?*

Ich fühle mich durchaus wohl. Hunger habe ich nicht. Gib mir nur ein feuchtes Tuch, damit ich mir die Stirne wischen kann.

Wie hast Du geschlafen?

Ich war wieder in jener anderen Welt. Und wenn ich dort einschlafe, wache ich hier auf, neuerdings. Gewiß, von hier aus gesehen könnte man jene Welt für einen Traum halten. Aber ich habe fast eher das Gefühl, in jener als in dieser Welt wirklich zu leben. Dort kann ich mich bewegen, sprechen, essen und trinken und lebe überhaupt fast normal und gesund. Nur ist diese Welt selbst nicht normal.

Fritz, wäre es nicht besser, jene Welt zu vergessen und wieder ganz zu dieser aufzuwachen? Und außerdem: Ein mittelalterlicher Mensch wie Du paßt doch gar nicht in die Zukunft. Schweife uns nicht in die falsche Richtung ab!

Ich wußte es: Ihr denkt, ich habe bloße Wahnvorstellungen. Wie solltet Ihr auch anders? Aber ich sage Dir, Achim: Worum es sich da handelt, das ist eben keine Traumwelt! Da giebt es Dinge, die ich mir im Leben nicht hätte ausdenken oder erträumen können, und auch keiner von Euch, so sehr Ihr auch Sinn und Geschmack für's Phantastische haben mögt. Und gerade diese unvorstellbare

Unwahrscheinlichkeit beweist mir täglich, daß das, was ich wahrnehme, wirklich ist.

Also gut. Vielleicht mußt Du Dir diese ganze unwahrscheinliche Welt zunächst von der Seele reden respective schreiben, bevor Du wieder ganz zu Dir kommst. – Und für unsere Tischgesellschaft dürfte es immerhin nicht die schlechteste Unterhaltung sein, Dich darüber auszufragen. Ja, ich kann mir denken, daß einige unserer Mitglieder geradezu erpicht sein werden, solchen phantastischen Stoff in ihren Erzeugnissen zu verarbeiten. – Wer weiß, vielleicht ich auch. – Oder denkst Du selber daran, nach Deiner Rückkehr einiges über Deine Excursion zu veröffentlichen?

Soweit habe ich noch nicht gedacht. – Ich muß sagen, Du bist doch ein rechter Poetisirer geworden, vielleicht auch besser, als Abhandlungen über Magnetismus und andere Physicalia zu schreiben, auf die am Ende auch kein Verlaß ist, wie man an meinem Exempel sieht.¹

Aber sag, Achim, wo bin ich hier eigentlich? Meine Wohnung in der Casernenstraße, wo ich bey unserem Experiment eingeschlafen bin, sah doch anders aus.

Das braucht Dich nicht beunruhigen. Nachdem Du nicht mehr aufwachtest, habe ich Dich mit zu mir genommen, um immer nach Dir sehen zu können. Ich selber wohne inzwischen aber nicht mehr mit Clemens bey Pistors, habe ein Gartenhaus hinter dem Vossischen Palais in der Wilhelmstraße gemietet. Das ist jezt Dein vorläufiges Zuhause.

Übrigens: Hufeland will nachher vorbeischauen und sehen, in welchem Zustand Du Dich befindest und ob Du noch lebst. Der wird Augen machen! Ich will ihm entgegengehen, um ihn vorzubereiten. Wenn Du lange Weile hast, schreibe uns doch noch mehr auf, was Du in jener Welt – war es 2030? – erlebt hast. Ich denke, in einer guten Stunde mit ihm zurück zu sein.

* * *

Also, werthe Freunde, da bin ich wieder, sozusagen.

Was ich mit Achim ausgetauscht habe, wißt Ihr schon. Solange meine Sprache nicht zurückkehrt, will ich Euch aufschreiben, wie es mir in jener sogenannten anderen Welt im Jahre 2030 ergeht, und zwar von Anfang an und nach bestem Wissen und Gewissen, ja geradezu unter Ausschaltung aller Phantasie. – Das kommt Euch allzu philisterrmäßig vor? Wartet nur ab. Wie ich

¹ Achim von Arnim beschäftigte sich in seinem Studium um 1800 längere Zeit mit mathematischen und physikalischen Themen und verfasste mehrere Abhandlungen über Elektrizität und Magnetismus, die Goethes Aufmerksamkeit erregten. Offenbar interessierte Arnim sich auch später noch für den Magnetismus und könnte Schlösser zu dem Experiment überredet haben, bei dem offenbar auch Hufeland und Schleiermacher zugegen waren.

inzwischen einsehe, ist die Wirklichkeit immer poetisch genug; wir müssen gar nichts hinzuthun, nur wahrnehmen. In der Wahrnehmung der Wirklichkeit ist schon so viel Poesie, daß wir sie gar nicht bewältigen können. (Vielleicht giebt es gerade deshalb so viele Philister?)

Ich sehe Euch vorläufig nach, daß Ihr mir trotz meiner Trockenheit nicht glauben werdet. (Dazu müßtet Ihr Euch denn wohl doch an Eure romantischen Ideale erinnern, wonach die Grenzen zwischen Leben und Poesie aufgehoben sind und kein Ding unmöglich ist).

An dem Abend, als wir so übermüthig waren, das Mesmersche Magnetexperiment zu machen, fand ich mich von einem Moment auf den andern in eine andere Welt entrückt. Ich sage: von einem Moment auf den andern, da ich mich entsinne, zuletzt mit geschlossenen Augen die Nachtigall im Thiergarten singen gehört zu haben. Und jezt, da ich aufwachte, sang sie weiter fort in der Abenddämmerung. Nur befand ich mich nicht mehr in einem Sessel meiner Wohnung in der Casernenstraße, sondern auf einer Bank im Freien, offenbar am Thiergarten.

Ich dachte zunächst, ich träume. Nur hatte dieser Traum gar nichts Verschwommenes an sich; vielmehr stand mir alles ganz klar vor Augen, will sagen: vor meinem linken Auge, denn auf dem rechten sah ich nichts. Beunruhigend war auch die Schlaffheit meines linken Armes, der überdies keinerlei Empfindungen fähig zu sein schien. Mit zunehmender Beunruhigung stand ich auf, indem ich mich zu orientieren suchte. Aber die Scenerie kam mir gar nicht vertraut vor. Die Dämmerstunde mochte die Menschen schon aus dem Garten vertrieben haben. Nur am Ende eines Weges sah ich jemanden stehen, auf den ich zuging. Er hatte so etwas wie eine merkwürdig schlichte Uniform an, und ich frug mich, ob er wohl ein Wachtmeister sein könne. Er bemerkte mich und mein Zögern, verzog seine Miene ins Freundliche und sagte: „Kommen wohl von 'ner Costumfete, oder? – Irjendwelche Probleme?“ Lieber hätte ich verneint, aber da ich mir nicht zu helfen wußte, sagte ich: „Mein Herr, ich fürchte, ich habe mich verlaufen. Können Sie mir nicht sagen, wie ich den Weg in die Casernenstraße finde?“ – „Casernenstraße?“ erwiderte er, „jibt et hier nich.“ Das beunruhigte mich nun einerseits noch mehr, andererseits erkannte ich an seinem ziemlich plebejischen Tonfall, daß ich mich wohl doch nach wie vor in Berlin befand. Ich faßte mir ein Herz und sagte: „Aber wir sind doch in Berlin.“ Er: „Jewiß, aber ne Casernenstraße jibt da nich. In welchem Stadttheil soll se denn liegen? – „Na, gleich quer vor dem Brandenburger Thor natürlich“, antwortete ich. „Also jleich hier? – Det is doch de Ebertstraße.“ Die Antwort verwirrte mich, und ich erwiderte: „Entschuldigen Sie, der Name ist mir unbekannt.“ – Se kennen den alten Reichspräsidenten Friedrich Ebert nich? Vielleicht Hermann Göring? So hieß de Straße nämlich zwischendurch ooch.“ – „Beide Herren sind mir gleicherweise gänzlich unbekannt.“ – „Jänzlich unbekannt, so, so. Un wo wolln Se in Ihrer Casernenstraße wohnen?“ – „Im Haus Nro. 25, nicht weit vom 19. Infanterieregiment Fürst von Nassau-Oranien, ungefähr gegenüber dem Orth, wo der Thiergarten an den Exercierplatz stößt.“ –

„Exercierplatz? Hier mitten in 'er Stadt? Is mir jänzlich unbekannt. Mach ja sein, dat et hier in frühren Zeiten sowat jegeben hat, aber spästens seit dem Kriege is det allet futsch, wenn nich schon früher. – Ik glob, Ihre Costumfete is Ihnen irjendwie zu Koppe jestiejen.“

Offenbar merkte er, wie ich leise zu zittern begann und sagte beruhigend: „Regen Se Ihnen nich uff. Wir kriejen det schon hin. Zeijn Se mal Ihren Chip.“ – „Wie bitte?“ – „Ihren Identitätschip – na det, wat früher der Personalausweis war, wissen Se?“ Ich schüttelte ratlos den Kopf. Da nahm er mich reichlich dreist bey der Hand und schaute auf mein Handgelenk. Verdutzt sagte er: „Keenen Chip? Jibt's doch nich. Wohl von woanders her? Von ganz woanders? Womöglich von 'nem andern Stern?“ Ich schüttelte abermals den Kopf, während er fortfuhr: „Hilft nich, muß Se bitten, mir zu folgen. Is nich weit.“ – Nun gut, was sollte ich auch besseres tun?

Wir gingen über einen weitläufigen Platz, auf dem einzelne riesige Gebäude standen, die merkwürdig erleuchtet schienen, dann über eine Brücke und kamen schließlich auf eine Straße, welche, ganz passend für meinen Zustand, durch ein Schild als die Invalidenstraße ausgewiesen war, muß ziemlich am Ende in Richtung Moabit gewesen sein. Ich erkannte aber gar nichts wieder. Schon die Straße selbst sah seltsam aus, weder sandig noch gepflastert, vielmehr wie mit einer festen Masse aus schwarzgrauem Teer bedeckt. Aber da es schon dunkel wurde und ich offenbar seit meinem Aufwachen nicht nur an Defekten der Motorik, sondern auch der Sinneswahrnehmung litt, nahm ich meine Wahrnehmung selber nicht recht ernst und dachte, es werde sich schon alles aufklären, ebenso wie die ins Gigantische verzerrten Bauwerke rechts und links der Straße. Schlimmer setzten mir die Lichterscheinungen zu. Mir war, als hinge die ganze Welt voller Laternen, sowohl entlang der Straße, so daß diese trotz der umgebenden Dunkelheit fast taghell aussah, als auch in den Fenstern der Häuser. Da war so viel Licht, daß es den Himmel überstrahlte und man trotz des klaren Wetters keinen einzigen Stern erkennen konnte. Ich fühlte mich unangenehm beobachtet, war aber im Zweifel, ob nicht auch das linke Auge seinen Schaden davon getragen habe und die Lichterscheinungen ihre Ursache im Auge selber hätten. Offenbar mußte mir doch ein Schlagfluß oder etwas dergleichen widerfahren sein. Wirklich beängstigend waren aber bewegliche Phänomene, die in ungeheurer Geschwindigkeit auf der Straße an uns vorbeisausten. Man konnte sie für eine curiose Art von Fahrzeugen ohne Pferde halten, die allerdings eher schwebten als fuhren. Und thatsächlich sah ich in einigen Menschen sitzen. Die Schnelligkeit der Fahrzeuge verunsicherte mich so, daß ich mich am Ärmel des Wachtmeisters festhielt. Er ließ es geschehen und sagte: „Ruhig Blut! Wir sin jleich da.“

Und dann traten wir in die Wache ein, in die „Direktion 3“. Dort sah ich weitere Polizisten, übrigens auch weibliche in der nämlichen Uniform, sogar mit Hosen an. Das war nun so witzig, daß ich mich, ungeachtet meiner ernststen Lage, des Kicherns nicht enthalten konnte. Mein Wachtmeister ging in einen Nebenraum, aber durch die offene Türe hörte ich, wie er leise zu seiner Kollegin

sagte: „Hab ihn im Thierjarten aufjejabelt, hat keenen Chip, is orientierungslos un wohl nich so janz richtig im Koppe.“ Dann rief er mich statt seiner herein und sagte zum Abschied: „Alles Jute!“ Ich verneigte mich und nahm neben dem Schreibtisch der Polizistin Platz. Diese schaute mich unerwartet direct mit einem Anflug von militärischer Bestimmtheit an. Darüber hinaus fand ich in ihren Zügen etwas durchaus Ungewohntes, geradezu Fremdländisches, Orientalisches. Man mögte meinen – wenn es nicht so absurd wäre –, sie sey eine Tochter des Osmanischen Reiches und geradewegs durch tausendundeine Nacht von dort nach der Berliner Polizei entlaufen. Bey dem Gedanken mußte ich wieder kichern, worauf sie leicht einen Mundwinkel verzog und ganz untürkisch sagte: „Na, denn wolln wir ma det Protokoll aufnehmen.“

Ich wollte meinerseits etwas sagen und hob an: „Gnädiges Fräulein, Frau Wachtmeisterin – oder wie darf ich Sie anreden?“ Jezt mußte sie kichern und erwiderte nur abwinkend: „Erst det Protokoll.“

Sie hatte eine Art Brett vor sich, auf dem in dichter Folge kleine Tasten eingelassen waren, und schaute auf eine von innen erleuchtete gläserne Tafel, auf der, immer wenn sie so eine Taste herunterdrückte, Buchstaben erschienen. Wie dieser geheime Schreibmechanismus funktionierte, habe ich freilich in der Eile nicht vollständig eruiren können. Jedenfalls schrieb sie mit erstaunlicher Schnelligkeit das ganze Protokoll über ihre Tasten auf die Tafel:

„Name?“ – „Johann Friedrich Schlösser“ – „jeboren am?“ – „23. Junius 79.“ – Sie hielt inne, musterte noch einmal meine ganze Erscheinung und frug mich langsam und mit sceptischem Untertone: „Sie wolln also bereits 50 Jahre alt sein?“ Ich wußte nicht, wie sie darauf kam und antwortete klar und bestimmt: „Keineswegs, gnädiges Fräulein, ich werde in diesem Junius, so Gott will, 32.“ Sie: „Aber von 1779 bis 2030 sind et 51 Jahre.“ Ich: „Ja, wer spricht denn davon? – Von 1779 bis 1811 sind es 32 Jahre, oder etwa nicht?“ Sie: „Correct. Aber wat hat det mit Ihnen zu thun?“ – Ich lachte und bemerkte: „Nun, nicht mehr, als daß ich 1779 zu Greifswald in Schwedisch-Pommern geboren wurde und wir uns nun im Jahre 1811 in Berlin befinden.“ Sie schaute mich groß an und erwiderte langsam: „Ach so. – Det is nu wat andret. – Ick verstehe.“

Sie nahm noch weiteres zu Protokoll, wobey sie mich immer wieder fragend ansah und die Stirne runzelte, besonders als sie mich nach meinem Beruf fragte und ich antwortete: „Ich versuche mich als Dichter.“ – „Det glob ick Ihnen“, war ihre etwas mokante Reaktion.

Dann mußte ich meine rechte Hand unter einen Apparat halten, eine Art Lampe. „Ick jeb Ihnen jezt ’n vorläufigen I-Chip“, sagte sie dabey zu mir; man sah aber keinerlei Veränderung auf meinem Handrücken. Endlich schrieb sie nur noch vor sich hin und erklärte am Schluß: „Die von Ihnen anjegebene Wohnung is in meinem Rechner nich zu finden. Ick hab deswejen für Sie ’ne vorläufige Unterkunft besorjt. Sie wer’n in ’ner halben Stunde abjeholt.“ Ich wunderte mich, wie die Polizistin die Nicht-Existenz meiner Wohnung glaubte errechnen zu können und wie sie für mich eine Unterkunft besorgt haben wollte, ohne sich auch nur einen Moment von ihrem Platze zu erheben oder mit jemand

anderem zu sprechen. Aber in Tausendundeiner Nacht ist ja so manches möglich.

Mir fiel aber bey, ich könne sie vielleicht bitten, eine der Wohnungen von Euch zu errechnen und mir im positiven Falle den Weg dorthin zu weisen. So gab ich noch die Wohnung von Professor Hufeland in der Letzten Straße an. Als mir aber beschieden wurde, daß auch die Letzte Straße in Berlin nicht zu finden sey, resignirte ich, ließ alles geschehen und empfahl mich der Hülfe Gottes. Morgen würden wir weiter sehen.

Tatsächlich erschien schon nach kurzer Zeit eine Person, die fraglos als junge Frau zu erkennen war, sogar von einer gewissen Anmuth, obwohl auch sie curioserweise Hosen trug und eine Art Männerjacke. Sie sagte, sie komme vom „sozialpsychiatrischen Dienst“ – was immer das sein mag – und fahre mich jezt rüber zur Charité. Als ich den Namen der Charité vernahm, lebte ich auf, hegte ich doch die Hoffnung, dort Hufeland oder Wolfart oder sonst einen der Freunde wiederzufinden und mich mit meinem Leiden vertrauensvoll in ihre Hände begeben zu können. Ich antwortete daher: „Das ist sehr zuvorkommend, junge Frau. Ich folge Ihnen gerne.“ Sie lächelte. Nun stiegen wir freilich nicht in eine Kutsche ein, sondern, wie ich schon gefürchtet hatte, in eines jener rasenden Selbstfahrzeuge. Ich fühlte mich durchaus unbehaglich und war ganz angespannt. Es fiel mir aber, Gott Lob!, ein, während der Fahrt besser meine Augen zu schließen, damit mich kein Schwindelgefühl erfasse. Zu meiner Überraschung verlief alles ganz ruhig und elegant und ich konnte bereits nach verblüffend kurzer Fahrt die Augen wieder öffnen und dem Gefährt entsteigen. Ich frug die Dame: „Ist Ihnen vielleicht bekannt, wo der Herr Director Prof. Dr. Hufeland sich in diesem Institute aufhält?“ Bey Nennung dieses Namens schien sie ein Lachen zu unterdrücken, erwiderte aber nur knapp: „Thut mir leid, den kenn ich nicht. Sie müssen jezt zunächst wegen Ihrer Ausfälle, über die Sie klagen, untersucht werden. Und morgen bring’ ich Sie eventuell zu Professor Galowsky.“ Dieser polnische Name war mir wiederum ganz unbekannt, aber so würde ich mich auch wohl durchfragen können. Zunächst war ich ohnehin auf die Hülfe der Fahrerin angewiesen, da ich mich in den baulichen Verhältnissen der Charité, die ich doch so gut zu kennen glaubte, gar nicht orientieren konnte und auch sonst alles höchst fremdartig wirkte.

Ich wurde nun mit Hülfe diverser augenscheinlich recht complicirter Apparate umständlich untersucht, woraus sich aber – ich erkannte dies lediglich an dem Achselzucken des untersuchenden Arztes – gleichwohl keine eindeutige Diagnose ergab.

Für diese Nacht wurde ich in ein eigenes Schlafzimmer geführt. Die Fahrerin sicherte mir zu, sie werde mich am Morgen abholen und zu dem besagten Prof. Galowsky führen. Ich that allerdings wegen der vielen verwirrenden Eindrücke des zuvor Erlebten kaum ein Auge zu.

Am nächsten Morgen war die Fahrerin pünktlich zur Stelle, und ich ging mit ihr in ein anderes Gebäude. „Herr Schlösser, kommen Sie herein“, redete mich

der Professor auf der Schwelle zu seinem Zimmer an, „was kann ich für Sie thun?“ Ich erwiderte: „Herr Professor, mir ist ein mehrfaches Mißgeschick zugestoßen. Ich habe seit einigen Stunden das Gesicht meines rechten Auges verloren und außerdem die Beweglichkeit meines rechten Armes. Ich fürchte, die Lähmung rühre von einem unbemerkten Schlagfluße her. Und das sehend verbliebene Auge hat auch gelegentliche Lichterscheinungen, die mich leicht schwindlig machen. Was mich aber fast noch mehr beunruhigt: Ich weiß nicht mehr mit Bestimmtheit zu sagen, wo ich mich befinde. Vor dem Unglücksfall, war ich mit selbstverständlicher Sicherheit der Meinung, ich sey in Berlin, aber nun erkenne ich gar nichts wieder, nicht einmal die Charité. Ich hoffe, Sie können mir, wenn schon nicht Heilung, so doch zumindest Aufklärung zutheil werden lassen.“

Der Professor sagte in beruhigendem Ton: „Machen Sie sich keine Sorgen, Herr Schlösser. Die Untersuchung hat ergeben, daß es sich bey Ihren Störungen jedenfalls um keine Apoplexie handelt. Apoplexien in Ihrem Alter wären auch ziemlich ungewöhnlich. Wir werden andere mögliche Kranckheitsursachen überprüfen müssen. Was Ihre Orientierungsproblematik betrifft, bin ich sicher, Sie werden sich bereits heute davon überzeugen können, daß Sie sich thatsächlich in Berlin befinden.“ So verordnete mir der Professor einen Spatziergang zur Förderung meines Orientierungsvermögens. Die Practicantin von sozialpsychiatrischen Dienst, die mich gestern hergefahren, habe sich bereit erklärt, mich zu begleiten.

Die Worte des Professors thaten mir wohl. Ich dankte ihm und fügte noch hinzu, daß ich mit Director Hufeland und Privatdocent Wolfart in freundschaftlichen Beziehungen stehe und daß ich bitten mögte, einen von ihnen in meinem Falle mit zu Rathe zu ziehen. – Professor Galowsky schaute mir ernst in mein linkes Auge, wir verabschiedeten uns für diesmal, und ich verließ mit Frl. Stern die Klinik.

* * *

Willkommen, mein Bester, in der neuen alten Welt. Wir hatten Sie in der That schon fast aufgegeben. Aber nun sollte noch alles wieder in seine gehörige Ordnung kommen. Haben Sie nur Muth und schauen Sie der Genesung zuversichtlich entgegen! Das Auge gewinnt ja schon an Glanz. Da wär' es doch gelacht, wenn nicht alles andere nach und nach zu revitalisieren wäre. Nur Geduld, mein Bester. Herr von Arnim sagte mir, daß Sie nichts zu sich nehmen mögen. Bedauerlich. Wir könnten Ihnen eine spezielle Diät einflößen. Da sollten Sie noch zu einem ganz besonderen Exempel meiner makrobiotischen Kur emporsteigen. Übrigens lese ich an der neuen Universität gerade in diesem Semester über die Makrobiotik. Ich hätte Sie gern unter meinen Hörern begrüßt.

Ich bedaure meinerseits, weder theilnehmen zu können, noch einen ordentlichen makrobiotischen Appetit zu haben, lieber Doctor. Aber können Sie sich einen

Reim auf meinen eigenartigen Zustand machen? Irgendwas muß doch wohl mit dem Mesmerisieren schief gegangen sein?

Nun ja, Herr von Arnim hat mir bereits von Ihren merkwürdigen Zuständen berichtet. In der That sehr eigenartig, aber durchaus nicht so unmöglich wie man glauben mögte. Kollege Wolfart, den ich für einige Zeit zu Mesmer geschickt habe, hat mir soeben von ihm erstaunliche Dinge geschrieben, dergleichen er in seinen „Découvertes“ nur erst in Andeutungen oder gar nicht Erwähnung gethan. Darnach können bey dem Magnetisieren gelegentlich unerwartete Zustände am Probanden auftreten, die man wohl als Exteriorisationen bezeichnen muß. Ja, es können gar Dematerialisationen des halben Körpers unterlaufen, wie sie mir übrigens durch Schlegel auch von den indischen Fakiren berichtet wurden; die Indier nennen sie Majavi-Rupa, wird wohl Sanskrit sein. Nun ja, in praxi führen dergleichen Dematerialisationen gelegentlich zu einer Spaltung oder Bilocation der Seele. Und da frage ich mich in Ihrem Falle: Warum sollte nicht auch eine Bitemporation statthaben können, und sey es über eine Distanz von 219 Jahren, wie Sie sagen? – Wir stehen da vorläufig noch vor einem Räthsel, aber mit Ihrer freundlichen Unterstützung werden wir seiner Auflösung schon näher kommen.

Wenn die Diagnose noch so ungewiß ist, werden Sie wohl auch keine durchgreifende Therapie in Anschlag bringen wollen?

Da eine makrobiotische Kur in Ihrem Falle offenbar nicht in Frage kommt, könnte man es ein weiteres Mal mit dem Magnetisieren versuchen. Durch einen magnetischen Schlaf könnte Ihr entzweiter Organismus womöglich wieder zur Einheit gelangen.

Ich weiß nicht, Herr Doctor. Womöglich werde ich noch weiter entzweit. Lassen Sie uns lieber einstweilen von dieser Möglichkeit Abstand nehmen. – Entschuldigen Sie bitte, mich überkommt wieder eine große Müdigkeit, zumal mich das ausgiebige Schreiben vorher recht angestrengt hat.

Ruhen Sie sich aus und schlafen Sie sich gesund, mein Bester, das kann Ihnen jedenfalls nicht schaden, schlafen Sie sich gesund! Wir lesen inzwischen Ihren Bericht. Und wenn Sie aufwachen, ist immer jemand für Sie da. Das Weitere findet sich.

* * *

Nun, mein Bester, ich hoffe, der Schlaf hat Ihnen wohl getan. Ihren Bericht habe ich gelesen und bin beeindruckt. Sie scheinen da ja in der That in eine recht eigenartige Welt vorgerückt zu sein, in der es eine türkische Polizistin und selbstbewegliche Fahrzeuge giebt. Man möchte auf den Gedanken verfallen, daß

ein perpetuum mobile doch nicht so unmöglich sey, wie unsere Herren Physiker glauben. Dies könnte übrigens ein tauglicher Proberstein für die Validität Ihrer merkwürdigen Excursion sein. Gesetzt nämlich, ein perpetuum mobile wäre ein bewiesenes Ding der Unmöglichkeit – ich werde mich darüber noch mit Steffens besprechen – , so wären die selbstbeweglichen Fahrzeuge ohne äußeren Antrieb auch im Jahre 2030 eine Unmöglichkeit, ein Phantom. Dies wiederum würde die Hypothese stützen, daß Ihre Excursion insgesamt eine Art Fata morgana sey, das heißt: nur in Ihrem kranken Geiste vorhanden. Findet sich hingegen eine natürliche Erklärung für den Fahrzeugantrieb, so spräche wiederum einiges für die Realität jener fremden Welt, in der Sie sich bewegen. – Aber sagen Sie: seit unserm magnetischen Experiment sind doch schon etliche Tage vergangen. Wenn denn eine Parallelität im Verlaufe unserer und jener Welt besteht, so müßten Sie doch auch dort bereits geraume Zeit zugebracht und so manches erfahren haben.

Ja, so ist es auch. Ich will Ihnen schon weiter berichten, so genau es möglich ist.

Weder die Untersuchung mit diesen Apparaten, noch das Gespräch mit Prof. Galowsky haben wirkliche Gewißheit in meine Lage bringen können. Offenbar, Verehrtester, sieht man in meinem Fall 2030 nicht klarer als 1811.

Jedenfalls ging ich nach dem Besuch bey dem Professor mit der Practicantin in die Stadt, genauer gesagt – ich berichtete schon davon – zum Brandenburger Tor und so fort, so daß ich einsehen mußte, daß ich mich thatsächlich in Berlin befand, wenn auch in einem stark veränderten Zustande der Stadt. Zwar zweifelte ich noch längere Zeit, ob die erheblichen Veränderungen subjektiver oder objektiver Art seyen, bin darüber aber inzwischen so ziemlich zur Gewißheit gelangt.

Übrigens hat sich diese Practicantin mittlerweile erboten, desöfteren mit mir Spatziergänge und andere förderliche Maßnahmen durchzuführen, von denen sich Prof. Galowsky eine optimale Continuität der Therapie verspricht, wie er mir sagte. Da meine frühere Wohnung nach wie vor nicht aufzufinden war, hat er mir großzügigerweise gestattet, vorläufig in der Charité wohnen bleiben zu können, und zwar ohne das Bett hüten zu müssen. Motion zu machen thue mir im Gegentheil ganz gut. Er sagte noch etwas von einer fakultativ beschützten Schwerpunktstation und von einer „offene Tür-Politik“ – was immer das heißen mag – und schloß mit den liberalen Worten: „Unser Ziel ist es, dem Patienten größtmögliche Autonomie zu ermöglichen und ihn sobald wie möglich in die Selbständigkeit zu entlassen.“ Diese wohlgefälligen Worte hätten nicht nur Hufeland, sondern auch Schleier und Humboldt gefallen, dachte ich bey mir.

Erst auf unserem Spatziergange übrigens machte ich mich mit der Practicantin näher bekannt. Sie stellte sich mir als Franziska Stern vor, fügte aber sogleich hinzu: „Sie können auch einfach Franzi sagen.“ Das schien mir nun aber nicht recht gehörig, und ich antwortete ausweichend: „Fräulich Stern, erlauben Sie bitte, daß ich Sie bey Ihrem werthen Hausnamen anrede.“ Das brachte sie gar nicht in Verlegenheit. Sie schmunzelte nur und sagte: „Okay“ – oder so ähnlich

– und fügte auf meinen fragenden Blick hinzu: „Ist schon in Ordnung.“ –
Übrigens hatte sie auch diesmal Hosen an, sogar ziemlich bunte. Das ist etwas gewöhnungsbedürftig und vielleicht auch ein bißchen unschicklich, macht aber den witzigen Eindruck knabenhafter coquetterie, die sich ganz unschuldig giebt.
– Ich muß sagen: es steht ihr nicht schlecht.

Mein Bester, was hat sich denn nun mit den selbstbeweglichen Fahrzeugen herausgestellt? (Zu den medizinischen Apparaten bitte später Näheres.)

Da habe ich mich inzwischen schon kundig gemacht. Das Phänomen ist hier nämlich wirklich nicht zu übersehen und stellt einen immer wieder vor neue Räthsel. Also um ein perpetuum mobile handelt es sich nicht, sondern um eine Maschine, die Kraft verbraucht. Franzi – respective Frl. Stern – hat mir das anhand der englischen Dampfmaschinen erklärt. Man habe den Dampfdruck dieser Maschinen zum Antrieb für Wagenräder benutzt, die man auf Eisenschienen setzte. Darum nannte man das neue Gefährt Eisenbahn.

Später habe man dann Maschinen erfunden, in denen stoßweise kleine Mengen von Erdöl verbrannt wurden, wodurch wiederum ein Mechanismus angetrieben wurde, der die Räder bewegte. Aus den kleinen Mengen Erdöl seyen mit der Zeit durch die Vielfalt der Anwendungen immer größere geworden und daraus Probleme vielfacher Art entstanden. Endlich sey es gelungen, das Erdöl in den Maschinen durch gespeicherte Elektrizität zu ersetzen, was nun erheblich besser sey.

Ich nickte, verstand aber, ehrlich gesagt, kaum etwas. Vor allem bewegte mich bey ihrer schwindelerregenden Schilderung eine Frage, die ich mich endlich auch auszusprechen getraute: „Und wie lange hat diese ganze Entwicklung gedauert?“ Sie antwortete in ungebrochener Munterkeit: „Na, so ungefähr 200 Jahre.“

Hier entstand eine Pause. Ich schaute sie gefaßt an und frug: „Wir befinden uns also zwar in Berlin, aber nicht im Jahre 1811?“ – Sie, nun ebenfalls etwas angespannt, sagte leise, doch eindringlich: „Nein, Herr Schlösser, wir leben im Jahre 2030.“ – „Post Christum natum?“ – „Post Christum natum, wenn Sie so sagen wollen.“ – „Dann bin ich somit über 219 Jahre in der Zeit verrückt worden?“ – „Glauben Sie denn, daß Sie im Jahr 1811 gelebt haben?“ – „Gewiß! Ich war damals in meinem 32sten Jahre – und jezt im – 251sten.“ Hier wurden mir die Kniee weich, und ich mußte mich hinsetzen und tief Luft holen. Frl. Stern erkannte offenbar meinen elenden Zustand, faßte mich vertrauensvoll am Arm und tröstete mich mit den Worten: „So alt sehen Sie aber nicht aus.“ (wobey sie mit einer Anmuth lächelte, die zwischen Ironie und Wehmuth schillerte). Ich stellte fest, daß ich mich in der That so alt nicht fühle und gewann dadurch wieder einige Festigkeit. Indem ich Frl. Stern forschend anblickte, frug ich: „Sie denken, ich leide an einer geistigen Störung, – und Prof. Galowsky denkt das auch?“ Die Frage war ihr unangenehm.

Nach einer Weile frug sie ihrerseits: „Finden Sie es einleuchtend, gleichzeitig 1811 und 2030 zu leben?“ – „Nein ganz und gar nicht. Aber vielleicht ist es nicht gleichzeitig, sondern nacheinander, – was mir freilich noch trostloser vorkommt.“ – „Haben Sie denn jemals von Menschen gehört, die 250 Jahre alt wurden?“ – „Schon“, erwiderte ich leichtfertig, „in der Bibel ist von mehreren solcher Menschen die Rede. Methusalem, der älteste unter ihnen, soll es sogar auf 969 Jahre gebracht haben.“ Aber während ich das sagte, war ich mir schon bewußt, daß das ein alberner Einwand war. Sie sagte denn auch: „Eben fanden Sie aber selbst, nicht so besonders alt auszusehen.“ Ich nickte und meinte: „Dann muß es sich wohl doch um einen Zeitsprung von einem Moment zum andern handeln.“ Sie erwiderte: „Mein Freund ist Physiker und hat mir kürzlich erklärt, die Wissenschaft ist sich ziemlich einig darüber, daß Zeitreisen schon aus fundamentalen theoretischen Gründen unmöglich sind, sogar in der Quantenkosmologie. Überhaupt basire die Vorstellung von Zeitreisen letztlich auf einem sprachlichen Missverständnis, zumal es Raum und Zeit nicht unabhängig von einander gebe, vielmehr allein die Raum-Zeit.“ – Ich stutzte und verstand nicht, was das bedeuten solle, lachte aber darüber hinweg: „Ach, das hat nicht viel zu besagen. Wir hatten seinerzeit einen angesehenen Philosophen, der hat etwas ähnliches über die integere Vollständigkeit des klassischen Planetensystems gesagt. Kurz darauf fand Herschel den Uranus. (Darüber hat mich Oberpostrat Carl Philipp Pistor bestens aufgeklärt.) Und ich zweifle nicht, daß man noch weitere Planeten finden wird – und anderes, was man früher für unmöglich hielt.“

„Stimmt. Aber unsere heutigen Wissenschaftler sind keine Philosophen.“ – „Oho, wohl was Besseres noch! Besser als Kant und Fichte und Schelling...?“ – „Lassen Sie uns nicht darüber streiten. Auch 1811 dürften Zeitreisen einigermaßen ungewöhnlich gewesen sein.“ – „Ja, das ist wahr. – Wissen Sie, Fräulein Stern, was mich mehr und mehr überzeugt, daß wir hier in einer realen Welt leben – 2030, wie Sie sagen –, das ist einfach die Erfahrung der unzähligen konkreten Details, wie man sie sich in einem Traum niemals zusammenphantasieren könnte. Ich finde, wir sollten dasselbe Kriterium auch auf meine Welt von 1811 anwenden. Ich kann Ihnen aus meinem Alltag von dort berichten.“ – „Aber das könnten Sie sich alles aus diversen Medien zusammengelesen haben. Und das geht nur mit der Vergangenheit und nicht mit der Zukunft.“ – „Sie meinen offenbar aus Büchern. Die können aber unmöglich so ins Detail gehen.“ – „Heutzutage schon.“ – „Nun, warten wir ab. Ich für mein Theil bin sicher, Sie mit der Zeit ebenso von der 1811-Realität zu überzeugen wie Sie mich von der 2030-Realität.“

Curios, mein Bester, wircklich curios, – geradezu verwirrend, muß ich gestehen. Aber fahren Sie doch fort. Ich bin ganz Ohr, will sagen: Auge.

Es war Zeit für die Sprechstunde bey Prof. Galowsky, und Frl. Stern begleitete mich auf dem Wege dorthin. Unterwegs fielen mir so manche Dinge auf, die ich

an den Vortagen in der ersten Aufregung merkwürdigerweise übersehen hatte. Auf den breiten und trotzdem überfüllten Gehsteigen begegneten mir zahllose Gesichter, die ich nicht als brandenburgische, ja nicht einmal als deutsche oder europäische einzuordnen wußte. Manche wirkten noch orientalischer als jene Polizistin auf der Wache. Ihre Mienen kamen mir in ihrer dunklen Hautfarbe oder den Schlitzaugen häufig indisch oder – sogar noch öfter – chinesisch bis japanesisch vor. Allerdings waren die dazu gehörigen Menschen fast alle in die schlichten bis nichtssagenden Anzüge der derzeitigen europäischen Mode verkleidet und gaben sich auch sonst beflissen normal, so daß ich mir hier selbst fremder vorkam als sie.

Eigenartig fand ich auch, daß die eigentlichen Berliner von dieser großen Vielfalt der Rassen keinerlei Notiz zu nehmen schienen, nicht einmal von den unvorstellbar schwarzhäutigen Negern, von denen etliche am Straßenrand auf Decken hockten und ihre afrikanischen Leder- und Schmuckwaren feilboten. Wie waren sie nur aus ihrem Urwald bis hierher gelangt? Oder die Gruppe der Indios von den Anden; sie hatten bunte Umhänge über den Leib geworfen und auf den Köpfen Strohhüte mit großen Krempe, und machten eine melancholische, gleichwohl eingängige Musik auf dem Gehsteig, indem sie sangen, trommelten und riesige Panflöten bliesen.

Ich blieb dabey stehen und sagte zu Frl. Stern: „So etwas hat zu meiner Zeit niemand erleben können, – höchstens Alexander von Humboldt; aber was hat er dazu nicht für mühsame Reisen auf sich nehmen müssen!“ Frl. Stern lächelte und erklärte mir, daß das hier seit Jahrzehnten ein normales Straßenbild sey, und man habe sich an die „Multi-Culti-Gesellschaft“, wie sie sich ausdrückte, gewöhnt. Ohne die vielen Ausländer gehe es auch gar nicht, schon weil die Deutschen immer weniger Kinder hätten und alleine den ganzen Staatsbetrieb nicht mehr aufrecht erhalten könnten. „Dann ist es in dieser Hinsicht wie im späten Rom“, warf ich ein, „da soll es auch viel mehr Syrer und Germanen gegeben haben als angestammte Römer.“ – „Und was meinen Sie: Ist das Römische Reich dadurch untergegangen?“ – „Wohl nicht“, antwortete ich, „der Untergang dürfte dadurch eher hinausgezögert worden sein.“ Frl. Stern nickte.

Abgesehen von den Menschen wimmelten die Straßen wieder von jenen Selbstfahrzeugen oder Automobilen, wie man sie mit einem alterthümlichen Begriffe nennt, der Einfachheit halber spricht man aber meist nur von Autos. Ich fragte Frl. Stern, wie es sein könne, daß sie bey dieser Geschwindigkeit nicht aneinanderstoßen und Schaden nehmen. „Früher kam das schon vor“, sagte sie, „eigentlich auch erstaunlich selten; die Fahrer sind sehr geübt auszuweichen. Aber wenn es doch zu Collisionen kam, war der Schaden oft erheblich; nicht selten gab es auch Tote. Darum hat man in den letzten Jahren ein System in den Wagen installiert, das sie mehr oder weniger automatisch anderen Wagen oder Hindernissen ausweichen läßt.“ – „Ich verstehe“, sagte ich erfreut, „so wie wenn man zwei gleiche Magnetpole einander nähert.“ – „Wie es eigentlich genau funktioniert, weiß ich gar nicht“, erwiderte sie, „aber Sie haben Recht: die Wirkung ist abstoßenden Magneten ähnlich.“ Befriedigt ergänzte ich: „Wir

haben schon damals mit Mesmer vermutet, daß die Bedeutung und Anwendbarkeit des Magnetismus viel universeller sey als bis dato bekannt.“

Außer den vierrädrigen Selbstfahrzeugen sah ich auch zweirädrige Fahrzeuge aus Eisen, die mit Muskelkraft angetrieben werden. Sie bewegen sich nicht so schnell wie die Automobile von der Stelle, aber immerhin drei bis vier mal schneller als Fußgänger. Der Antrieb erfolgt mittels einer sinnreichen Kurbel, die mit den Füßen getreten wird. Der Tretende sitzt dabei recht bequem auf einem Sitz und lenkt das Gefährt mit einem Bügel, der über dem beweglichen Vorderrad angebracht ist. Es sieht fast aus, als reite man auf einem eisernen Pferd oder Esel. Im Unterschied zum Selbstfahrzeug war hier gleich für mich zu erkennen, wie das Fahrzeug funktioniert, und ich wunderte mich plötzlich, daß uns zu unsern Zeiten eine Erfindung von so schlichter Eleganz nicht eingefallen war.

Da ich mein Verwundern äußerte, sagte Frl. Stern lachend: „Ja, eigentlich ist das Fahrrad schon von Leonardo da Vinci erfunden worden. Es giebt da entsprechende Skizzen; aber über 300 Jahre hat es niemand für nötig befunden, seinen Plan in die That umzusetzen oder dieselbe Erfindung noch einmal zu machen.“ Ich schüttelte den Kopf über die menschliche Bornirtheit: „Da hat man sich seit Jahrhunderten die kompliziertesten Apparaturen ausgedacht, von den Spieluhren bis zur Dampfmaschine und diese schöne Möglichkeit übersehen!“ – „Ich vermuthete“, meinte meine Begleiterin, „man ist nicht darauf gekommen, weil man sich nicht vorstellen konnte, auf zwei Rädern nicht umzufallen.“ – „In der That!“ rief ich, „erst da Sie es sagen, wundere ich mich darüber. Es sieht alles so selbstverständlich aus – und ist es doch nicht.“ – Sie: „Dabei giebt es sogar Einräder, auf denen man fahren kann. Dazu gehört allerdings schon eine hochgradige Körperbeherrschung, mit der man das Umkippen von einem Moment zum anderen verhindert.“ – „Auf den Zweirädern sieht es aber gar nicht so schwierig aus“, sagte ich. „Ist es auch nicht,“ war ihre Antwort, und ich erkühnte mich zu sagen: „Dann möchte ich – mit Ihrer Hülfe, versteht sich – auch gerne das Zweiradfahren lernen.“ Frl. Stern griff mein übermüthiges Ansinnen lachend auf und sagte: „Okay. Sobald wir Gelegenheit dazu haben.“ (Dieser Ausruf „okay“ scheint 2030 für jede Art von Zustimmung gebräuchlich zu sein.) Dabei drückte sie meine linke Hand, schob aber nach: „Ach, jezt hab ich nicht an Ihr handicap gedacht. Es geht aber notfalls auch mit einem Arm und einem Auge. Wir werden schon eine Lösung finden.“

Wie wir so zusammen über den breiten trottoir gehen – übrigens eine lobenswerte Einrichtung – und ich meine Augen von der Straße weg zur Häuserreihe wende, schaue ich in die riesigen Fenster hinein, die in vielen Häusern fast die ganze Front des Erdgeschoßes einnehmen. Es handelt sich bey diesen Häusern um Geschäfte, in denen eine unübersehbare Menge an Waren feil geboten wird, ein sehr befremdlicher Anblick, kann ich Ihnen sagen. Und alles ist in einem unvorstellbaren Glanz erleuchtet.

Den Blick in die Fenster gewandt sagte ich nämlich zu Frl. Stern: „Ich habe noch immer diese falschen Lichtempfindungen, selbst am hellichten Tage.“ Da

klärte sie mich auf, daß mein sehend verbliebenes Auge keineswegs unter Lichtphantomen leide, sondern daß es sich um reale Lichtphänomene handle, die aus Lampen kommen, in denen mittels elektrischer Kräfte dieses gleißende Leuchten hervorgebracht werde. Ich wunderte mich darüber, welch allgemeine Bedeutung das seltsame Phänomen der Elektrizität inzwischen gewonnen habe, ähnlich der Bedeutung des Erdöls, was wir uns 1811 ebenso wenig hätten träumen lassen.

Was mich aber am meisten beeindruckte, ja geradezu erschreckte, waren immer wieder Bilder, die gar nicht gemalt oder gestochen aussahen, sondern wie gänzlich reale Spiegelbilder der Wirklichkeit, dieser zum Verwechseln ähnlich. Ich frug Frä. Stern, was das für Künstler seyen, die die Wirklichkeit derart getreu nachzubilden wüßten, ja der Realität darüber hinaus noch diesen idealischen Glanz verliehen. Sie lachte und sagte: „Das sind doch nur Werbephotos.“

Und dann erklärte sie, es sey schon in unserm 19. Jahrhundert gelungen, die optischen Reflexe der Wirklichkeit auf lichtempfindlichen Platten festzuhalten und auf Papier zu übertragen, so genau, daß man diese Photos in der That mit der Wirklichkeit selbst verwechseln könne, zumal seit es gelang, diese nicht bloß in Schwarz-weiß-Abstufungen festzuhalten, sondern auch in ihrer Localfarbe. Und endlich sey man am Ende unseres Jahrhunderts sogar dazu übergegangen, viele Photos innerhalb einer Sekunde zu machen und so rasch am Auge vorüberziehen zu lassen, daß es aussähe, als bewegten sich die Bilder. „Das muß ein großer Spaß sein!“ sagte ich; „bey uns gab es damals die umgekehrte Unterhaltung, nicht die Wirklichkeit auf Bildern nachzumachen, sondern berühmte Gemälde, sagen wir von Raffael oder Rembrandt, als lebende Bilder mit Personen nachzustellen.“ Sie überlegte eine Weile und fuhr fort: „Es ist gar nicht so einfach zu sagen, auf welcher Seite jeweils die Wirklichkeit ist. Man hat diese Filme – so heißen die beweglichen Bilder – nämlich so weit entwickelt, daß sie, noch mehr als die Photos, mit der Wirklichkeit zu verwechseln sind. In den Filmstudios werden oft nur Attrappen aufgenommen. Und neuere Filme bestehen in der Regel nur noch aus virtuellen Welten, sehen aber ganz real aus.“

Mir wird, lieber Schlösser, ehrlich gesagt ganz wirr, wenn ich versuche, das von Ihnen Geschilderte in meinem Geiste zu imaginiren. Aber wollten Sie nicht noch auf die Charité kommen?

Ich habe auch nur das Wenigste wirklich verstanden und empfand eine gewisse Erleichterung, als wir die Charité erreichten und zu Prof. Galowsky kamen.

Auf seine Frage, wie es mir heute gehe, antwortete ich unumwunden: „Herr Professor, in körperlicher Hinsicht kann ich kaum eine Veränderung feststellen; der rechte Arm ist weiterhin steif, und ich sehe nach wie vor nur auf dem linken Auge. Was aber die Lichtreflexe betrifft, so hat Frä. Stern mich inzwischen aufgeklärt, daß sie keine Phantome sind, sondern Phänomenen der realen

Außenwelt entsprechen. Und auch sonst fange ich offenbar an, mich wieder zu orientieren, neu zu orientieren, muß ich genauer sagen. – Und das verdanke ich alles der vorzüglichen Hülfe dieser freundlichen Practicantin. (An dieser Stelle errötete Franzl nun doch ein wenig.) Mit ihrer Hülfe konnte ich mich überzeugen, daß ich mich noch immer in Berlin befinde, wenn auch in einem ganz anderen chronologischen Zustande der Stadt. Eben daher erklärt sich auch meine Desorientierung – freilich um den Preis, daß die Verrückung in der Zeit mir als solche um so unerklärlicher erscheint.“

Prof. Galowsky runzelte die Stirn und bemerkte: „Das wundert mich nicht, Herr Schlösser. Ich habe da auch noch keine Erklärung. Wir werden wohl von einer bipolaren Störung ausgehen müssen; aber um eine classische schizogene Erkrankung scheint es sich in Ihrem Fall nicht zu handeln, und den Konzepten einer dissoziativen Identitätsstörung stehe ich aus prinzipiellen Gründen sehr sceptisch gegenüber. Aber vielleicht werden wir mit der Zeit das Phänomen besser verstehen lernen.“ Es gefiel mir wohl, ihn so reden zu hören, und um noch ein Zeichen meiner fortschreitenden Genesung zu geben, sagte ich lächelnd: „Ich habe Verständnis dafür, daß Sie unter den gegebenen Umständen, auf die Einbeziehung von Director Hufeland und Privatdocent Wolfart in meinen Fall lieber absehen mögten.“

Er lächelte ebenfalls und fuhr fort: „Lassen Sie mich freimüthig reden, da wir uns offensichtlich einig darin sind, daß es sich bey Ihrem Zustand um ein abnormes Phänomen handelt, das für Sie eine nicht wünschenswerte psychische Belastung darstellt.“ Ich fiel ein: „Ehrlich gesagt, inzwischen finde ich mehr und mehr Gefallen an meiner Lage. Jedenfalls erweckt sie mein Interesse. – Oder soll ich sagen: sie erweckt meinen romantischen Humor? Aber Sie haben schon recht: Auf die Dauer möchte ich doch wissen, woran ich mit mir und der Wirklichkeit bin. – Sie gehen gewiß, wie auch Frl. Stern, davon aus, daß es sich bey meinem Gefühl, noch vor wenigen Tagen im Jahre 1811 gelebt zu haben, um eine Wahnvorstellung handelt. Ich muß Ihnen da aber, wenigstens vorläufig, Herr Professor, widersprechen. Wie ich schon Frl. Stern erklärt habe, erinnere ich mich der kleinsten Einzelheiten meines früheren Lebens mit einer derartigen Genauigkeit, daß ich vermeine, man könne dergleichen unmöglich erträumen.“

„Können Sie sich auch noch an die letzten Momente erinnern, die Sie in Ihrem Dasein von 1811, wie Sie sagen, erlebt haben?“ – „O ja, ich entsinne mich des süßen Nachtigallengesangs, der aus dem Thiergarten herüberschallte, während ich die Augen schloß, um mich auf das Mesmersche Experiment zu konzentrieren.“ Er reagierte auf diese wahrheitsgetreue Schilderung seltsamerweise gereizt: „Sie haben mit dem Mesmerschen Magnetismus experimentiert? Aber, entschuldigen Sie, das ist doch Unfug!“

Ja, lieber Herr Doctor, so waren seine Worte, die ich hier treulich wiedergebe. Ich habe das aber nicht hingenommen und entschieden protestiert und erwidert: „Verehrter Herr Professor, ob Sie den Mesmerismus nun als Unfug bezeichnen oder nicht, jedenfalls war das Experiment offenbar nicht wirkungslos. Sonst

würde ich mich jetzt nicht hier in Ihrem Sprechzimmer im Jahre 2030 befinden, sondern ganz bequem 1811 meinen Beschäftigungen nachgehen. Und außerdem war bey dem Experiment Professor Hufeland höchstpersönlich anwesend. Sie sollten wissen, daß ein Hufeland keinen Unsinn treibt!“

Immerhin entschuldigte sich Prof. Galowsky noch einmal und lenkte ein: „Nun gut, wir müssen Geduld haben. Ich schlage Ihnen folgendes vor: Wir versuchen, Ihrem Leben im Jahr 1811 auf den Grund zu gehen, indem Sie uns von den damaligen Umständen berichten, und zwar ganz genau. Ebenso werden wir Sie mit den vielen Dingen confrontiren, die seitdem vorgefallen sind. Das wird geraume Zeit in Anspruch nehmen, so daß Sie Verständnis dafür haben werden, wenn ich diesen Aufklärungsproceß mit Ihnen nicht allein durchführen kann. Es dürfte das Beste sein, Frau Stern wird Sie zwischendurch bei Ihrer Wahrnehmungsarbeit unterstützen.“ Ich erwiderte: „O, das wäre ganz in meinem Sinne.“ (Befremdlich fand ich, daß er von der Practicantin als „Frau“ sprach, wo sie doch gar nicht verheiratet ist. Oder habe ich da schon wieder etwas falsch verstanden?)

Immerhin fand ich mich am Ende meines zweiten Tages im Zukunftsjahr 2030 schon einigermaßen zurecht und sah geradezu freudig den Gesprächen am nächsten Vormittage entgegen.

Hochinteressant, mein Bester. Ich bedaure, daß meine Verpflichtungen mich daran hindern, Ihnen weiter zuzuhören. Aber seyen Sie gewiß, daß immer jemand zu Ihnen kommt, wenn Sie hier aufwachen.

* * *

Seyen Sie begrüßt, Schlösser. Das ist ja eine wunderliche Sache mit Ihnen. Arnim und Hufeland haben mir schon berichtet. – Und Ihr Eindruck, sich im Jahre 2030 zu befinden, hält unvermindert an? Immerhin tröstlich, daß Sie dort inzwischen leidlich zurechtkommen und daß es noch Menschen giebt, die Ihnen bey der Orientierung helfen. Was Sie da berichten, ist auf jeden Fall aufregend, sey es nun realiter oder idealiter, will sagen poetisch aufzufassen. Hätte nicht die Censur unser Abendblatt cassirt, Kleist und ich würden gewiß den einen oder anderen Artikel über Ihren merkwürdigen Zustand darin publiciren, natürlich nur mit Ihrem Einverständnis. – Ja, es ist leider wahr, mit Kanzler Hardenberg wird es immer ärger. Kleist hat sich furchtbar aufgeregt und will einen Brief an den König schreiben, und, falls der nichts fruchtet, Hardenberg zum Duell fordern. Auf die Fürsprache der Königin ist ja mittlerweile nur noch vom Himmel zu hoffen. Ich arbeite währenddessen für alle Fälle an einer Anklageschrift gegen Hardenberg und seine ganze sogenannte Reformpolitik, mit der hierzulande Treu und Glauben ruinirt werden.

Aber zurück zu Ihnen und Ihrer neuen Welt! Ich bin sehr gespannt, was Sie über die geschichtliche Entwicklung seit dem Jahre 1811 erfahren haben. Darf ich Sie um Beantwortung einiger Fragen bitten, die mich besonders bewegen?

Wie hat sich die gegenwärtige politische Lage weiterentwickelt? Wie ist es mit dem Tyrannen ausgegangen? Beherrscht Frankreich noch immer Europa? Oder haben die Deutschen sich aufgerafft, das Joch abzuschütteln und das alte Reich neu aufzubauen? Und was ist aus dem Gewitter der Revolution geworden? Sind deren Ideen vergessen oder haben sie sich etwa durchgesetzt? Oder ist nicht vielmehr alles in einem stetigen Wechsel der Gegensätze begriffen, worin die Geschichte sich fortwälzt?

Lieber Müller, ich bin selber noch ganz benommen von dem, was ich seit jenem Vormittage über die Zwischenzeit von mehr als 200 Jahren erfahren habe. Die Unterredungen fanden übrigens nicht allein zwischen mir und Frl. Stern statt. Sie brachte nämlich gleich am ersten Tage einen Historiker mit, einen Spezialisten von der Universität. – A propos! Es ist immer noch dieselbe Universität, die in unsern Tagen gegründet ward, nur trägt sie seit langem den Namen unserer trefflichen Tischgenossen Humboldt, Wilhelm und Alexander. Ihr solltet nicht vergessen, bey Eurer Zusammenkunft am nächsten Dienstag auf die beiden das Glas zu heben! Und der Historiker, ein gewisser Dr. Neuhaus, hat eine sehr umfangreiche Dissertation über uns geschrieben, jawohl, speciell über unsere Deutsche Tischgesellschaft. Ich habe sie noch nicht gelesen, aber nach seinen Bemerkungen zu schließen, steht nicht nur Anerkennendes über uns darin. Immerhin kann man erstaunt sein, daß wir nach 200 Jahren – die Dissertation ist schon älteren Datums – noch so gut gekannt sind – mit wenigen Lücken offenbar; mein Name zum Beispiel war Dr. Neuhaus unbekannt, vielleicht weil ich schon nach unsern ersten Treffen gewissermaßen außer Gefecht gesetzt war.

Auf seine Nachfrage erklärte ich ihm, daß ich mich, wie etliche andere von uns, der Dichtkunst ergeben habe und, aufgehalten durch andere Geschäfte, noch immer an einem größeren mittelalterlichen Roman arbeite. Sie wissen schon. Ich erzählte ihm auch, daß ich dazu von den Kollegen Ludwig Tieck und Friedrich von Hardenberg alias Novalis angeregt worden sey. Lezterer viel zu früh Verschiedener, den ich als Jüngling die Ehre hatte persönlich kennen zu lernen, hatte mit Tieck, Friedrich Schlegel und mir des öfteren über seine vielfältigen poetischen Pläne gesprochen und uns gebeten, dieselben aufzugreifen, wenn er bald ins Grab sinke. Daß es dazu komme, davon war der Herrliche unveränderlich überzeugt, da ihm schon seine vielen Geschwister früh vorangegangen waren und dann vor allem seine geliebte Sophie. Er hatte es sich geradezu in den Kopf gesetzt, ihr nachzusterben, innerhalb eines Jahres, wie er meinte, natürlich ohne Hand an sich zu legen, einfach so aus Liebe und Poesie. Diesen Zeitplan hat er zwar nicht ganz einhalten können, aber viel länger hat es dann auch nicht mehr gedauert. Er war so erfüllt davon, daß man ihn kaum

davon abhalten mochte. Aber für uns andere war es immerhin ein großer Verlust.

„War Hardenberg wohl doch irgendwie melancholisch oder misanthropisch?“ fragte mich Dr. Neuhaus. Über diese Frage mußte ich laut lachen. „Hardenberg melancholisch? Ganz im Gegentheil, Herr Doctor!“, antwortete ich, „er lebte in einer stetigen Begeisterung, die so groß war, daß sie nirgends wirkliche Gränzen sah, auch nicht die zwischen dem diesseitigen und dem jenseitigen Leben.“

Dr. Neuhaus sah mich sceptisch an, hörte mir aber immer sehr aufmerksam zu, und ebenso Frä. Stern, die mir hinterher noch weitere persönliche Fragen stellte, so daß es mir fast schon ein wenig zu viel wurde.

So manche Dinge über die lieben Tischgenossen, die ich 1811 selber gar nicht gewußt habe, erfuhr ich erst von Dr. Neuhaus. Freilich hat er über einige Aspekte recht eigenartige Vorstellungen. Zum Beispiel findet er es anstößig, – und offenbar Frä. Stern auch, die mich zwischendurch ganz streng ansah –, daß zu unserer Tischgesellschaft keine Frauen zugelassen waren. – Ja, wo mögte es wohl mit uns hingekommen sein, wenn wir immerzu Frauenzimmer um uns haben müßten? Vor lauter Galanterien wäre doch kaum ein vernünftiger Gedanke zu fassen! – Nun ja, in Salons, wie denen von Jette Herz oder Sarah Levy, ist das was anderes.

Dr. Neuhaus war sehr begierig auf alle möglichen Einzelheiten, vor allem was die Beziehungen der Tischgenossen untereinander betrifft. Keine Sorge! Ich habe mich schon an die gehörigen Gränzen der Discretion gehalten. Ohnehin konnte ich ihm auf viele seiner Fragen keine bestimmte Antwort geben. Aber ich will Sie mit all diesen Dingen nicht langweilen. Sie haben ja selber Ihren Standpunkt, die Dinge der Gegenwart zu beurtheilen.

Nach und nach kamen wir sodann auf die Entwicklung in unserer nächsten Zukunft. Ach, da mußte ich doch manches Mal tief seufzen und konnte mich selbst der Thränen nicht enthalten, sowohl was die Verhältnisse einzelner Tischgenossen betrifft, als auch die des Staates und des ganzen deutschen Vaterlandes.

Ich sage Ihnen im Vertrauen, lieber Müller, haben Sie auf den Kleist Acht! Ich will nicht hoffen, daß dasjenige wirklich eintritt, was Dr. Neuhaus mir von ihm berichtet hat. Und sehen Sie sich alle besonders im nächsten Jahr vor. Denn der ungewohnte Friede wird nicht lange mehr halten, und es kommt zu schrecklichen Verwicklungen in Preußen und ganz Europa. Erfreulich ist nur, daß es der Anfang vom Ende Napoleons sein wird. Frankreich wird auf seine früheren Gränzen zurückgedrängt. Danach wird es eine lange Friedenszeit geben, wie Europa sie seit Jahrhunderten nicht gekannt hat. Und später wird man im Rückblick sagen, dies sey die gute alte Zeit gewesen. Aber so gut wird sie doch nicht gewesen sein, alt schon. Dafür sorgt besonders der österreichische Außenminister Metternich, der noch Staatskanzler wird und nicht nur Oesterreich, sondern ganz Europa zu „restaurieren“ versucht. Und unser Freund Gentz wird mit ihm an einem Strang ziehen. – Und Sie wohl auch, oder? – Ja,

lieber Müller, *tempora mutantur, et nos mutamur in illis*. Das bleibt so wahr wie eh und je.

Was nun Ihre Frage nach dem Reich betrifft, so wird es wohl anders kommen, als die Tischgenossen sich das vorgestellt haben. Die Fürsten werden über unsere Köpfe hinweg Europa in ihrem Sinne ordnen. Da hat unsere Tischgesellschaft gar nichts mitzureden, und andere Gesellschaften auch nicht. Waren früher schon die Verhältnisse des alten Deutschen Reiches desolat, so ist die neue Construction eines Bundes der deutschen Länder noch weit dürftiger. Preußen als solches wird freilich davon profitieren und nicht nur die durch Napoleon verlorenen Gebiete wiedergewinnen, sondern noch wesentlich mehr und immer weiter wachsen. Und endlich wird der Antagonismus zwischen Oesterreich und Preußen zugunsten des letzteren entschieden und ein neues deutsches Reich errichtet, ohne Oesterreich, und der König von Preußen wird endlich Deutscher Kaiser werden. Aber der Preis dafür werden wieder mehrere Kriege sein und als Hypothek der dauernde Haß Frankreichs, das nun nicht mehr von ganz Europa, sondern von Deutschland allein besiegt wird und das Elsaß und wenigstens ein Stück von Lothringen nach 200 Jahren wieder herausrücken muß. Wie Sie wissen, giebt es kein Volk, das mit Niederlagen so schlecht umgehen kann wie die Franzosen. Niederlagen sind im Naturell der grande nation einfach nicht vorgesehen. Und so geben sie keine Ruhe, bis alles wieder über den Haufen geworfen ist.

Das sind nicht gerade erbauliche Aussichten. Ich denke schon seit einiger Zeit, daß es ein Fehler der Geschichte ist, allein auf Preußen zu setzen. Da geräth die Politik aus dem Gleichgewicht. Man mag den Habsburgern diverse Schwächen anlasten. Alles in allem gesehen ist das Reich mit ihnen bis zuletzt doch nicht so schlecht gefahren, und das über etliche Jahrhunderte. Vielleicht finden Sie diese Meinung fünf Jahre danach zu rückwärtsgewandt? Aber man wünscht sich doch eine gewisse Stabilität. Entsteht denn niemals ein stabilerer Zustand der Staaten untereinander?

Wohl kaum. Stabiler als in den Jahrzehnten nach dem Sieg über Napoleon ist es in Europa lange nicht geworden. Erst in den letzten Jahrzehnten scheint die Entwicklung dahin zu gehen, politisch zumindest, aber davon später. In der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts muß es zunächst zu ungeheuren kriegerischen und gesellschaftlichen Verwerfungen kommen, wogegen sich unser napoleonisches Chaos geradezu harmlos ausnimmt.

Daß es soweit kommt, hat vor allem mit dem gemein gewordenen übersteigerten Nationalgefühl zu tun, wie Dr. Neuhaus mir erklärte. Das, was uns fähig machen wird, das napoleonische Joch abzuwerfen, ist uns schließlich zum Verhängnis geworden, indem man nach dem Kriege nicht mehr ganz zur zivilen Humanität zurückkehren kann oder mag. Dieser Nationalismus führt dazu, daß jede Nation sich besser glaubt als alle anderen und ihre Nachbarn mit einem verbissenen Haß verfolgt. Es scheint geradezu so, als sey dies die

populäre Ersatzreligion geworden. Nach hundert Jahren entsteht so die paradoxe Situation, daß von allen Seiten nichts mehr begehrt wird, als waidlich auf einander einzuschlagen.

Das hört sich wie ein Rückfall in finstere Barbarei an und erweckt meine lebhafteste Empörung!

Mindestens! Es geht um den Bankrott der Kultur und Humanität. Die Zahl der Kriegsoffer ist nicht mehr in Tausenden, sondern in Millionen zu zählen, wovon jetzt immer mehr auch Zivilpersonen betroffen sind. Möglich geworden ist das Massensterben durch die wesentlich weiter entwickelte, ganz unritterliche Kriegstechnik. So übergießt man die Menschen von Montgolfières aus mit ätzenden Chemikalien. Und endlich erfindet man sogar eine Bombe, mit der auf einen Schlag eine große Stadt zerstört und das Land im weiten Umkreis verseucht werden kann.

Das kann ich mir nun wirklich nicht vorstellen. Es wird wohl nur eine Kriegslist sein, die Existenz solcher Geschütze zu behaupten.

Keineswegs! Der zweite der großen Kriege im 20. Jahrhundert, die man nicht von ungefähr Weltkriege nennt, endet damit, daß im fernen Japan, zwei solche Städte durch zwei Bomben gänzlich ausgelöscht wurden. Und alle Menschen in der Umgebung sind anschließend krank; das heißt: sie erkrankten an der geheimnisvollen Strahlung, die von jenen Bomben ausgeht, und sterben schließlich eines jammervollen Todes.

Und wer soll so etwas Grauenhaftes vollbringen?

Das sind die Vereinigten Staaten von Amerika, die inzwischen in Sachen Technik, auch Kriegstechnik, alle Völker des alten Europa überholt haben. Aber daran sehen Sie schon: wenn ein so frei und ideal denkendes Volk wie die Amerikaner zu solcher Bestialität in der Lage ist, dann auch alle anderen.

Was schreiben Sie denn da, Schlösser?! Ich würde solche Unthaten nicht einmal den Franzosen mit ihrem krankhaften Ehrgeiz oder den Russen mit ihrer Unbildung zutrauen, geschweige denn den vernünftigen Engländern oder biedereren Deutschen.

Täuschen Sie sich nicht! Mit der deutschen Biederkeit ist es im 20. Jahrhundert nicht mehr weit her. Wie Dr. Neuhaus mir bisher nur andeutete, haben sich gerade hierzulande die schrecklichsten Dinge zugetragen oder sind von hier ausgegangen.

Aber ich sehe Schleiermacher aus dem Garten hereinkommen. Besser ein anderes Thema.

Es ist auch genug für diesmal. Entschuldigen sie mich. Ich werde morgen wiederkommen. Und dann müssen Sie mir weiter von jenem schrecklichen 20. Jahrhundert berichten.

* * *

Wie schön, Sie zu sehen, lieber Schleier. Kommen Sie, um mir in meiner Lage geistlichen Beistand zu schenken?

Lieber Freund, da weiß ich gar nicht, was Sie von mir erwarten. Hatten Sie nicht gerade katholischen Besuch? Oder ging es um andere Dinge? – Gleichviel, ich war ganz bestürzt, als ich hörte, daß Sie über das Mesmerisieren in einen komatischen Zustand gefallen waren. Es war mir die entsetzliche Bestätigung einer Vorahnung, habe ich doch immer zu meiner Frau gesagt: Mesmer in Ehren, aber man sollte das Mesmerisieren nicht übertreiben. Es könnten statt guter auch böse Folgen eintreten. Aber sie ist in diesem Punkte nicht zu belehren, wegen der Caroline Fischer, ihrer Freundin, die Kollege Wolfart bey uns eingeführt hat. Ich habe schon öfter meine Zweifel gehabt, ob das ein Segen für uns war, obwohl ich sagen muß, daß mein Magenleiden durch das Magnetisieren gelindert worden.

Aber in Ihrem Fall? Wenigstens sind Sie – Gott Lob! – wieder aufgewacht. Wie ich aber von Arnim und Hufeland hörte, erst zum Theil. Ihre andere Seelenhälfte soll noch bisweilen weit verrückt sein, um mehr als 200 Jahre. Lieber Gott, da soll einem nicht schwindlig werden! – Andererseits: Wer weiß, ob in Ihrer sonderbaren Verrückung, nicht eine besondere Gnade Gottes verborgen ist, eine Gnade, die Ihrem Drang ins Unendliche entgegenkommt. Ich denke daran, wie unsere verstorbene Königin zu sagen pflegte: „Alles in der Welt ist Übergang. Sorgen wir nur dafür, daß wir mit jedem Tage reifer und besser werden.“ Vielleicht will Ihnen der Himmel auf diese ungewöhnliche Weise dazu helfen.

Ihr Fall bringt mich im Übrigen auf eine Perikope aus der Apostelgeschichte. Erinnern Sie sich doch der Bekehrung und Taufe des äthiopischen Cämmerers durch den Jünger Philippus bey der Stadt Gaza. Wie dieser jenen taufte, heißt es in Capitel 8 im 39. Vers: „Da sie aber heraufstiegen aus dem Wasser, rücket der Geist des Herrn Philippum hinweg, und der Cämmerer sahe ihn nicht mehr und zog seine Straße fröhlich fort. Philippus aber ward funden zu Asdod und wandelt umher und prediget allen Städten das Evangelium, bis daß er kam nach Caesarea.“ Nun liegen zwischen Gaza und Asdod ungefähr fünf preußische Meilen oder gute sieben Wegstunden, die Philippus durch den Geist des Herrn in einem Augenblick zurücklegte. Da scheint mir die Hypothese des Kollegen Hufeland doch recht sinnreich zu sein, daß es sich bey Ihnen statt um eine Dematerialisation im Orte um eine in der Zeit handeln sollte, – wobey auch die Perikope von der Verklärung Christi auf dem Berge Tabor in Betracht zu ziehen

wäre; denn Moses und Elias wurden hier durch den Geist hauptsächlich in der Zeit verrückt.

Ich glaube, Sie thun mir mit diesen Vergleichen zuviel der Ehre an. Es handelt sich bey mir wohl doch eher um einen Unglücksfall als um ein Wunder.

Aber, lieber Freund, das eine schließt das andere doch gar nicht aus. Diese Dinge haben ihre eigene Art der Dialektik.

Nun aber, was ich Sie fragen wollte: Haben Sie in dem übernächsten saeculo in sittlicher und religiöser Hinsicht einige Eindrücke gewonnen? Wie steht es mit dem Christenthume? Vermögen unsere reformirten und lutherischen Pastoren noch ein Ohr zu gewinnen oder hat sich nicht doch eine große Oecumene durchgesetzt oder hat endlich der Spinozismus weiter Platz gegriffen?

Wenn ich richtig sehe, spielen diese Dinge in der Öffentlichkeit 2030 eine erstaunlich geringe Rolle. Jedenfalls ist mir noch nicht viel derley begegnet. Bey einem Spatziergang mit Frl. Stern gingen wir vom Schloß weiter zum Dom. Ich hatte ihn schon bey unserm ersten Ausgang wahrgenommen und kam darüber abermals in Zweifel, ob ich in Berlin sey. Der Dom sieht nämlich dem Dom von 1811 nur sehr entfernt ähnlich, so als wär' er im Laufe der Jahre immer weiter gewachsen oder aufgeblasen worden. Er steht aber an derselben Stelle und in der Grufft darunter liegen immer noch die alten Hohenzollern in ihren Zinnsärgen, ungeachtet aller politischen Revolutionen und Katastrophen.

Was mir in dem gewaltigen Inneren auffiel, waren vier überlebensgroße Figuren, die unter der Kuppel einträchtig beyeinander stehen: Luther und Melanchthon auf der einen, Calvinus und Zwingli auf der anderen Seite. Daraus entnahm ich, daß die Pläne Friedrich Wilhelms III. zu einer kirchlichen Union offenbar umgesetzt worden sind und Bestand haben. Seltsamerweise konnte Frl. Stern mir auf meine entsprechende einfache Frage keine Antwort geben. Sie sey in der Religionsgeschichte nicht bewandert. Jedenfalls dürften Sie, Schleier, insoweit zufrieden sein.

Was mich freilich befremdete, war der Umstand, daß wir am Eingange ein Eintrittsgeld zu zahlen hatten – was dankenswerterweise Frl. Stern übernahm – gerade so, als gingen wir in ein Museum oder ein Theater. Und so schienen die übrigen Besucher sich auch im Dome zu bewegen. Ich frug Frl. Stern, ob denn auch andere Kirchen zu Museen gemacht worden seyen, in denen man Eintritt bezahlen müsse. Sie sagte: „Viele schon, andere sind einfach geschlossen wegen der Gefahr von Kunstraub. Geöffnet sind höchstens katholische Kirchen auf dem Land, aber meistens nicht einmal die.“ Das schien mir zunächst kein gutes Licht auf die kirchlichen und sittlichen Verhältnisse zu werfen. Ich frug Sie, wie es denn mit den Besuchen der Gottesdienste stehe, worauf sie abwinkte und mir versicherte, es gebe nur noch ein paar altmodische Menschen, die aus Tradition oder Sentimentalität regelmäßig in die Kirchen gingen, außerdem noch etliche,

die davon nur zu Weihnachten, bey Eheschließungen und Sterbefällen Gebrauch machten.

Da aber erinnerte ich mich Ihrer Schrift „Über die Religion. Reden an die Gebildeten unter ihren Verächtern“ und Ihrer darin geäußerten kühnen Ansicht, Kirchen seyen nur Nothhütten für diejenigen, die nicht selbständig zu glauben wüßten – schütteln Sie jezt nicht den Kopf, lieber Schleier, das haben Sie vor 13 Jahren geschrieben – und ich frug Frl. Stern: „Ist denn etwa der Sinn und Geschmack für's Unendliche so verbreitet, daß die Gläubigen der Kirche nicht mehr bedürfen?“ Sie lachte und frug ihrerseits: „Wie kommen Sie denn darauf?“ Ich wiederum: „Ich dachte, es wäre das Christenthum vielleicht immer allgemeiner geworden, ‚katholischer‘, wenn Sie so sagen wollen, katholischer oder synkretistischer als der römische Katholizismus, und sey nicht nur über die Gränzen der Confessionen hinausgewachsen, sondern habe sich am Ende gar mit dem Spinozismus versöhnt und erkannt, daß Spinoza im Grunde ein frommer Mann war, ein Heiliger geradezu.“

Sie erwiderte: „Ob dieser Spinoza heiligesprochen wurde, davon weiß ich nichts. Das Heiligsprechen soll in Rom in den lezten Jahrzehnten sehr in Mode gekommen sein, so daß es schon möglich ist; aber ich kriege davon nicht viel mit, und es interessiert mich auch nicht. Aber mit dem Geschmack für's Unendliche dürfte es bey den verkrusteten Kirchen nun wirkklich nicht weit her sein, wenn ich das richtig sehe. Die schmoren vor allem in ihrem eigenen Saft. Also auf mich wirkt das alles irgendwie müde und grau und gar nicht unendlich.“

Das war freilich ein hartes und vielleicht auch etwas einseitiges Urtheil, aber es genügte, um mir keinen günstigen Eindruck vom Zustande der Religion im 21. Jahrhundert zu machen. Ich frug jedoch noch weiter: „Aber was ist an die Stelle der Religion getreten? – Wissen Sie, zu meiner Zeit haben einige unserer besten Vordenker, wie Friedrich Schlegel und Friedrich von Hardenberg, die These aufgestellt: Wir brauchen eine neue Religion! Und selbst Theologen wie Friedrich Schleiermacher – ja, ich habe Ihrer erwähnt, mein Freund – vertraten die Ansicht, daß die religiösen Verhältnisse sich zu einem höheren Standpunkte als dem traditionellen erheben müßten. Nur, in welche Richtung sollten wir die neue Religion suchen? Konnte die alte als Phönix aus der Asche zu neuer Kraft erstehen oder waren ganz neue Bahnen zu brechen? Wir haben unsere Hoffnung damals auf die Poetierung des ganzen Lebens gesetzt, auf die Universalpoesie, die als göttliche Kraft den Kosmos durchdringt. Einige von uns, Friedrich Schlegel oder Adam Müller zum Beispiel, sind damals zunächst einmal zum Katholizismus convertirt, sicher weil diese Confession im Sinne der allgemeinen Poetisierung unstreitig einen höheren Rang erreicht hatte als die protestantischen, deren penetrante Nüchternheit und flache Rationalität für uns nur noch schwer zu ertragen waren, auch für mich. Der Heiland mußte doch etwas anderes im Sinne gehabt haben als trockene Vernünftelei, etwas Universelleres! Aber ich fürchtete schon zu meiner Zeit, daß die Poetisierung des ganzen Lebens ein wahrhaft utopisches Projekt bleiben müsse und das

Philistertum auf allen Ebenen die Oberhand behalte. Dies war ja auch ein Grund für die Entstehung unserer Christlich-deutschen Tischgesellschaft, die sich an erster Stelle gegen die Philister wandte und damit natürlich auch gegen die Juden.“

An dieser Stelle verzog Frl. Stern ein wenig das Gesicht und sagte mit kühler Ironie: „Da muß ich im kulturgeschichtlichen Unterricht wohl was falsch verstanden haben. Ich dachte, die Juden und die Philister haben sich immer bekriegt.“ Ich mußte über diese naive Bemerkung lachen und sagte: „Aber Frl. Stern, die Juden und Philister des Alten Testaments sind doch nicht dieselben wie diejenigen, die 3000 Jahre später gelebt haben, auch wenn zugegebenermaßen die Namen noch daher rühren. Philister ist nur so ein Studentenausdruck; Sie können ebenso gut Spießbürger sagen. Und die Juden von heute, na das sind auch rechte Spießbürger, bloß gewissermaßen auf eine umgekehrte Art. Den gewöhnlichen Philistern mangelt es meistens an Verstand, und die Juden haben zu viel davon. Ja, sie sind Jünger des kalten Verstandes, weil sie kein Gemüth haben. Darum verstehen sie sich auch so vortrefflich auf's Geld und auf's Geschäftemachen.“

Meine Erklärungen schienen Frl. Stern nicht zu befriedigen. Sie frug mit ironischem Untertone: „Und Ihre Christlich-deutsche Tischgesellschaft suchte nun also nach dem Universellen und Unendlichen, indem sie zunächst einmal die Menschen sortierte, christliche Männer aufnahm und die Juden und Frauen ausschloß?“

(Ich kann Ihnen sagen, lieber Schleier, diese Menschen von 2030 können einen recht in Verlegenheit bringen, und die Damen gar noch mehr als die Herren.)

Ich räusperte mich und sagte, es habe darüber eine Diskussion gegeben, ob man nicht wenigstens getaufte Juden aufnehmen solle. Doch indem ich das sagte, merkte ich selbst, daß damit in den Augen Frl. Sterns wohl kaum etwas gewonnen wäre. Da gab ich dann lieber zu, daß es gegen unsere Statuten auch heftige Proteste gegeben habe, vor allem von Seiten der jüdischen Salons und in der jüdisch gelenkten Presse. Und daß Sie und ich und einige andere auch ihre Bedenken gehabt hätten, aber schließlich doch Mitglieder geworden seyen, um in Berlin und Preußen endlich etwas in Gang zu bringen.

„Und was haben Sie in Gang gebracht?“ – Zuerst wollte ich bemerken, daß unsere Tischgesellschaft ja erst ein paar Wochen bestehe, aber dann erinnerte ich mich der Unterrichtung durch Dr. Neuhaus und mußte eingestehen, daß es offenbar nicht allzu viel war, jedenfalls nicht im Sinne der Universalität und Unendlichkeit.

Dann kam ich auf meine Frage zurück, was denn nun an die Stelle der Religion als geistiger Ordnungsmacht der Gesellschaft getreten sey. Nach den Berichten von Dr. Neuhaus habe ich den Eindruck gewonnen, daß die Menschen sich insbesondere an einem übersteigerten Nationalgefühl berauscht haben, gewissermaßen als Ersatz für den festen Grund, den sie weder im Himmel noch in der eigenen Seele mehr fanden. Frl. Stern erwiderte, dies sey nur eine der

populairsten Möglichkeiten gewesen, gegen die allein entschiedene Persönlichkeiten einigermaßen immun gewesen seyen. (In diesem Zusammenhange erwähnte sie anerkennend Geheimrath Göthe.)

Auf die Dauer noch bedeutender sey aber die Orientierung an den Naturwissenschaften gewesen. Das klang mir gar nicht schlecht, und ich erwiderte: „O, zu meiner Zeit sprach man schon von einer romantischen Physik als der universellen Poesie. Steffens hat darin große Fortschritte gemacht, nachdem Schelling uns allen den Weg gewiesen. Auch Göthe in Weimar hat eingestimmt und sich glücklich mit den sittlichen Wirkungen der Farbe beschäftigt, dadurch die innigen Verflechtungen von physischen und psychischen Aspekten der Wirklichkeit untermauert.“ Frl. Stern schüttelte trotzig den Kopf: „Nein, nein“, sagte sie, das sey es eben nicht, was die Wissenschaft weiter gebracht habe und woran die Menschen sich hielten. Man habe dieses ganze romantische Phantasieren bald satt gehabt und sich nur noch an die nackten Facten gehalten. Stellen Sie sich vor! Und diese Reinigung sey von England und Frankreich ausgegangen, und weil man sich nur an das positiv Feststellbare, an das Stoffliche gehalten habe, nannte man sie Positivismus oder eben Materialismus.

„Nun aber mal langsam!“ empörte ich mich. „Schon Immanuel Kant hat mit aller wünschenswerten Klarheit dargelegt, daß wir das eigentlich Wirkliche, das Ding an sich, gar nicht erkennen können, vielmehr nur die Phänomene. Und unser Fichte hat in seiner Wissenschaftslehre sogar die These aufgestellt, daß es das Ding an sich womöglich gar nicht gebe und wir die ganze Wirklichkeit nur projiciren, eine immerhin nicht leicht zu widerlegende Theorie, auch wenn Schelling es versucht hat. Im vorigen Herbste habe ich selber Fichtes Eröffnungsvorlesung an der neuen Universität gehört, worin er aufs Schönste dargelegt hat, daß es die höchste Aufgabe der Philosophie sey, den kritischen und idealen Sinn zu schärfen und die blinde Stokgläubigkeit an das Empirische aufzuheben. Da kann ich mir nicht vorstellen, daß man im weiteren Verlaufe der Menschheitsentwicklung auf den naiven Standpunkt der augenscheinlichen Sinneswahrnehmung zurückgefallen ist.“

Frl. Stern machte eine wegwerfende Geste und sagte nur: „Solche theoretischen Speculationen haben die Naturwissenschaftler nicht mehr interessiert.“

Ich war fassungslos über diese Ignoranz, obwohl sie andererseits den Franzosen schon zuzutrauen ist und den Engländern vielleicht erst recht. Ich sagte: „Die Engländer haben ihren Francis Bacon, der das alles offenkundig ins Werk gesetzt hat, schon immer zu hoch geschätzt. Er mochte ein tauglicher Lordkanzler gewesen sein, ein gründlicher Philosoph war er nicht und ein anständiger Weltbürger ebensowenig. Von wegen ‚die Natur auf die Folter spannen‘ u.s.w.! Man sollte es nicht denken, aber die Naturquälerei ist der Seele dieser Nation offenbar eingeschrieben. Und Göthe hat ganz recht, wenn er in der Farbenlehre dem Newton vorwirft, er habe das Licht unlautererweise durch einen Spalt gequetscht und so seine wahre Natur geschändet und verkannt.“

Hätten die Engländer doch lieber mehr Shakespeare gelesen als Bacon, Hume und Consorten, dann hätte ihnen schon aus poetischen Gründen klar sein müssen, daß es in der Welt nicht so simpel zugeht wie in ihrem ‚Positivismus‘.“

Frl. Stern lachte ein bißchen über meine Erregung, aber ich war ernsthaft böse über so viel Thorheit und sagte bissig: „Sehen Sie, die von unserer Tischgesellschaft wahrgenommene Gefahr des kalten jüdischen Rationalismus war doch nicht so unberechtigt!“ Das verdross sie wiederum und sie entgegnete: „Mit den Juden hat der Positivismus gar nichts zu tun!“

„So?“ bemerkte ich sceptisch, schloß aber resignirt: „Jedenfalls ist er eine Katastrophe für alle unsere besten Bestrebungen.“ – Nun schien ich ihr doch auch ein wenig leid zu tun, und sie sagte leise: „Das kann schon sein.“ –

„Und was ist aus dem Glauben an den Positivismus geworden?“ fragte ich nach einer Weile. Sie seufzte und sagte: „Aus den neuen wissenschaftlichen Erkenntnissen gingen eine Menge technischer Anwendungen hervor, die seit dem späten 19. Jahrhundert einen immer größeren Raum im Bewußtsein der Menschen einnahmen.“ – „Und die Poesie blieb auf der Strecke.“ – „Ja, die Poesie blieb auf der Strecke. Die gute Anwendbarkeit der neuen Methoden schien zunächst für diese zu sprechen und löste auch viele Probleme. Aber man sah nicht, daß es Hypotheken waren, die später theuer bezahlt werden mußten.“ Ich seufzte meinerseits und sagte: „Ja, so ist es: alles hat seinen Preis. Daran ändert sich nichts.“

Und ich seufzte auch, lieber Schlösser, wenn ich höre, was da noch auf unser Jahrhundert zukommen soll. Lassen wir es für diesmal sein Bewenden haben und berichten Sie mir ein andermal weiter, was die Menschen der Zukunft sich sonst noch als Religionsersatz ausgedacht haben.

Lieber Schleier, sagen Sie mir nur noch eines. Sie verkehren doch des öfteren mit Bettinen. Sie war nach meinem Erwachen noch gar nicht hier (und Clemens und Henriette Herz auch nicht). Grüßen Sie sie doch bitte von mir und sagen Sie ihr, ich würde mich über ihren Besuch sehr freuen. Nur mit Männern ist es ja doch nicht lange auszuhalten. – Verzeihen Sie. Sie wissen, daß das nicht gegen Sie geht.

Jette ist gar nicht im Lande, leider. Sie ist nach Wien gereist, zu Schlegels, will endlich ihre alte Freundin Dorothea wiedersehen, wie sie mir sagte. Und Clemens hat sich in letzter Zeit überhaupt sehr zurückgezogen, ist, soviel ich gehört habe, im Begriff, nach Böhmen abzureisen. Bettine aber werde ich grüßen. – Es hat da während Ihres langen Schlafes eine Veränderung gegeben. Aber davon kann Sie Ihnen selbst erzählen. – Morgen wird wohl zunächst Müller noch einmal kommen. – Gott befohlen!

* * *

Nun, Schlösser, werden wir uns wohl noch mal mit dem schrecklichen 20. Jahrhundert beschäftigen müssen. Da giebt es kein Entrinnen. Ich muß bekennen, nach Ihrem aufwühlenden Bericht nicht gerade gut geschlafen zu haben.

Das wundert mich nicht. Mir selbst geht es so, daß ich gar nicht mehr recht weiß, wann ich wache und wann ich schlafe, und ob in dieser oder in jener Welt.

„Wir sind aus solchem Stoff, aus dem die Träume sind...“

Ja, das ist gut gesagt. Aber oft sind es auch Alpträume.

Ist die Zukunft ein Alptraum?

Ich weiß es nicht. Noch nicht. Aber manches sieht danach aus.

Sehen wir dem trotzdem ins Auge! Bitte berichten Sie doch weiter. Sie waren bey den Weltkriegen stehen geblieben und daß die deutsche Biederkeit darin auf der Strecke blieb.

Ich glaube, schon früher. Nach dem, was Dr. Neuhaus mir erzählte, müssen im Laufe des 19. Jahrhunderts nicht nur die Engländer und Franzosen mehr und mehr dem Positivismus und Materialismus verfallen sein, sondern endlich auch die Deutschen. Sie kennen Madame de Staël. Wer kennt sie nicht?! Sie wird in Kurzem endlich ihr Buch über Deutschland herausbringen. Und darin wird sie schreiben, die Deutschen seyen „das Volk der Dichter und Denker“. Nun, das ist wohl einerseits übertrieben – um die Franzosen zu ärgern –, andererseits ziemlich einseitig, aber es ist doch kein Lob von ungefähr und nicht ohne Wirkung, so daß uns nachfolgend ganz Europa um unsern poetischen Geist beneidet. Aber ich sage Ihnen, Müller, nach wenigen Jahrzehnten wird von unserer idealischen Poesie kaum ein Funke mehr übrig bleiben. Und wenn neulich sogar ein Militair wie Gneisenau an den König schrieb – er hat es mir selbst erzählt – : „Auf die Poesie ist die Sicherheit der Throne gegründet“, so wird man solche Ansichten schon bald geradezu lächerlich finden. Ja, die Deutschen werden ein ärgeres Philistervolk denn je, nicht nur die einfachen Leute, sondern gerade auch die Gebildeten, die sich befleißigen, die Franzosen und Engländer an practischem Verstande noch zu übertreffen. Die Erfolge auf diesem Gebiete werden in dem zweiten deutschen Kaiserreich eine allgemeine Euphorie hervorrufen, die in der Selbstbegeisterung des dritten und schon letzten Kaisers, der zugleich der letzte König von Preußen sein wird, culminirt. Aber es ist eine vordergründige, hohle Begeisterung ohne Wesen, weil die Menschen dem Materialismus verfallen sind und, wie es heißt, der Mammon ihr Gott geworden ist.

Und am Ende kommt es zu einem großen Krieg und das Reich geht darin unter und Preußen auch und der hohenzollersche Nebukadnezar wird vom Thron gestürzt und alles hat ein Ende?

So ungefähr wird es kommen. Aber ein Ende freilich hat es nicht. Denn der elende Materialismus hat sich inzwischen mit dem ebenso elenden Nationalismus vereinigt und die deutsche Seele verdorben, die sich endlich einem noch ärgeren Nebukadnezar in die Arme wirft, weil sie in diesem armseligen Schurken ihr Spiegelbild erkennt. Und sie werden nicht eher ruhen und nach innen und außen wüten, bis sie alles Heile verdorben und die deutsche Nation von Grund auf vernichtet und die Welt ins Chaos gestürzt haben.

Aber das scheinen mir jezt doch eher Wahnvorstellungen zu sein, Schlösser. Ist da nicht ein Alptraum mit Ihnen durchgegangen?

Ich kann Ihnen nur wiedergeben, was ich von Dr. Neuhaus und Frl. Stern weiß und inzwischen auch aus einigen anderen Quellen. Ich möchte diese Dinge gerne selbst bezweifeln, aber ich finde dafür immer weniger Gründe. Eines zumindest scheint mir selbst höchst fragwürdig zu sein. Dr. Neuhaus sagte mir, dieser neue Tyrann, der übrigens ein gebürtiger Oesterreicher ist und Adolf Hitler heißt, habe es mit seiner gottlosen Rotte dahin gebracht, gegen zahllose mißliebige Personen vorzugehen, am meisten aber gegen die Juden, die er auf jede erdenkliche Weise verfolgt habe. Er habe zunächst die Gleichstellung der Juden, wie sie in unserer Zeit erfolgte, wieder rückgängig gemacht, wobey er viel Anklang in der Bevölkerung gefunden habe. (Während er davon sprach, nahm mich Frl. Stern scharf ins Visier, so daß mir ganz und gar unbehaglich wurde.) Dann seyen die Repressionen gegen die Juden immer schlimmer geworden. Man habe sie zu Tausenden in Lagern konzentriert und schließlich die meisten von ihnen umgebracht. Mir verschlug es die Sprache, und ich habe Dr. Neuhaus nur ungläubig angeschaut; meinen Blick zu Frl. Stern zu wenden, wagte ich nicht.

Aber Schlösser, da kann etwas nicht stimmen. Die Juden sind doch viel zu raffiniert, um in eine solche Falle zu gehen. Und die deutsche Bevölkerung: bey allen ressentiments – berechtigt oder nicht –: es giebt Grenzen des natürlichen Rechtsgefühls, – der christlichen Nächsten- und Feindesliebe gar nicht zu gedenken!

Aber das ist es ja, lieber Müller, daß von Natürlichkeit in dieser verfluchten Zeit offenkundig gar nicht mehr die Rede sein konnte! Die Blindheit der Menschen, die ihre Seele verloren hatten, war so groß, daß die allermeisten von ihnen dem Tyrannen vertrauten, noch mehr als die Franzosen Napoleon, und alles mitmachten, was er von ihnen forderte oder wenigstens die Augen vor dem Unrecht verschlossen.

Sie machen mir mit Ihren Reden die deutsche Nation noch zum Bilde der Widerwärtigkeit schlechthin.

So stand sie auch endlich da in der Welt, wie Dr. Neuhaus mir weiter erzählte, der mich wohl schonen wollte, indem er nicht auf der Judenfrage insistierte. Ja, das deutsche Volk, soweit es den zweiten großen Krieg überlebte, hatte hinterher, als der Tyrannei durch die vereinigten Mächte Rußlands, Frankreichs, Englands und der Staaten von Amerika ein Ende gemacht war und Deutschland in Stücke zerhackt wurde, nur die Wahl, sich selbst zu hassen oder sich der entschiedenen Wirklichkeitsverleugnung anheim zu geben.

Da weiß man nicht, was vorzuziehen wäre. Die Sache hört sich noch tragischer an als in Kleists zermalmenden Tragödien; und die halten die meisten Leute schon nicht aus.

Ich würde gleichwohl gerne hören, ob es aus dieser Lage noch einen Ausweg giebt und ob denn die übrige Welt nicht in ähnlicher Weise verkommen ist wie die deutsche. Aber ich habe noch Geschäfte zu erledigen und würde gerne morgen wiederkommen.

Dann werde ich Ihnen vielleicht noch Genaueres sagen können. Denn ich will Frl. Stern auf unserm Morgenspatziergang einiges fragen.

* * *

Du hast geweint?

Ja, Liebe. Und, wie es scheint, mit beiden Augen, auch wenn ich Dich nur mit einem sehe.

Wo bist Du gewesen, Fritz?

In einer anderen Welt. Und ich bin noch immer darin, und vielleicht mehr als in dieser.

Du warst lange fort. Wir dachten, Du wachst nicht mehr auf.

Nun ist es doch geschehen, jedenfalls kommt es mir halbwegs so vor.
– Du hast einen Ring.

Ja, Achim und ich haben im März geheuratet. Es wußte vorher niemand etwas. Der alte Pfarrer Schmidt hat uns getraut. In seinem Wohnzimmer. Und seine Frau hat mir ihren eigenen alten Myrtenkrantz aufgesetzt, weil ich nicht wußte, daß man so was in Berlin zur Hochzeit braucht und keinen eigenen hatte. Der

Krantz war schon ziemlich bröselig nach 50 Jahren, aber Achim sagte, ich sehe aus wie eine Fürstin aus alter Zeit.

Ich wußte gar nicht, daß Ihr verlobt wart.

Seit December, auch heimlich.

Alles heimlich. – Ich hatte Dich für offener gehalten. – Und Freyberg? – Ich dachte, es wäre um Freyberg gegangen. Ist er Dir nun doch nicht nachgereist nach Berlin?

Nein. Freyberg ist passé. – Und Achim ist doch wirklich passender als Ehemann. Freyberg ist zu romantisch für die Ehe.

Ach so siehst Du das.

Komm Fritz, mach kein Drama daraus.

Tu ich das?

Du hast ja schon wieder Thränen in den Augen.

Das hat nichts mit Dir zu thun.

Hältst Du das Hin und Her zwischen den Welten nicht aus?

Das ist strapaziös genug. Aber heute Vormittag habe ich so schreckliche Dinge erlebt, daß ich nicht davon los komme.

War Frl. Stern nicht nett zu Dir?

Hör auf. – Frl. Stern ist allezeit sehr nett zu mir gewesen, seit ich ihr in jener Welt begegnet bin!

Entschuldige. – Ich freu mich ja für Dich, daß es 2030 noch freundliche Menschen giebt, die sich um Dich kümmern. Nach allem, was Müller und Schleier erzählen, war das ja nicht unbedingt zu erwarten.

Ich habe das Gefühl, daß die Menschen im Jahre 2030 geschichtlich geläutert sind, nach allem was die Menschheit in ihrer Vergangenheit durchgemacht hat. Das gilt wahrscheinlich nicht für alle, aber immerhin für einige.

Und was hat Dich dann so demoralisirt?

Ach, Bettine. Es betraf gar nicht die Gegenwart, sondern die Zwischenzeit. Aber es war furchtbar, furchtbarer als alles was ich mir je vorstellen konnte.

Um Gottes willen, Fritz. Erleichtere Dich, erzähl es mir!

Es ist so schrecklich. Ich will Dir das nicht zumuthen.

Doch. Ich halte das aus.

Du bist lieb – und ungewöhnlich tapfer für eine Frau.

Du alter Patriarch! redest fast so daher wie Achim. Was ihr Männer euch nur einbildet! – Also?

Heute morgen, als ich mit Frl. Stern aus der Charité ging, fragte ich sie: „Was Dr. Neuhaus da über das deutsche Volk zur Zeit des zweiten Weltkrieges berichtete, speziell über den Umgang mit den Juden, halten Sie das für glaubwürdig?“ Sie erwiderte mit ehrlichem Erstaunen: „Ich hätte nicht gedacht, daß Sie mich danach fragen. – Ja, ich halte das für glaubwürdig, da es durch tausende Dokumente belegt ist und ich mehrere Verwandte in Konzentrationslagern verloren habe. Ich stamme nämlich selber aus einer jüdischen Familie.“ Ich schluckte und mußte mich erst besinnen. Dann sagte ich leise: „Und da halten Sie es trotzdem noch unter den Deutschen aus – und gehen mit mir um?“ Sie sagte: „Die Deutschen von heute sind nicht mehr dieselben wie vor 90 Jahren, jedenfalls viele nicht. Und unter Juden lebt man auch nicht unbedingt im Paradies. Außerdem interessieren mich diese rassischen oder völkischen Unterschiede, wie man früher sagte, nur sehr bedingt. Ich glaube, es kommt auf etwas anderes an als auf eine bloße Volkszugehörigkeit.“

Ich nickte. Aber bevor ich fragen konnte, worauf es denn ihrer Ansicht nach ankomme, sagte sie: „Wenn Sie sich stark genug fühlen, können wir ein Denkmal und ein Documentationscentrum über den Holocaust besuchen und Sie sehen, wie man mit den Juden vor 90 Jahren umging. Herr Neuhaus hat Ihnen nicht alles gesagt.“

Ich faßte ein starkes Vertrauen zu Frl. Stern und sagte entschlossen: „Ja. Ich will das sehen.“

Wir gingen schweigend ein paar Straßen weiter, während ich darüber grübelte, was diese Dinge mit Brandopfern zu tun haben sollten, und kamen bald auf einen Platz, der über und über mit großen schwarzgrauen quaderförmigen Steinblöcken vollgestellt war, die meisten mehr als mannshoch. Sie standen aber nicht wild durcheinander, sondern geradezu in militärischer Ordnung wie auf einem riesigen Schachbrett. Dazwischen blieben enge Gänge frei, durch die wir hindurch gingen. Mir war beklommen zu Muthe, und ich fühlte mich von den Steinmassen geradezu erdrückt.

„Dies ist das Holocaust-Mahnmal“, sagte Frl. Stern, „es wurde 60 Jahre nach dem zweiten Weltkrieg fertiggestellt und soll an die Ermordung der Juden erinnern. Ich wunderte mich nicht wenig darüber, daß man in dieser Zeit Denkmäler errichtete – wenn auch sehr eigener Art –, die ein Volk nicht an seine Ruhmes-, sondern an seine Schandthaten erinnerte. Da mußte sich tatsächlich im Bewußtsein der Menschen gegenüber früheren Jahrhunderten etwas Wesentliches verändert haben.

Am Rande des Mahnmals führten Treppen unter dasselbe. Wir kamen in weitläufige Kellerräume, die trotz ihrer Fensterlosigkeit taghell beleuchtet waren. Da waren große Schrifttafeln, auf denen die Geschichte der Judenvernichtung beschrieben wurde. Wir standen davor und lasen beide still vor uns hin. Ich mußte öfters schlucken und war gar nicht in der Lage, etwas zu sagen oder zu fragen. Ich las da, daß es neben den einfachen Konzentrationslagern auch regelrechte Vernichtungslager gegeben habe, in denen hauptsächlich Juden, aber auch Zigeuner und andere mißliebige Personen umgebracht wurden: ungefähr sechs Millionen! Gerichtsurteile gab es nicht, schon weil klar war, daß die Betroffenen sich gar nichts hatten zu Schulden kommen lassen als das bloße Ärgernis ihrer Existenz.

Zwischen den Schrifttafeln gab es zahlreiche Photos, auch bewegliche Filme, auf denen die Elenden und ihre Peiniger zu sehen waren, letztere zumeist in Uniform, erstere in Lumpen oder nackt, und die Räume, in denen die Opfer zusammengepfercht und mit einem giftigen Gas umgebracht wurden, und die Öfen, in denen die Leichen verbrannt wurden und die großen Gruben, in denen andere verscharrt wurden und die Werthsachen, die noch den Leichen weggenommen wurden, und die Knochenberge, aus denen Seife hergestellt wurde.

Ich kann es Dir nicht wirklich beschreiben, Bettine, was ich da gesehen habe. Angesichts der Bilder wurde mir schließlich übel, und Frl. Stern führte mich aus dem Keller an die frische Luft. Aber was ich gesehen habe, hat gereicht, um sich mir unauslöschlich einzuprägen und mich in eine tiefe Niedergeschlagenheit über die Abgründe des Menschendaseins zu stürzen, die sich ausgerechnet in unserem biederem Deutschland so grauenhaft aufgethan haben.

Ich brauchte eine Zeit lang, um mich zu erholen. Frl. Stern schaute mich besorgt an und fragte: „War es zu viel für Sie?“ Ich antwortete: „Es mußte sein. Ich danke Ihnen.“

Und, auch wenn ich keinem von uns nur entfernt solche Unthaten zutraue, überfiel mich doch eine große Scham für unsere christlich-deutsche Tischgesellschaft und ihre Gesinnungen, die sie in ihren Satzungen festgeschrieben hat. Auch wenn wir nicht wissen konnten, was einmal den Juden angethan werde, war unsere Einstellung gegen sie doch im höchsten Grade bedenklich. Ich hoffe nur, daß das in nächster Zeit anders wird.

Danach sieht es aber nicht aus. Du hast doch selbst erlebt, wie sie ausgerechnet Beckedorff zu ihrem Sprecher gewählt haben, der immerzu gegen die Juden gehetzt hat.

Und dann die Rede von Clemens über den „Philister vor, in und nach der Geschichte“, worin er umständlich die tiefere Verwandtschaft von Juden und Philistern begründet, großer Quark, wie Schleier mir erzählte, aber alles so witzig und launig, daß die ganze Gesellschaft vor Begeisterung außer sich geriet und ihrem Schreiber zujubelte. Du warst doch selber dabei. Ich glaub', solchen Erfolg hat Clemens sein Lebtage nicht gehabt. Die Sache soll jetzt sogar noch gedruckt werden, damit auch niemand im Zweifel bleibe über die wahre Gesinnung der Tischgesellschaft.

Ich muß Dir bekennen, daß ich kürzlich einen ähnlichen Quark Frl. Stern gegenüber äußerte, nur nicht so eloquent. Aber diese Späße sind mir inzwischen vergangen. – Und vielleicht vergehen sie Clemens auch einmal. Immerhin ist er unstät und ändert seinen Standpunkt ziemlich leicht.

Clemens hat gar keinen Standpunkt. Er will immer ein Kind bleiben und ist darüber ein Hanswurst geworden, der nur seinen Spaß haben will und sich damit womöglich noch in ein gutes Licht rücken. Ja, unstät ist er, das ist wahr. Er ist so unstät, daß er sich neulich selber als den „ewigen Juden“ bezeichnet hat. Alles ist nur Spaß für ihn – bis er schließlich das Delirium davon kriegt oder sein Heil im Gegentheil sucht und ein reumüthiger, aber um so radicalerer Katholik wird. Dabei wird für die Juden aber auch nichts Gutes herausspringen.

Und Achim meint es mit den Juden leider auch nicht besser, im Gegentheil! Dabei kann er sich nicht einmal mit einem übermüthigen Temperament herausreden. Warst Du nicht dabei, als er seinerseits eine Rede „Über die Kennzeichen des Judenthums“ gehalten hat? Ich glaube, er war neidisch auf Clemens Erfolg und hat gedacht: Na wart', das kann ich besser! Aber übertroffen hat er Clemens mit seiner Rede nur an Unmenschlichkeit. Er hat sie mir zuvor zum Durchlesen gegeben. Ziemlich widerwärtiges Gebräu von alten Judenlegenden; am Schluß räumt er gönnerhaft ein, daß es unter den Juden wenige edle Ausnahmen gebe, wie Mendelssohn, Spinoza und Jesus Christus. Ich habe ihn gefragt, ob das alles sein Ernst sey. Er sagte: „Du kannst es auch als Spaß nehmen.“

Warum macht Achim so was? Hat er früher nicht vielfachen Umgang mit Juden gehabt und sogar eine Zeit lang bei Sarah Levy hinter dem Packhof gewohnt?

Er kann vorläufig nicht an das Erbe seiner verstorbenen Großmutter, solange wir noch keine Kinder haben. Darum hat er ziemlich viel Schulden machen müssen, bey den jüdischen Bankiers, die ihn erbarmungslos „in den Klauen“ haben, wie er sagt.

Das ist übel. Aber die Christen haben die Juden wohl nie „in den Klauen“ gehabt?! Wenn ich nur an Dr. Luther denke, der aufgerufen hat, die Juden in die Sümpfe zu jagen. Und er war, weiß Gott, nicht der einzige. Selbst wenn man die Juden als unsere Feinde betrachtet, bleibt da immer noch das christliche Gebot der Feindesliebe. Aber das hat man wohl nie jemals ernst genommen; ich glaube, weil die Menschen immer jemanden brauchen, auf den sie einschlagen können. Wie es damit im Jahr 2030 steht, habe ich allerdings noch nicht genug erkundet.

Und dann hat Moses, der den Kindern Israels so viele Verbote auferlegte, ihnen doch nicht verboten, Zinsen zu nehmen. Und sie thun nach ihren Möglichkeiten. Aber Christus hat es uns verboten, wie er überhaupt der größte Feind des Mammons war. Und wir sind ihm nicht gefolgt und gehen schwerer in den Himmel ein als ein Camel durch ein Nadelöhr.

Du hast Recht, Fritz. Aber an der allgemeinen Einstellung der Tischgesellschaft ist nicht leicht was zu ändern und an Achims Einstellung nun schon gar nicht. Ich habe Dir nämlich noch nicht alles gesagt:

Neulich war ich im Salon der Levy eingeladen. (Vor ihrem Hause hatten wir uns im December versprochen – wenn Du es wissen willst – draußen im Dunkeln bei miserablen Regen und ohne alle Ceremonien.) Aber ich hatte anderes zu thun, und Achim ging, ohne sich mit mir zu besprechen, statt meiner hin. Ich weiß nicht genau, was vorgefallen ist, kann mir aber denken, daß er dort nicht wohl aufgenommen wurde, nachdem seine Rede bey der Tischgesellschaft und seine Einstellung zur Judenfrage stadtbekannt geworden war. Und dann war er für die Abendgesellschaft nicht richtig gekleidet und hat die ganzen Peinlichkeiten mit Witzen zu überspielen versucht. Aber darin ist er nun mal nicht so glücklich wie Clemens, dem man am Ende alles nachsieht.

Die Gesellschaft fühlte sich jedenfalls provocirt, und ein paar Tage später kriegt Achim einen Brief von dem jungen Bankierssohn Moritz Itzig, der ein Neffe der Levy ist, in dem er ihm vorwirft, Achim kämpfe mit unritterlichen Waffen gegen seine Glaubensgenossen und ihn zum Duell auffordert. Ich mußte stundenlang auf ihn einreden, bis ich ihn endlich soweit hatte, daß er der Levy einen Entschuldigungsbrief schrieb. Damit schien alles gut zu sein; denn die Levy ist eine vernünftige Frau und hat es damit bewendet sein lassen. Aber was thut Achim? Er schreibt an zehn andere Adliche und fragt sie, was sie zu der Duellforderung sagen. Alle sind natürlich empört und schreiben zurück, so ein unverschämter Jud sey gar nicht satisfactionsfähig; vielmehr gebühre ihm eine Tracht Prügel. Und Achim kann es nicht lassen und schreibt dem Itzig von oben herab haarklein, was seine Standesgenossen ihm gerathen.

Und damit hatte die Sache natürlich noch kein Ende.

Nein, natürlich nicht. Es war an dem Tage, als Clemens nach Bukowan abgereist ist, da saß Achim im Badehause und las die Zeitung. Plötzlich springt

ein junger Mann auf ihn zu und schlägt mit einem Stock auf ihn ein. Achim hält ihn für einen Wahnwitzigen, bis er erkennt, daß es sich um den Moritz Itzig handelt. Mit Hilfe der Badeknechte hat er ihn endlich überwältigt und die Sache der Justiz übergeben.

Und ist darüber schon was entschieden?

Nein. – Achim wird schon Recht bekommen; aber ich fürchte, der Schaden ist trotzdem groß und vielleicht nicht mehr zu beheben. Achim freilich sieht das nicht so. Er verliert halt auch mitunter den rechten Realitätssinn wie Clemens, hat mir versichert, die Katastrophe komme ihm gerade gelegen – zu einer Erzählung, woran er arbeitet.

Und nun kannst Du Dir denken, wie die Sache bey der Tischgesellschaft aufgenommen wurde. – Achim hat alles ausführlichst berichtet und einen Sturm der Entrüstung über die frechen Juden hervorgerufen. Und der Geheimrath Beuth, der nicht besser ist als Beckedorff, hat eine weitere Rede über das Judenthum gehalten, ganz ohne poetische Masque. Und Achim selbst muß sich dahin erklärt haben, daß er sich früher mit dem Ausschlusse der Juden aus der Tischgesellschaft nur einen Scherz als kleine Rache für die oft durch sie erlittenen Prellereien erlaubt habe, nun aber sey ihm der Scherz vergangen und er sehe, was für eine ernsthafte Bedrohung für den Staat durch das Judenthum zu gewärtigen sey.

O Gott, ich sehe, das Judenthema kommt nicht zur Ruhe und wird noch immer weiter hochgekocht.

Ja, so sieht es aus. Der einzige Lichtblick ist, daß wenigstens Beckedorff in Kürze nach Anhalt als Hofmeister abgeht. In seiner Abschiedsrede hat er noch einmal die Juden ein Gezücht genannt, gegen das man Krieg führen müsse; ich weiß das von Schleier, Achim erzählt mir so was nicht. Nun wird der Posten des Sprechers neu besetzt. Wie ich hörte, könnte Fichte gewählt werden.

Aber hat nicht auch Fichte schon früher ziemlich abfällige Bemerkungen über die Juden gemacht?

Mag sein, aber er hat sich hinter der Hand geäußert, daß ihm dieses ewige Gerede gegen die Juden zum Halse heraushänge, weil es alle anderen geistvolleren Themen verdränge; und auch gegen das Philisterthum solle man sich lieber nicht zu sehr hervorthun, weil es einem sonst auf die Füße fallen könne und man sich lächerlich mache.

Immerhin eine schwache Hoffnung, daß die Luft sich ein wenig reinigt. – Aber Du sagst, Clemens sey abgereist?

Ja, mit Schinkel nach Böhmen auf unser Gut Bukowan, um nach dem Rechten zu sehen.

Er ist ja auch ein besonders talentirter Oeconom!

Ja, da hast Du recht. – Ich glaub, er hält es einfach nicht aus, an einem Orthe still zu sitzen.

Er ist nicht einmal hier gewesen.

Ich glaub' er hat es Achim und mir übel genommen, daß wir heimlich geheuratet haben und er nichts wußte. Er muß immer alles wissen. – Vielleicht haben ihn die Berichte über Dich auch verstört und er machte sich Sorge um sein kostbares seelisches Gleichgewicht. Aber Du kannst ihm schreiben. Er wird gewiß antworten. Schreiben ist für ihn leichter als leben.

Wohl nicht nur für ihn, Bettine.

Ich muß jezt zu Achim. Auf bald!

* * *

Lieber Schlösser, ich werde nächste Tage nach Wien abreisen, will aber vorher noch von Ihnen hören, wie es denn nun nach dem zweiten Weltkriege weitergegangen ist. Wir sprachen zuletzt von der völligen Demoralisirung der deutschen Nation und ob es daraus einen Ausweg gebe. Immerhin dürfte sich doch das Übel des übersteigerten Nationalismus erübrigt haben?

Ja, das kann man so sagen. Zunächst aber müssen Sie wissen, wie mir Dr. Neuhaus erklärte, daß die Welt nach dem Ende des Krieges in zwei Lager gespalten blieb; man nannte das den „kalten Krieg“. Die Siegermächte gehörten nämlich schon vor dem Kriege ganz unterschiedlichen politischen Lagern an, die sich zutiefst mißtrauten und nur in der Bekämpfung Deutschlands einig waren. In diesen Lagern spielte nicht mehr die Nationalität, sondern eher das Gesellschafts- und Wirtschaftssystem die entscheidende Rolle.

Das wundert mich nicht so sehr. Wenn ich etwa den freien, reichen Engländer dem leibeigenen Russen gegenüberstelle, so giebt es auch in unserer Zeit schon dergleichen Gegensätze, aus denen manches Ungemach entspringt. Aber erstaunlich ist schon, daß sie dereinst so an die Oberfläche treten, daß sie die Politik bestimmen und nicht die Fürsten, die doch überall ähnlich sind – von Napoleon einmal abgesehen, der im Grunde ja auch nur ein als Fürst verkleideter Emporkömmling ist.

Mit den Fürsten ist es schon seit dem ersten Weltkriege aus, selbst in Oesterreich. Und diejenigen, die sich noch gehalten haben, wie die Könige von England, haben so gut wie gar nichts mehr zu sagen. Offiziell herrscht fast in allen Ländern spätestens nach dem zweiten Weltkrieg das Volk. Nur was man unter der Democratie verstand, war offenbar etwas sehr Unterschiedliches.

Platon hatte schon seine Gründe, vor der Überschätzung der Democratie zu warnen.

Gewiß. Aber die Monarchie hatte nun einmal abgewirtschaftet und alle Glaubwürdigkeit verloren. – Für die Westmächte verwirklichte sich die Democratie schon im 19. Jahrhundert im sogenannten Liberalismus, der freilich nicht auf das hinauslief, was die französische Revolution oder gar was unser Schiller oder Humboldt unter Freiheit verstanden. Es war vielmehr die umumschränkte Freiheit, Geschäfte machen zu können. Man nannte sie deshalb auch mit gutem Grund Kapitalismus.

Widerwärtig! Das hört sich nach einer allgemeinen Judaisierung der Bevölkerung an.

Schweigen Sie davon, Müller, ich bitte Sie! Ich habe schon Frau von Arnim berichtet, was ich heute Vormittag noch über diesen Punkt erfahren habe und mögte das hier nicht wiederholen. Die Bedeutung der Juden ist immer überschätzt worden, offenbar weil die Menschen im allgemeinen nicht ohne Feindbild auskommen. Auch unsere Tischgesellschaft ist davon leider nicht zu entlasten, leider.

Nach den Kriegen spielten Juden schon gar keine Rolle mehr, – weil die meisten nämlich tot waren. Vielmehr war die Orientierung an ökonomischen „Werthen“, wie ich Ihnen gestern bereits schrieb, schon im späteren 19. Jahrhundert eine allgemeine Seuche geworden. Und die Energien, die zunächst noch dem Nationalismus galten, wurden nun nach dessen Bankerott fast ausschließlich auf die wirtschaftlichen Interessen gerichtet. Den Menschen fiel einfach nichts Interessanteres ein, als möglichst viel Geld zu machen.

Typischerweise sind darin mal wieder die Briten vorangegangen. Ein schottischer Professor der Philosophie namens Adam Smith – er war zu unserer Zeit bereits gestorben; haben Sie den Namen je gehört? – wurde im Nachhinein und wahrscheinlich wider seinen Willen zum Propheten des Kapitalismus ernannt und dieser dadurch zu einer Art Philosophie geadelt.

Unglaublich! Selbstverständlich kenne ich diesen Smith, mit dem ich nicht mehr als den Vornamen gemeinsam habe. Seine seelenlosen Ansichten haben mich schon seit längerem aufgebracht, besonders im Streite mit Christian Jakob Kraus, dem Propheten des Schotten in Deutschland, der einen verderblichen Einfluß auf Hardenberg und damit auf die ganze preußische Staatsoeconomie

gewonnen hat. Und dieser Smith hat sich schließlich allgemein durchgesetzt, sagen Sie? Unglaublich! Wie die Werthe sich verschieben können! Man möchte an die Dekadenz des späten Römischen Reiches denken!

Dabei waren die jungen Vereinigten Staaten von Amerika auf diesem Gebiet führend und gewannen dadurch überhaupt die Dominanz, wenigstens unter den westlichen Ländern.

Und gab es denn keine Gegenkräfte? Jede Einseitigkeit ruft doch eine Gegenkraft hervor.

Es gab eine Gegenkraft, sogar eine, die auf den ersten Blick wohl ziemlich idealistisch aussah. Sie war aber am Ende mindestens so verlogen wie der Liberalismus. Anfangs freilich entstand sie aus dem edlen Impuls, den immer mehr unterdrückten Gesellschaftsklassen Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Besonders hervor getan hat sich dabei übrigens – Sie werden es nicht glauben – ausgerechnet der Sohn eines Rabbiners aus Trier, der prophezeite, daß die liberalistische Gesellschaft an der Verherrlichung des Kapitals zugrunde gehen und durch eine sozialistische oder kommunistische Revolution überwunden werde. Dieser Jude hieß Karl Marx und war ein Schüler des ihnen wohlbekannten Hegel, der in den nächsten Jahren noch viel von sich reden machen wird. Ich zweifle allerdings, daß er ein besonders origineller Kopf ist. Nach dem, was Dr. Neuhaus mir erzählte, hat er das meiste seinem Studienfreund Schelling zu verdanken, etliches Fichte und auch Ihnen, Müller.

Tatsächlich?! Einige wissen sich wohl besser zu verkaufen als andere. Aber was hat Hegel von mir übernommen?

Ich glaube, er hat sich gründlich in Ihre Lehre vom Gegensatze hineingelesen. Aber sehen Sie selbst, wie er sich in den nächsten Jahren hervorthun wird. Die Müller-Hegel-Marxsche Lehre – wenn ich so sagen darf – hat ihre Berechtigung darin bestätigt, daß in dem Land, in dem der Despotismus, die Unterdrückung der unteren Classen am größten war, in Rußland, der revolutionäre Umbruch zuerst zustande kam. Und Rußland blieb auch die Anführerin aller Staaten, die den Sozialismus als Gesellschaftsform annahmen oder denen er von Rußland aufgezwungen wurde.

Der kalte Krieg war also die Konfrontation der liberal-kapitalistischen mit den marxistisch-sozialistischen Staaten und Gesinnungen.

Ja, so scheint es. Und doch hatten beide Gesellschaftsformen eine gemeinsame Basis, die nicht bloß, wie erwähnt, die Pseudo-Democratie war, sondern der wirkliche Materialismus. Dieser wurde allerdings paradoxerweise in den liberalen Welttheilen gelehrt und die Geldwirtschaft mit Relikten der

Religion und bürgerlichen Menschenrechte verbrämt, während er im eigentlich idealistischen Marxismus geradezu als wissenschaftlich erwiesen galt und zur Idee verklärt wurde. Wie das eigentlich möglich war, habe ich aber nicht recht begreifen können. Ohnehin verlor das marxistische System schon in dem Moment, als es in die praktische Politik trat, seine Glaubwürdigkeit, da es gleich zur Diktatur einer Klasse und sogar einzelner Tyrannen entartete. Das begann schon 1917 in Rußland.

Erinnert das nicht auch an Vorgänge im späten Römischen Reich? Ich meine, an das Christentum im vierten Jahrhundert, als es nach der Schlacht an der Milvischen Brücke aus einer unterdrückten Klasse zur allein herrschenden wurde und zusehends in der Machtpolitik verkam, jedenfalls wenn man es an den Maßstäben seines göttlichen Stifters mißt?

Also bitte, Schlösser, die Parallele scheint mir reichlich verwegen. Schließlich darf man die heilige Kirche und ihr im Ganzen gesehen segensreiches Wirken durch viele Jahrhunderte wohl nicht mit der Herrschaft einer verkommenen Clique vergleichen.

Sie mögen schon Recht haben. Die Dekadenz des Sozialismus scheint auch rapider verlaufen zu sein als im Falle der Kirche und ohne wirksames Erneuerungspotential.

Ja, dafür braucht es eben Ressourcen, die über die platte Diesseitigkeit hinausreichen.

Von den hehren sozialistischen Ideen blieb jedenfalls in der Realität immer weniger übrig, und um 1990 brach das System – ohne daß es zu einem heißen Kriege mit dem Kapitalismus gekommen wäre – auf der ganzen Linie in sich zusammen, weil es einfach immer unwirklicher geworden war.

Das Ergebnis war also der Sieg des Kapitalismus?

Zunächst sah es so aus, und der Kapitalismus schlug immer mehr über die Stränge und eroberte die ganze Welt, was man als Globalisierung bezeichnete. Bald aber traten gerade dadurch die unvermeidlichen inneren und äußeren Schwächen dieses Systems immer unabweisbarer zu Tage.

Das wundert mich nun nicht. Auch in unserer Zeit hat man mitunter höchst fragwürdige Begriffe von Universalität. Dieselbe kann doch nur eine glückliche sein, wenn sie wirklich der Ganzheit gerecht wird, die sie behauptet. Eine bloß materialistische Universalität ohne geistige, ja geistliche Dimensionen ist ein bloßer Popanz, um so schlimmer, wenn er die ganze Welt umspannt. Darum kann ich Novalis nur zustimmen, wenn er uns das Mittelalter als eine Epoche von hochwertiger Universalität vor Augen führt.

Es freut mich, daß Sie dieser Ansicht sind, lieber Müller. Der Meinung des verewigten Novalis folge ich auch in meinem Romane nach.

Im Grunde war schon seit Jahrzehnten klar, daß es so nicht beliebig lange weitergehen konnte. Das lag wohl nicht zuletzt daran, daß der Kapitalismus auf einer Doctrin basirte, deren Widersinnigkeit jedem, der nur ein wenig Verstand besitzt, sogleich in die Augen springt. Es war dies die Doctrin vom endlosen Wachsthum der oeconomischen Verhältnisse. Ohne die vermochte das System sich nicht zu erhalten. Und mit dieser Doctrin mußte es die ganze Welt zugrunde richten und so leztenendes auch sich selbst.

So hat also die Hybris des homo oeconomicus ihn blind dafür gemacht, daß die Bäume, wie man so sagt, nicht in den Himmel wachsen können und daß das auch seine guten Gründe hat.

Schon dieser Adam Smith hatte betont – wie Sie wissen –, daß es darum gehe, beständig neue Märkte zu erschließen, damit die Oeconomie gedeihe. Das schien gerade nach dem zweiten Weltkriege gar nicht so schwierig zu sein, zumal in Deutschland, das in unvorstellbarem Ausmaße zerstört gewesen sein muß und in dem es sehr viel zu tun gab, um es gewissermaßen wieder neu aufzubauen, wie Dr. Neuhaus sich ausdrückte.

Das leuchtet ein. Aber derartige Aufgaben, wie sie auch unsern aufgeklärten Utilitaristen schon immer behagen, erschöpfen sich doch irgendwann. Der Staat ist zwar ein Organismus, aber man irrt, dessen Wachsthum nur aus dem oeconomischen Gesichtspunkte zu betrachten. Da bleibt am Ende das schale Gefühl zurück, nur auf der Oberfläche der Dinge gelebt zu haben, – sofern man dieses Gefühl nicht betäubt.

Ja, die Kunst zu betäuben wurde denn auch alsbald bis zur Virtuosität entwickelt. Als nach wenigen Jahren die Grundbedürfnisse der Menschen befriedigt waren, durfte der oeconomische Motor nicht zum Stehen kommen und man verlegte sich darauf, den Menschen mittels einer ausgeklügelten Werbung alle möglichen Bedürfnisse einzureden, was auch in erstaunlichem Umfange gelungen sein muß. Der Mensch wurde nun überhaupt im wesentlichen als Kunde betrachtet, der möglichst viel Geld ausgeben sollte, damit die Wirtschaft florire und alles auf eine Art irdisches Paradies oder Schlaraffenland zusteuere, in dem die bislang geradezu vergötterte Arbeit endlich überflüssig werde. Ein ähnliches Ziel muß übrigens auch der Sozialismus im Sinne gehabt haben, nur ist er damit noch früher gescheitert.

Und niemand hat gesehen, daß es auf Erden gar kein Paradies geben kann und daß das Schlaraffenland nicht einmal erstrebenswerth ist, weil es den Menschen stumpf und dumm und flach macht?

Lieber Müller, die Werbung für's Oeconomische beruhte ja gerade auf der Abstumpfung und Einnebelung der feineren menschlichen Qualitäten.

Außer der Zurechtstauchung der eigenen Mitmenschen zu bloßen Kunden waren da noch die ganzen ausländischen Märkte, vor allem in den unterentwickelten Ländern anderer Kontinente, mit denen man einen sehr regen Handel trieb, indem man ihre Rohstoffe um billiges Geld einkaufte, während man ihnen allen möglichen Schnickschnack, den sie nie gebraucht hatten, aber den sie eifrig begehrten, um es den scheinbar so glücklichen Nationen gleich zu thun, theuer verkaufte.

Das war dann so ähnlich wie die Spanier den Indianern der Neuen Welt ihr Gold stahlen, indem sie ihnen Glasmurmeln dafür gaben.

So ungefähr wohl, nur ein wenig komplizierter und wiederum sehr viel erfolgreicher; denn die ganze Welt wurde ein einziges riesiges Geschäft, in dem alle möglichen Waren rund um den Globus transportiert wurden. Sogar was selber im Staate vorhanden war, banale Dinge, wie Äpfel oder Steinkohle, schaffte man aus Neuseeland oder Südafrika herbei, was mir Frl. Stern glaubhaft versicherte.

Wie sich dergleichen lohnen konnte, habe ich nicht verstanden; aber das System muß längere Zeit erstaunlich gut funktioniert haben. Auf die Dauer waren jedoch die Collateralschäden immer unübersehbarer, zumal nicht nur die Menschen, sondern die ganze Natur ausgebeutet wurde.

Aber ist nicht die Natur gerade dasjenige, was der menschlichen Civilisation und Geschichte unwandelbar, gleichsam ewig gegenübersteht? Und ist sie nicht unerschöpflich?

Nein, Müller, es sieht so aus, daß auch die Natur wie wir eine Geschichte hat, gewissermaßen gewachsen und darum auch verletzlich ist wie eine Pflanze. Und Sie machen sich keine Vorstellung davon, wie sehr die Menschen schon im Laufe des 19. Jahrhunderts und erst recht im 20. durch ihre technischen Errungenschaften in die Lage versetzt wurden, auf die Natur einzuwirken, und das in aller Regel zu Ungunsten letzterer. Es müssen da schlimme Dinge vor sich gegangen sein. Aber ich habe darüber noch nicht genug in Erfahrung gebracht, um Ihnen kompetent berichten zu können.

Es mag auch genug sein, Schlösser. Ich muß fort nach Wien und werde sicher länger ausbleiben. Gentz braucht mich, Schlegel vielleicht auch, und Humboldt ist ja jetzt ebenfalls da und noch manche andere von uns. Nun ja, wir bilden gewissermaßen eine Kolonie von Berliner Exilanten an der Donau. Wer weiß, wann und ob ich jemals zurückkehre. Ich kriege hier in Berlin keinen Fuß mehr auf die Erde, weder im Staatsdienst noch an der Universität; man legt hier auf

gemeinschaftliche practische Ziele keinen Wert und verliert sich stattdessen ins Allgemeine und Beliebige. Aber wenn es Ihnen nicht zu mühsam ist, schreiben Sie mir doch gelegentlich. Meine Postadresse ist das Palais des Erzherzogs Maximilian von Este; andernfalls wird Kleist Ihnen Bescheid geben können. Ich würde zu gern erfahren, wie es mit dem Kapitalismus geendet ist, ehrlich gesagt, schon aus ressentiment gegen Smith. Wenn ich nicht von Ihnen wüßte, daß es aussichtslos ist, würde ich am liebsten noch ein Buch gegen ihn schreiben, um die Menschheit zu warnen. Vielleicht thue ich es trotzdem.² – Und wenn Sie genesen sind, besuchen Sie mich und wir trinken ein Glas darauf, daß alles besser kommen möge als es kommen wird.

Leider sehe ich mich außer Stande, Ihnen feste Zusagen machen zu können; aber ich will mein Bestes thun. Leben Sie wohl, und grüßen Sie in Wien Schlegel von mir. Sagen Sie ihm, er soll nicht alles als Aberwitz abthun, was er früher mit uns affirmirte. Die Zukunft könnte geradezu phantastischer sein als unsere Phantasie es für möglich hält.

Phantastischer schon, Schlösser, das glaub' ich Ihnen inzwischen – aber auch besser?

Ich weiß es noch nicht genug, werde es in Erfahrung bringen und berichten. – Ach, Müller, bevor Sie abreisen, grüßen Sie bitte auch noch Kleist von mir! Er soll noch mal in sich gehen, ob man die Dinge nicht auch anders betrachten könnte. Einem Dichter steht diese Option doch immer offen.

Gewiß, nur sind auch die Dichter nicht in allen Lebenslagen immerzu Dichter (von seltenen Ausnahmen abgesehen, wie wir wissen).

Und – im Vertrauen gesagt – ich wünsche Kleisten gewiß nichts Böses; aber manchmal ist man doch am Ende mit seinen Kräften, und ich bin ganz zufrieden, nach Wien ausweichen zu können, auch vor ihm. Von den Duellforderungen aus nichtigen Anlässen will ich gar nicht reden; aber in Dresden hat er mir einmal ganz offen und freundschaftlich erklärt, er müsse mir leider das Leben nehmen, da er in meine Frau verliebt sey. Und thatsächlich hat er bey einem Spaziergange über die Elbbrücke versucht, mich in den Fluß zu stürzen. Er verliert eben immer wieder den Boden der Realität unter den Füßen, schlimm genug für ihn.

Was Sie da sagen, macht meine Sorge nicht geringer – und nicht nur die Sorge um Kleist. Ich fürchte manchmal, ich verliere auch diesen Boden unter den Füßen, nur auf eine andere Art.

Haben Sie auf sich acht, Schlösser, und werden Sie ganz gesund!

² Thatsächlich publizierte Adam Müller 1816 seinen *Versuch einer neuen Theorie des Geldes*, worin er gegen den Wirtschaftsliberalismus Adam Smiths deutlich Position bezieht.

* * *

Nun, wie steht es? Noch keine Besserung Deines Zustandes?

Je nach dem, was Du darunter verstehst. Ich gewöhne mich allmählich an dieses Doppelleben, Schmerzen habe ich nicht, aber die Lähmungen scheinen nicht wegzugehen.

Heute morgen war ich wieder bey Prof. Galowsky. Ich sagte ihm – bisher hatte ich's für mich behalten –, daß ich seit etlichen Tagen den Eindruck habe, zeitweise wieder in mein früheres Leben hinein aufzuwachen. „Aufzuwachen oder hineinzuträumen?“ fragte er. Ich sagte, das wisse ich eben nicht sicher. Ich habe weder in dieser noch in jener Welt das Gefühl zu träumen, vielmehr mit ganz realen Menschen und Dingen umzugehen. Er machte ein besorgtes Gesicht und äußerte den Verdacht, daß sich meine Erkrankung möglicherweise verschlimmere statt abzuklingen. Ich fühlte mich nicht recht verstanden und nahm mir vor, künftig besser nicht mehr über dieses Thema zu sprechen, jedenfalls mit ihm nicht.

Dann sagte er, meine nervliche Belastung sey zu groß. Frl. Stern – er sagte wieder Frau Stern – muthe mir offenbar zu viel zu, und er fragte mich allen Ernstes, ob ich lieber einen anderen Betreuer haben wolle. Ich verwehrte mich entschieden dagegen. „Gut“, sagte er, „aber Sie müssen eine Zeit lang raus aus der Stadt. Es wird hier in den nächsten Wochen ohnehin unerträglich heiß. Machen Sie doch einen Urlaub auf dem Land; ich werde mit Frau Stern darüber sprechen.“

Und? Ist schon was dabei herausgekommen?

Ja, Frl. Stern würde gern mit mir in Urlaub fahren und hat mich schon gefragt, wohin ich wolle. Ich sagte, ich habe schon lange nicht meine Heimatstadt Greifswald besucht und überhaupt vermisse ich das Meer. „Toll!“ erwiderte sie begeistert, „ich wollte auch schon lange mal wieder an die Ostsee. Und mein Freund hat bestimmt Lust mitzukommen.“ –

„Ach so“, sagte ich, „sind Sie sicher?“ – „Wir fragen ihn einfach. Natürlich sollen sie einander erst mal kennen lernen. Er kann Ihnen viele Dinge genauer erklären als ich, vor allem über Naturwissenschaftliches. Und mit den neusten Computerentwicklungen kennt er sich auch besser aus als ich.“ – Ich schaute sie wohl etwas verständnislos an und sie lachte: „Ach, darüber wissen Sie ja noch nichts. – Später.“

Und wann geht es los?

Ich glaube, schon in den nächsten Tagen. – Aber ich weiß nicht, ob ich auch von der Ostsee aus in Eurer Welt aufwache. Mein Fall ist ja einigermaßen singulär.

Da werden wir vielleicht länger auf Dich warten müssen. Bleib nicht zu lange aus und komm gesund zurück, gesünder als jezt.

Ich werd's versuchen. –

Achim, ich wollte nicht versäumen, Dir zu danken für alles, was Du für mich hier thust.

Aber ich thu doch gar nichts, außer ab und zu nach Dir zu sehen. Du verzehrst ja nicht mal was.

Doch, Du thust so manches für mich. –

Und dann wollte ich Dir noch zur Hochzeit gratulieren und Euch alles Gute für Eure Ehe wünschen.

Bettine hat Dir schon erzählt? – Auch daß sie schwanger ist?

Nein. – Schön für Euch. – Dann wird es hier demnächst wohl etwas eng, und ich muß mir ein anderes Quartier suchen.

Mach Dir keine Gedanken. Das findet sich schon.

* * *

Grüß Dich, Philipp. Kommst Du auch einmal herüber, um nach mir zu sehen? Die Geselligkeit in Euerm Hause scheint ja während meines Entschwindens ebenfalls rapide geschwunden zu sein.

Ja, zuerst ist Achim ausgezogen – wer hatte auch damit gerechnet, daß die beiden nun doch so plötzlich heiraten? – und jezt ist auch noch Clemens abgereist, und ich bleibe mit den Kindern und Charlotte allein zurück. Überdies ist unser schönes mittägliches Freßcollegium durch die Gründung der Deutschen Tischgesellschaft aufgehoben worden.

Na, nun jammre mal nicht, Charlotte wiegt mit ihrer Rührigkeit doch schon allein eine ganze Gesellschaft auf.

Wer wollte auch jammern, Fritz?! Du hättest wohl mehr Grund dazu als wir alle. Aber andererseits ist es ja auch ein Glück, daß Du wieder da bist. Und was Du alles zu erzählen hast! Ich muß gestehen: es hat mich neugierig gemacht.

Daß ich fortwährend was zu erzählen habe, ist allerdings durch den Umstand bedingt, daß ich nun doch nicht so ganz da bin, jedenfalls bis jezt nicht.

Aber es ist gut, daß Du gerade heute kommst. Gestern habe ich was erlebt, was Dich speziell interessieren könnte.

O, was wäre das? – Ich habe schon von den anderen manche Curiosität aus Deiner neuen Welt vernommen. Es scheint da ja eine Menge aufregender Erfindungen zu geben: die Straßen aus Teer, die Lampen mit elektrischem Licht, die Zweiräder und die Automobile, die Photos... Diese Welt muß bewundernswürdig innovativ sein!

Dabey scheine ich erst einen Bruchteil dessen zu kennen, was es 2030 alles zu bestaunen giebt.

Erzähl! Was hast Du gestern Neues erfahren?

Ich habe gestern einen Namensvetter von Dir kennen gelernt, einen gewissen Philipp Bunk. Er ist mit meiner Betreuerin Franziska Stern befreundet – oder verlobt, so genau weiß ich das nicht.

So, so. Und?

Dieser Bunk ist von Beruf Physiker und hat sich ganz der Astronomie ergeben.

Ach! Ist er auch im Besitz eines Fernrohrs wie ich? Oder gar noch eines besseren.

Das weiß ich nicht. Wie ich hörte, hat man im Jahre 2030 sehr viel größere und wirkungsvollere Fernrohre als heutigentags. Die größten dürften nicht in Privatbesitz sein; denn die Astronomie ist inzwischen zu einer ganz allgemeinen Angelegenheit geworden, zu einer zentralen geradezu, weil man sich von ihr offenbar die Lösung großer Probleme erhofft, dergestalt, daß man nicht nur in die Weiten des Kosmos hinausschaut, sondern auch zu den benachbarten Himmelskörpern zu reisen imstande ist und vielleicht in absehbarer Zeit auf ihnen Kolonien gründen wird wie die Griechen an den Küsten des Mittelmeeres.

Was Du nicht sagst! Erzähl mir Genaueres; ich bin ganz Ohr – bzw. Auge.

Also gestern war ich mit meiner Franziska Stern in der Wohnung jenes Bunk eingeladen, um unsere gemeinsame Reise an die Ostsee vorzubereiten. Bunks Wohnung machte mir einen kahlen, um nicht zu sagen kalten Eindruck. Die einzige decoration bildeten einige große Photos an den Wänden, die meine Aufmerksamkeit immer mehr in Bann zogen. Zunächst wußte ich nicht recht, was sie vorstellen sollten, erkannte aber, daß es sich um Landschaften handeln mußte, freilich um Wüstenlandschaften ohne die geringste Spur von Leben. Ich äußerte meine Verwunderung über diese vollständige Lebensferne und fragte

Bunk, ob dies vielleicht Bilder von der algerischen oder tripolitanischen Wüste seyen. Hier kam eine gewisse Regung in seine Miene, und er antwortete ein wenig spöttisch und kurz angebunden: „Das sind Aufnahmen vom Mars, vier Jahre alt, von der letzten europäischen Mission.“

Mir schossen dabei so manche Überlegungen durch den Kopf, ob man 2030, etwa mit einer verbesserten Montgolfière, auf dem Planeten Mars gelandet sein könnte und daselbst, wie einst die Spanier in der Neuen Welt, sich sogleich daran gemacht haben könnte, eine christliche Mission zu errichten. Aber dies kam mir dann doch reichlich unwahrscheinlich vor, erstens wegen der allgemeinen Descendenz des religiösen Eifers in den jüngeren Zeiten, zweitens wegen der vollkommenen Menschenleere dieser Landschaften, in denen es offenkundig nichts zu missioniren giebt, drittens wegen der Dünne des Äthers wenigstens in der translunaren Sphäre, die den Montgolfièren den hinreichenden Auftrieb nehmen würde und den Menschen den Athem, und viertens wegen der zweifellos ungeheuren Entfernung und problematischen Ansteuerung dieses Himmelskörpers.

Vor allem Lezteres scheint auch mir in der That ein unüberwindliches Hindernis zu sein. Vorigen Herbst war ich hier bey dem Versuch des Wachstuchfabrikanten Claudius zugegen, zur Feier des Geburtstages des Kronprinzen einen Ballon mittels einer Maschine, unabhängig vom Winde, nach einer bestimmten Richtung hin zu dirigieren. Das Ergebnis war noch nicht sehr überzeugend, muß man zugeben. Kleist und Müller haben darüber in ihren Abendblättern geschrieben.

Ich habe es gelesen. 2030 ist die Aeronautik aber erheblich fortgeschritten, mein lieber Philipp! Flugmaschinen am hohen Himmel zu sehen, ist jetzt etwas ganz Gewöhnliches, sie sind noch größer als die Montgolfièren, sehen eher aus wie riesige Vögel aus Metall und fliegen offenbar zielgenau und sehr schnell in die gewünschte Richtung.

Das ist ja wunderbar. Kann da einjeder mitfliegen?

Ich glaube schon; aber es gelüstet mich nicht sehr. Irgendwie traue ich den Dingen nicht recht. Außerdem machen sie einen widerwärtigen Lärm, sogar noch aus ziemlicher Entfernung.

Aber wir sind abgekommen. Ich wollte sagen: Weil ich mich inzwischen auf so manches Wunderbare, ja Unglaubliche eingestellt hatte, mich aber andererseits nicht durch meine Unkenntnis blamiren wollte, sagte ich zu meinem Gesprächspartner hinsichtlich der Marsmission ganz nonchalant und schlicht: „Herr Bunk, ich bitte um Aufklärung.“ Franz kam ihm aber zuvor und antwortete für ihn: „Philipp ist Mitglied eines Wissenschaftlerstabes, der die Missionen zum Mars betreut. Ich glaube, seit fünfzehn Jahren hat die

europäische Union so ein Marsproject. Ist es so, Philipp? Die Amerikaner haben aber schon in den siebziger Jahren die ersten Sonden zum Mars geschickt.“

Diese Antwort riß in mir immer weitere Fragen auf; aber ich wollte vor Herrn Bunk nicht lächerlich erscheinen und sagte zunächst möglichst ruhig: „Ich bin beeindruckt!“ Das konnte nicht verkehrt sein. Thatsächlich belebte sich Bunk nun zusehends und hielt mir einen Vortrag über „terraforming der Marsumwelt“, was wohl soviel bedeuten sollte wie Urbarmachen des Planeten zum Zwecke menschlicher Besiedelung. Er erklärte etwa folgendes:

„Da es auf der Erde allmählich ungemüthlich wird – so drückte er sich aus –, müssen wir uns Gedanken machen, wie wir auf Dauer wenigstens einen Theil der Menschheit durch Evacuierung retten können. Dafür kommt, nach allen Ermittlungen der letzten Jahrzehnte, realistischerweise nur der Mars in Betracht. Sie sehen also, daß wir die uns zugewiesenen Staatsfinanzen keineswegs für unnütze Dinge durchbringen, wie uns manchmal aus der Bevölkerung vorgeworfen wird.“

Ich wiederholte noch einmal mein „Ich bin beeindruckt!“ und schloß eine kompetente Frage an: „Und wie ist nun dieses terraforming auf dem Mars in praxi vorzustellen?“ Hier holte Bunk weit aus:

Bitte Fritz, unterschlag mir nichts.

Also Bunk sagte: „Wir haben da bereits detaillirte Pläne. Natürlich kann man aus dem Mars nicht im Handumdrehen einen bewohnbaren Planeten machen, aber wir haben die Hoffnung, diesen Proceß so steuern zu können, daß er unvergleichbar schneller verläuft als auf der Erde selbst, wo es fast eine Milliarde Jahre gedauert hat, bis die ersten Lebewesen entstanden.“

„Eine Milliarde?“ entfuhr es mir ungläubig. „Na schön, lenkte er ein, mögen es 700 Millionen gewesen sein. Wir rechnen aber auf dem Mars mit ganzen 3400 Jahren.“

„Das ist freilich wesentlich kürzer“, gestand ich ein, „aber für menschliche Verhältnisse immer noch beträchtlich.“ – „Tja“, meinte er suffisant, „solange müssen es die lieben Menschen wohl noch auf der Erde aushalten. Das heißt: nicht alle. Wir sind schon dabei, die Installation von Forschungsstationen auf dem Mars vorzubereiten, in denen es genügend Sauerstoff zum Athmen giebt und den hinreichenden Strahlenschutz.“

„Aber in 3400 Jahren soll man auf dem Mars frei umhergehen können wie auf der Erde?“ fragte ich nach. „Ohne weiteres“, erwiderte er, „vielleicht schon etwas früher, wenn nur genügend Gelder dafür fließen. Aber angesichts der zunehmenden Katastrophen auf der Erde sollte schon klar sein, daß eine Evacuierung langfristig unumgänglich ist.“

Ich dachte mich immer mehr in Bunks Zukunftspläne hinein und fragte angeregt: „Und welche Schritte wollen Sie nun im einzelnen beym terraforming unternehmen?“ Er athmete tief und legte los: „Wir haben, kurz gesagt, folgende Arbeitsphasen geplant: 1. Errichtung einer dauerhaften Forschungsstation auf

dem Mars, am besten in Äquatornähe zwischen Pavonis Mons und Noctis Labyrinthus, 2. erstes Einbringen von Bakterien in den Senken des Planeten, wo ein Druck von 25 Millibar herrscht, der für kälteresistente Pflanzen wie Flechten ausreichend wäre. 3. Auslösung eines Treibhauseffekts durch Erwärmung der Südpolkappe, die ganz mit Eis bedeckt ist. Dadurch könnte man die Atmosphäre verdichten und die Sonnenwärme einfangen. Hier ist an den Einsatz riesiger Orbitalspiegel zu denken. Das Kohlendioxid des Südpols könnte so innerhalb von 20 Jahren verdampfen und die Temperatur auf dem Mars stiege um einige Grad, so daß das Kohlendioxid aus dem Untergrund entweichen würde. Der Treibhauseffekt würde sich selbst verstärken, weil durch ihn wiederum mehr Kohlendioxid freigesetzt würde. In den folgenden Jahrhunderten steigt dadurch der atmosphärische Druck an. 4. müßte man den Planeten mithilfe von Fluorchlorkohlenwasserstoffen erwärmen, um Temperaturen über dem Gefrierpunkt zu erreichen. Nach dem Auftauen der Permafrostschicht würde das Wasser auf die Oberfläche des Mars zurückfließen. 5. müßte noch genügend Sauerstoff produziert werden, was durch Ausstreuen von genetisch veränderten Pflanzen und Bakterien kein Problem sein dürfte. Ja, und nach spätestens drei bis viertausend Jahren könnten sich auch Menschen ohne Raumanzug und Sauerstoffmaske auf dem Planeten bewegen.“

Grandios, lieber Fritz, das ist ja wirklich grandios!

Ja, das fand ich auch. „Ich bin beeindruckt!“ stieß ich abermals hervor und war es wirklich.

Ich glaubte, noch etwas Theilnehmendes zu dem Mars-Thema sagen zu müssen und fragte: „Und das alles will Ihr Institut in den nächsten Jahrtausenden zustande bringen?“ Dabei bemühte ich mich, mehr Anerkennung als Sceptis in meinen Ton zu legen. „Nein, nein“, wehrte Bunk nun ab, „wir sind mit vielen anderen Institutionen in der EU vernetzt.“

Franzi merkte gleich, daß ich wieder mal rathlos dreinschaute und erklärte schnell: „EU ist die Europäische Union, in der inzwischen fast alle europäischen Staaten integriert sind und sogar noch ein paar mehr. Ursprünglich ist die EU kurz nach dem zweiten Weltkrieg nur als Wirtschaftsverband weniger Staaten gegründet worden, aber dann hat sie immer mehr politische Bedeutung gewonnen.“

„Das ist aber mal hoch erfreulich“, sagte ich; „unser verewigter Novalis hat uns seinerzeit in Jena, wo wir alle zusammen waren, gerade diese Vision ausgebreitet, nämlich in seinem Aufsatz Die Christenheit oder Europa und uns vor Augen gestellt, wie die schönen glänzenden Zeiten des Mittelalters, da eine Christenheit diesen menschlich gestalteten Erdtheil bewohnte, ein großes gemeinschaftliches Interesse die entlegensten Provinzen dieses weiten geistlichen Reiches verband, wie dieses Europa in einem künftigen Weltzeitalter neu erstehen werde und sich ohne Rücksicht auf Landesgränzen zu einer universellen spirituellen Gemeinschaft vereinigen werde.“

Bunk sah mich bey diesen Worten recht verständnislos und stumpf an; aber Franzi fing meine Begeisterung sanft lächelnd auf und meinte nur: „Ganz so weit sind wir noch nicht.“

„Freilich“, sagte ich, „Novalis rechnete wohl selbst nicht damit, daß seine Utopie so bald zur Verwircklichung käme. Er war nämlich keineswegs so naiv wie er that – dafür gab es mehr poetische Gründe – und hatte wohl schon darauf gerechnet, daß man sich über seine Phantasien amüsirte und sie gegen den Strich kämmte. So kam es denn auch. Dorothea Veit fand sein Coquettiren mit dem Christenthume manirirt – na ja, bey ihrer Herkunft – ; aber auch der herrliche Schelling bekannte mit übermüthigem Trotz, er habe durch die Vorlesung einen neuen Anfall von seinem alten Enthusiasmus für die Irreligion bekommen und dann hat er ein komisches Gedicht gegen die Religionsduseley verfasst und es „Epikurisch Glaubensbekenntnis Heinz Widerporstens“ genannt. Er ist im Grunde eben doch ein Spinozist, was ihm ja auch niemand verdenken kann und will, auch Novalis nicht.

Und hat Bunk noch mehr von der Astronomie gesprochen?

Ich sehe schon Philipp, Du bist so ungeduldig wie er. Zunächst wollte ich noch über die Europäische Union wissen, ob sie denn wenigstens so weit gediehen sey, daß die jahrhundertealten Reibereien und Kriege der europäischen Staaten untereinander der Vergangenheit angehören? – „Na ja“, meinte Franzi, „die Reibereien wohl nicht, aber die Kriege schon. Die Staaten sind heute auch viel mehr auf einander angewiesen als früher, zum Beispiel im internationalen Umweltschutz.“ – „Auch unser Marsproject mit dem Fernziel der Evacuirung“ warf Bunk nun wieder ein, „würde ohne die weltweite ökologische Krise keine so große Unterstützung finden; ein Staat allein wäre damit überfordert. – Aber ich wollte Ihnen eben noch ein paar andere Bilder zeigen, damit sie sehen können wie der Mars sich in den nächsten 3000 Jahren entwickeln soll.“

Damit drückte er auf den kleinen Knopf eines grauen Kästchens, das er in der Hand hielt, und wie von Zauberhand erschien an der Wand ein neues, riesiges Photo einer Marslandschaft, auf dem man kleinste Mulden und Felsbrocken bis hin zu ganzen Gebirgszügen erkennen konnte. „So sieht es heute im Noctis Labyrinthus aus,“ sagte er, „und so in 100 Jahren, und so in 500, in 1000, in 2000 und so in 3000 Jahren.“ Dabei drückte er jedes Mal auf das Knöpfchen und ein anderes Bild erschien auf der Wand, und die öde Landschaft dieses entfernten Sterns zeigte ein immer grüneres und lebendigeres Gesicht mit Bächen und Bäumen und Thieren und Menschen zuletzt.

Fritz, ich beneide Dich!

Ja, vielleicht wärest besser Du statt meiner in die Zukunft gereist. – Ich sah Bunk verwirrt an und fragte ihn direkt: „Wollen Sie damit sagen, man könne inzwischen nicht nur die Gegenwart, sondern auch die Zukunft

photographieren?“ – „Aber nein“, winkte er lächelnd ab, das sind keine Photos, nur virtuelle Computeranimationen, die zeigen, wie es demnächst aussehen könnte.“ Ich verstand gar nichts mehr, wendete jedoch ein: „Aber es sieht doch alles aus, als wären es getreue Abbilder der Realität.“ – „Das ist ein Compliment für unsere Arbeit“, sagte er zufrieden. Und in mein verwirrtes Gesicht schauend bemerkte er trocken und etwas herablassend: „Solche Animationen mit dem Rechner sind doch seit Jahrzehnten Standard. Sie sind wohl nicht gerade auf dem neuesten Stand der Technik.“ – „Nein, durchaus nicht“, gestand ich, „aber vielleicht können Sie mich ein wenig darin einführen.“ – „Das übernehme ich“, ging Franzl dazwischen, „wenn Sie wollen, übermorgen früh; jetzt müssen wir endlich über unsere Reise sprechen.“ Ich nickte dankbar.

Das kann ja noch interessant werden, was Du da über diese Rechenmaschinen – oder wie die Apparate heißen – erfahren wirst.

Ich habe so ein Ding wohl schon auf der Polizei gesehen, als die türkische Polizistin meine Personalien aufnahm und die Nichtexistenz meiner Wohnung errechnete.

Nun ja. „Alles was entsteht, ist werth, daß es zugrunde geht...“ nach 200 Jahren.

Manche Dinge nimmst Du sehr gelassen.

Aber morgen komme ich wieder und will wissen, was man mit den Rechnern noch alles anstellen kann.

Gut. Nimmst Du bitte den Brief an Clemens mit? Als Oberpostrat wirst Du am besten wissen, wie er nach Böhmen zu befördern ist.

Gewiß, Fritz. Auf morgen!

* * *

Herrn Clemens Wenceslaus Maria Brentano³
wohnhaft auf Bukowan in Böhmen

Lieber Clemens!

3 Wieso Schlössers Briefe an Brentano, die, wie die Antwortbriefe zeigen, offensichtlich abgeschickt wurden, sich im Konvolut dieser Dokumente befinden, konnte nicht geklärt werden. Jedenfalls handelt es sich nicht etwa um Abschriften, sondern um originale Briefe von Schlössers Hand. Eventuell hat Schlösser die Briefe vorgeschrieben.

Du wirst sicher schon von den anderen gehört haben, daß ich mittlerweile wieder einigermaßen aufgewacht bin, wenn auch noch nicht ganz. Ich vermisse Dich. Warum hast Du nicht hereingeschaut? Ist es wegen Bettine und Achim? Das mit der Hochzeit hat auch mich überrascht – und nicht zu wenig. Aber wir müssen es nun so nehmen wie es ist, und es wird gewiß gut so sein. Und außerdem warst Du es doch, der von jeher auf diese Verbindung hin gedrängt hat. Oder haben wir Dich mißverstanden?

Mit den Frauen ist es freilich immer so eine Sache. Man weiß nie recht, woran man mit ihnen ist, selbst mit der eigenen Herzensschwester nicht, von den anderen ganz zu schweigen. – Du weißt, wovon ich rede. Aber vielleicht wollen wir es im Grunde gar nicht anders, und die allzu große Klarheit und Aufgeräumtheit würde uns am Ende verdrießen, weil sie schließlich auch alle Poesie aus dem Wege räumen würde und das Leben zu einer öden Schule für Philister machte, noch mehr als dies in unserer Männerwelt ohnehin schon der Fall ist.

Wie ich hörte, hast Du kürzlich bey der Tischgesellschaft eine viel belobigte Rede über das Philisterthum gehalten, wobey Du auch einen Kübel voll Zorn über die Juden ausgegossen hast. Mir leuchtet nur nicht ein, was die Juden mit den Philistern zu thun haben. Sollten sie nicht eigentlich ihre Feinde sein?! (Wir müssen darüber einmal ausführlich sprechen.) So war es jedenfalls ehemals, und im Jahre 2030 ist es wieder so, wie mir meine neue Bekannte Franz Stern versicherte.

Du hast sicher schon über die anderen von ihr gehört. Stell Dir vor, sie will mit mir an die Ostsee fahren!

Es ist freilich traurig, daß ich niemanden mehr antreffen werde. Aber das wäre vor 219 Jahren auch nicht so viel anders gewesen. Meine Eltern sind schon gestorben und unser armer Runge im vorigen Jahr ebenso. Ich hätte ihn sonst vielleicht in Wolgast gesehen. Er hätte sicher manches von Dir und Achim und Tieck hören mögen und wir von ihm. Aber wenn der Himmel so schön durchsichtig ist, wie er ihn gemalt hat, wird er mir auf meiner Reise sicher auch heute noch zuschauen können.

Und Friedrich wäre wohl auch nicht da gewesen, weil er sich in Dresden festgesetzt hat und von da aus vornehmlich nach dem böhmischen Riesengebirge reist, um seine Skizzen zu machen. Aber vielleicht begeben sich in einer Mondnacht ans Meeresufer und stehe da wie sein Kapuziner in unendlicher Einsamkeit und vernehme im Rauschen der Fluth, im Wehen der Luft, im Ziehen der Wolken, im Geschrei der Vögel die eigene Stimme. Das hast Du mit Achim trefflich beschrieben, und Kleist hätte in seinen Abendblättern ruhig mehr davon stehen lassen können.⁴

4 Schlösser spielt hier auf Brentanos (und Arnims) Aufsatz an *Verschiedene Empfindungen vor einer Seelandschaft von Friedrich, worauf ein Kapuziner*. Er wurde für die *Berliner Abendblätter* geschrieben und von Kleist am 13.10.1810 dort publiziert, allerdings rabiat gekürzt und verändert, in seinem Sinne auf den Punkt gebracht, worüber Brentano verärgert war.

Wenn Franzi dabei ist, wird es so einsam freilich doch nicht werden. Und dann ist da ja noch ihr Freund, der ebenfalls mitfährt. Ich weiß nicht, ob sie verlobt sind. Die Sitten dieser Art scheinen sich 2030 einigermaßen gelockert zu haben.

Gestern habe ich mich mit Franzi und ihrem Freund Philipp Bunk zur Reisevorbereitung getroffen. Auch wenn die Reise nur bis zur Ostsee gehen soll, kamen bey diesen Gesprächen unerwarteterweise vor allem astronomische Fragen zur Sprache. Dies ist besonders für Deinen früheren Hauswirth Philipp ein gefundenes Freßen, da er sich doch so leidenschaftlich mit der Sternkunde beschäftigt. Er hat mich gestern besucht und will bald wiederkommen.

Bunk ist ein junger Physiker, aber von ganz anderer Art als Steffens oder Ritter. Wie mir Franzi schon früher sagte, haben die Physiker seit langem eine starke Antipathie gegen alles romantische Speculiren entwickelt und verlassen sich nur auf ihre Experimente und die Mathematik (wobey sie freilich nicht bedencken, daß die Mathematik die höchste Form der Speculation ist, jedenfalls wenn man sie so betrachtet wie Platon oder Novalis, aber das wird gewiß auch nicht mehr der Fall sein.)

Thatsächlich schaute mich Bunk bey der Begrüßung in seiner Wohnung, wohin Franzi mich führte, mit einem sehr sceptischen Blick an, fast als habe er es mit einem Phantom zu thun oder doch mit einem gestörten, jedenfalls verstörenden Individuum. Mir sank daraufhin der Mut, ihn zu den neuen physikalischen Theorien der Quantenkosmologie zu befragen. Eigentlich hatte ich mir das vorgenommen – nachdem Franzi mir nichts Genaueres dazu sagen konnte, außer dass sie mit ganzen Zahlen zu tun hätten –, weil in diesen Theorien möglicherweise eine Erklärung für meine Zeitverschiebung zu finden wäre. Auch wollte ich gerne wissen, inwieweit die Quantenkosmologie mit den kosmologischen Proportionstheorien eines Pythagoras oder Kepler conform ginge, womöglich sogar mit der Sphärenharmonie. Ich fühlte aber, dass uns solche Fragen nicht unbedingt näher bringen würden und schwieg lieber.

Franzi hatte Bunk sicher schon von mir erzählt, wohl auch daß ich aus dem Jahre 1811 gekommen sey. Er berührte dieses Thema aber seinerseits mit keinem Wort, vielleicht weil es ihm peinlich war, daß man so etwas für möglich hält, und sagte zunächst ebenfalls nicht allzu viel. Ich meinerseits benahm mich wohl auch etwas eigenartig, da die Einrichtung seiner Wohnung meine Aufmerksamkeit ablenkte. Franzi bemühte sich währenddessen einigermaßen vergeblich, uns miteinander in ein Gespräch zu verwickeln.

Die Menschen im Jahre 2030 wohnen in Zimmern, die in ihrer Ausdehnung durchaus geräumig sind, aber unangenehm niedrige Decken haben, kaum acht Fuß hoch. Einigermaßen compensirt wird dies durch die großen Fenster, vor denen mehrere exotische Kakteen zu sehen sind. Überhaupt giebt es verschwenderisch viel Glas. Alle Gegenstände in der Wohnung machten auf mich den Eindruck großer Nüchternheit, ja Kälte. Sogar die Schränke waren

ganz aus Glas oder Metall. Auf Tapeten wird kein Werth mehr gelegt; jedenfalls waren die Wände von Bunks Wohnung kahl und schneeweiß.

Unser Gespräch kam endlich auf den Mars-Stern, für den Bunk ein besonderes faible hat. Er plant – stell Dir vor und staune – eine Excursion der Menschheit auf den Mars, womit es freilich noch gute Weile hat, so einige 3400 Jahre. Da sind wir Poeten denn doch schneller bey der Hand, nicht wahr? Ich kann nicht beurtheilen, was auf das ganze Unternehmen zu geben ist, aber daß der Kerl keine Spur von Selbstironie hat, das habe ich wohl feststellen können. Alle Worte, die er in den Mund nimmt, soll man ihm 1:1 abnehmen. Ich glaube, die arme Franzi ist mit so einem humorlosen Gespons gestraft. Überhaupt stelle ich, außer bey ihr, einen empfindlichen Mangel an romantischem Witz in dieser Gesellschaft fest, und von Poesie ist schon gar keine Spur zu finden.

Mit der Sache über den Mars will ich Dich aber nicht weiter langweilen.

Bunk gegenüber gab ich mich beeindruckt und sagte dies auch mehrmals. Dabey ging ich wohl etwas über's Ziel hinaus, als ich ausrief: „Sie übertreffen an plastischer Phantasie die kühnsten Visionen unserer romantischen Dichter!“ Das war mir so rausgerutscht; ich hätte mir denken können, daß letztere Bezugnahme Zukunftsmenschen wie Bunk nicht gerade erfreuen.

„Mit Romantik hat das nichts zu thun!“ erwiderte er scharf. „Wir stützen uns auf jahrelange Erkundungen durch Raumsonden und exakte Berechnungen.“

Hier kam glücklicherweise Franzi mit einem Tablett herbey und forderte uns auf, doch lieber eine Tasse Tee mit Gebäck zu uns zu nehmen. Wir könnten ja dabey unsere Unterhaltung fortsetzen.

Da ging es denn zuerst über die Vereinigung Europas, und ich versuchte, das Gespräch auf Novalis utopischen Aufsatz über „Die Christenheit oder Europa“ zu bringen – erinnerst Du Dich an seine Vorlesung? –; aber Bunk war nicht mehr von seinem Stern herunterzubringen und zauberte seinerseits allerhand utopische Bilder an die Wand, aber bierernst, sage ich Dir. Man wundert sich schon, was die Menschen 2030 wichtig nehmen, vor allem aber, daß sie Ihre Phantasien ohne Umwege für Realitäten verkaufen wollen und offenbar selbst daran glauben. Ich befürchte fast, daß ihr ganzer geistiger Horizont zuletzt auf eine einzige Dimension hinausläuft, die des platten Alltagsverstandes. Mit einem Wort: reinstes Philisterthum!

Franzi unterbrach die Vorführung endlich mit den netten Worten: „Jetzt müssen wir aber zu unserer Reise an die Ostsee kommen. Mit der Reise zum Mars hat es noch Zeit.“

„Wenn ich Sie richtig verstanden habe“, begann ich forsch, „bedarf es zur Reise nach Schwedisch-Pommern in der heutigen EU keines Passierscheines mehr.“ Beide lachten, und Franzi sagte: „Der war doch schon vor mehr als 200 Jahren überflüssig geworden; Schwedisch-Pommern kam, glaube ich, schon auf dem Wiener Kongreß zu Preußen.“ – „So sind wir nun also alle drei Preußen“, meinte ich, was wiederum erheiternd wirkte, da es auch Preußen längst nicht mehr giebt. „Wohin reisen wir denn dann eigentlich?“ wollte ich wissen. Franzi erklärte mir im ulkigen Oberlehrerinnenton: „Wir reisen innerhalb der

Bundesrepublik Deutschland vom Bundesland Brandenburg ins Bundesland Mecklenburg-Vorpommern.“ – „Komische Verbindung“, fand ich, „und Hinterpommern?“ – „Ist doch längst Polen. Man kann aber auch dahin ohne Paß fahren.“ – „Ich sag ja“, konterte ich, „Novalis hat die Grenzenlosigkeit vorausgesehen, und nicht nur diese. – Und fahren wir mit einem Automobil?“ fragte ich weiter. Franz und Bunk schauten sich an. „Wir könnten auch mit der Bahn reisen und die Räder mitnehmen“, fand Franz. „Aber ich kann ja noch gar nicht darauf fahren“, wandte ich unsicher ein. Und Bunk stimmte bey, indem er sagte, unsere Bewegungsfreiheit sey mit dem Auto größer.

„Aber wir könnten das Tandem mitnehmen“, widersprach Franz und zu mir gewandt: „... ein Fahrrad für zwei Personen.“ – „Ach“, entfuhr es mir, „das hört sich aber interessant an.“

Bunk stieß leicht verdrossen, wie es schien, den Atem von sich und sagte nach einer Pause nur: „Bitte –, wie ihr wollt.“ Du siehst, lieber Freund, auch 2030 hat die Welt sich noch nicht in allen Punkten verändert.

Ich freue mich nun mehr und mehr auf unsere Ostseereise, nicht zuletzt auf die Tandemfahrten mit Franz. Aber zuvor ist noch einiges zu erledigen. Werde Dir hinterher alles erzählen. Laß Du aber bitte auch von Dir hören, wenn Du auf Bukowan der Oeconomie überdrüssig wirst – das wird unweigerlich nur zu bald geschehen – und Abwechslung nothut. Der poetischen Abentheuer ist jedenfalls kein Ende!

Sei von Herzen begrüßt und grüße mir auch den wackeren Schinkel!

Dein Fritz

* * *

Ja, das ist recht schön, daß Du die Lotte mitbringst. Grüß Euch beide!

Grüß dich, lieber Fritz, ich möchte doch auch mal nach Dir sehen. Vielleicht daß wir Dich ein wenig bewegen können, wieder näher in unsere altmodischen Zeiten herüberzurücken.

Das wäre bey so einem frischen Anblick wohl verlockend; allein es will noch nicht recht gelingen. Irgendwas hält mich in der Zukunft fest.

Nach allem was ich darüber gehört habe, könnte das gleich mehreres sein. Es ist doch auch allzu aufregend in so eine andere Welt einzutauchen. Philipp wollte mich zuerst nicht mitnehmen, weil zwei Besucher zu anstrengend für Dich seyen und er mit Dir über mancherley technische Erfindungen sprechen wolle, wovon ich nichts verstehe. Aber ich habe mich nicht abbringen lassen.

Das ist recht. Ein Frauenzimmer wie Du macht immer gleich eine schönere Atmosphäre.

Was ist nun mit dem Rechner, Fritz? Hast Du von Frl. Stern Näheres darüber erfahren?

Ja, so einiges, habe aber leider nicht gleich alles auffassen können. Zuerst entschuldigte sie sich, warum sie Bunks Anerbieten, mir die Sache zu erklären, so barsch abgeschnitten habe. Bunk sey natürlich viel kompetenter auf diesem Gebiete als sie selber, aber darin liege gerade das Problem. Er könne sich nicht genug in jemanden hineinversetzen, der von der Sache nichts wisse und würde mich mit seinen vielen Fachbegriffen, die er für selbstverständlich halte, nur verwirren. Ich sagte: „Aber liebes Fräulein Stern, für so viel Einfühlung Ihrerseits brauchen Sie sich doch nicht entschuldigen.“

Und was hat sie Dir denn nun erklärt?

Also, sie sagte mir, es handle sich bey diesen Rechnern oder Computern – so heißen sie mit einem englischen Wort, denn sie sind in Amerika erfunden worden und haben sich von dort seit einem halben Jahrhundert rasch über die ganze Welt verbreitet – es handle sich hier gar nicht nur um Rechenmaschinen, sondern um Apparate, die viel mehr Functionen haben, so viele, daß sie den modernen Menschen seit geraumer Zeit ganz und gar unentbehrlich geworden seyen. Der Ausgangspunkt sey allerdings schon ein Rechenprinzip, und zwar eines, das auf dem binären System beruhe.

„O, das kenne ich“, warf ich ein. „War es nicht der große Leibniz, der sich auch mit solchen netten mathematischen Spielereien abgegeben hat? Ich habe, wie ich als Gymnasiast davon hörte, mir einmal selber die Mühe gemacht, alle Zahlen von 1 bis 1000 außer im gewöhnlichen Decimalsystem auch in allen Systemen von 2 bis 12 in Reihen zu schreiben, um so eine neue Perspective auf die Zahlenwelt zu gewinnen, gewissermaßen auf den Spuren der Alten. Dabey habe ich wie Eratosthenes mit seinem berühmten Sieb die Primzahlen durch Linien verbunden. Natürlich fand ich dabey nichts Neues, mußte ihm vielmehr recht geben, daß das Sechssystem von allen das regelmäßigste und harmonischste sey und selbst die widerspenstigen Primzahlen beynahe zur Raison bringt – beynahe freilich nur –, besser jedenfalls als unser Zehnersystem, aber auch erheblich besser als das Zweiersystem, das mir sehr ungeschickt und umständlich vorkam.“

„Aber es ist das einfachste“, versetzte Franzi, „und wenn die Übersichtlichkeit keine Rolle spielt und das Zähltempo immer weiter gesteigert werden kann, ist es auch das practischste System.“ – „Aber wodurch kann das geschehen?“ wollte ich wissen, „hat man sich da etwa wieder den elektrischen Strom oder den Magnetismus oder gar das Erdöl zu Nutze gemacht?“ – „Den Strom“, erwiderte sie. „Wenn man unterscheidet zwischen Strom und Nicht-Strom hat

man schon die beiden Zeichen für 1 und 0, womit das binäre oder digitale System auskommt.

„Das hört sich in der That recht einfach an“, sagte ich, „da kann man sich geradezu vorstellen, mit diesem System eine elektrische Rechenmaschine zu construiren.“

„Und noch viel mehr“, erwiderte sie. „Man hat nämlich nicht nur alle Zahlen in das binäre System übersetzt, sondern nach und nach so ziemlich die ganze Wirklichkeit digitalisiert.“ Ich schmunzelte und sagte: „So wie wir die ganze Wirklichkeit nach und nach poetisieren oder romantisieren wollten.“ – Franzı schmunzelte ihrerseits, während sie, ihr Thema vergessend, fragte. „Und wie sind Sie dabei vorgegangen?“ – „Wir haben uns Novalis angeschlossen: Indem ich dem Gemeinen einen hohen Sinn, dem Gewöhnlichen ein geheimes Ansehn, dem Bekannten die Würde des Unbekannten, dem Endlichen einen unendlichen Schein gebe, so romantisire ich es.“

Franzi stutzte, fragte dann weiter: „Aber läuft das nicht auf eine Verfälschung der Wirklichkeit hinaus, auf – wenn ich so sagen darf – auf einen Betrug?“ Ich erklärte: „So etwas ähnliches hat Schiller uns auch vorgeworfen; die Kunst müsse immer als schöner Schein bewußt bleiben und dürfe nicht mit der Wirklichkeit verwechselt werden. Dabei hat er in seinen Briefen zur Erziehung des Menschengeschlechts selber dargethan, daß der Mensch nur da ganz Mensch sey, wo er spiele. Und giebt es etwa ein Spiel ohne Phantasie? Und eine ächte Phantasie, ohne die Alltagswirklichkeit zu vergessen? Aber Schiller war uns nicht günstig gesonnen, wohl wegen der Schlegels, die in Jena zugegebenermaßen reichlich keck auftraten. Den armen Hölderlin aber, der damit gar nichts zu thun hatte und der so an ihm hing, den hat er mit seinem „Realismus“ geradezu in Verzweiflung getrieben. Schiller war eben bey Kant stehen geblieben, während unser Fichte über seinen Meister hinausgegangen ist und dargestellt hat, daß es die Wirklichkeit als solche gar nicht gebe und darum auch keinen essentiellen Unterschied von Schein und Wirklichkeit; alles sey Schein, unser Schein, und das sey die Wirklichkeit, und wenn man verstanden habe, was ein Ich sey, habe man im Grunde die Welt verstanden.

Franzi schwieg eine Weile und fragte schließlich in ihrer komischen neumodischen Trockenheit: „Ziemlich abentheuerlich, oder?“ – „Ja, ohne weiteres!“, lachte ich, „aber vielleicht ist die Wirklichkeit ja ein einziges Abentheuer.“ „Oder, anders gesagt, eine einzige Construction“, erwiderte sie. – Ich: „Oder unendlich viele.“

Aber Fritz, was hat sie denn nun zum Rechner gesagt?

Zunächst kam sie noch darauf, daß es in den vergangenen Jahrzehnten gewissermaßen eine Erneuerung des Fichteschen Systems gegeben habe, das man thatsächlich als Constructivismus bezeichnete, ohne dabey Fichtes zu gedenken. Der Constructivismus habe naturgemäß zu einem fundamentalen Relativismus geführt, gegen den es wiederum heftige Widerstände gegeben

habe, vor allem von Seiten der Naturwissenschaften, die auf ihren „harten Facten“ bestanden. Der Streit, der verschiedenste Lebensbereiche erfasst habe, sey immer noch nicht entschieden und sie habe den Eindruck, man rede hauptsächlich aneinander vorbei.

Was aber, Philipp, die Erfindung des Computers betreffe, so könne man darin schon die Idee einer Construction der Wirklichkeit erkennen, auch wenn diese Maschine weniger für philosophische als für scheinbar practische Zwecke verwendet werde.

„Ja, lassen Sie uns auf den Computer zurückkommen“, sagte ich. „Man versuchte also, die Wirklichkeit nach und nach zu digitalisieren, wie Sie sagen.“

„Ja, wenn man es so sehen will, läßt sich alles auf zwei Seiten reduciren: positiv-negativ, gerade-ungerade, hell-dunkel, oben-unten...“ – „Männlich-weiblich“, ergänzte ich. Sie: „Ja – gewissermaßen.“ – „Aber was fangen wir mit den Hermaphroditen an – und allen anderen Zwischenstufen, von denen die Reiche der Natur und des Geistes voll sind?“ – „Die Digitalisirung wird auch damit fertig“, war die Antwort, „jedenfalls glaubt sie, daß man mit zwei Zahlen auskommt, um alles zu beschreiben oder abzubilden.“

„Die Idee, die ganze Welt mit Zahlen zu beschreiben, hatte vor zweieinhalbtausend Jahren doch schon der weise Pythagoras“, sagte ich, „so gesehen wäre das neue Computersystem ja eine Art Neopythagoreismus.“ – „Ich glaube, der hatte mit den Zahlen was anderes im Sinn“, erwiderte Franz. „Wohl wahr“, sagte ich, „er hätte es auch verschmäh, die ganze Welt auf nur zwei Zahlen zu reduciren, es mußten, wenn schon nicht unendlich viele, so doch wenigstens ein paar mehr sein, aus denen sich mehr und mehr Verhältnisse untereinander ergeben, am Ende womöglich doch unendlich viele. Ja, daraus kann man wohl leicht eine Welt bauen. Und was für eine! Denn für Pythagoras steckten die Zahlen, Plato zu glauben, voller unaussprechlicher Ideen, die nur ihnen selbst eigenthümlich sind.“ – „So gesehen scheint die Welt der Zahlen ja fast reicher und vollständiger zu sein als die der materiellen Wirklichkeit“, staunte Franz. „Nicht nur fast! Unendlich reicher und voller wunderbarer Bezüge, mit einem Wort: poetischer.“

„Hm“, hielt mein Gegenüber verwirrt inne, „und das sagen Sie als Romantiker, als Anhänger des Novalis? Giebt es da nicht ein Gedicht aus seinem Roman „Heinrich von Ofterdingen“, das die Zahlen für ganz und gar unpoetisch erklärt?“

„Sie haben den Ofterdingen gelesen?“ erwiderte ich beglückt, „ich weiß wohl, welches Gedicht sie meinen, aber das sollte erst in den letzten der noch zu schreibenden Bände des Romans eingefügt werden, von dem unser Dichter nur den ersten vollenden konnte.“

Und dann sprachen wir leise zusammen – zusammen, Philipp, im Jahre 2030! – jene wunderbaren Verse:

Wenn nicht mehr Zahlen und Figuren

Sind Schlüssel aller Creaturen,
Wenn die, so singen oder küssen
Mehr als die Tiefgelehrten wissen,
Wenn sich die Welt ins freie Leben,
Und in die Welt wird zurückbegeben,
Wenn dann sich wieder Licht und Schatten
Zu ächter Klarheit werden gatten
Und man in Märchen und Gedichten
Erkennt die ew'gen Weltgeschichten,
Dann fliegt vor einem geheimen Wort
Das ganze verkehrte Wesen fort.

Das ist mir ja nun ein eigenartiger Computerunterricht! Seid ihr denn gar nicht zur Sache gekommen?

Aber mein guter Philipp, wir sind doch ständig dabey gewesen. Verstehst Du das denn nicht?! Es mag Dich ja langweilen, aber mich bewegte unsere gemeinsame Recitation so sehr, daß ich nur mit Mühe meine Thränen unter Controlle halten konnte.

Ich fuhr aber beherzt mit der Erklärung fort, daß unser Novalis die Zahlen und Figuren keineswegs verachtet, vielmehr immer wieder seine Bewunderung für den Tiefsinn geäußert habe, der in ihnen liege. Nur mache man einen fatalen philiströsen Gebrauch davon, wenn man sie zum bloßen Rechnen und Messen erniedrige. Das sey so, sagte er, wie wenn man in Tönen nichts weiter höre als bloße Schwingungen der Luft, während sie doch in Wahrheit potenzierte Poesie seyen, das heißt: eine ganze Welt in ihnen liege, die man nur heraushören müsse. Allerdings, erklärte ich, habe es für Novalis etwas gegeben, das noch jenseits der Zahlen gelegen sey; denn diese seyen nun mal nothwendigerweise Gränzen, wenn auch solche, die über sich hinausweisen; dahinter liege aber das Unbegränzte, das Eine, das freie Leben der wahren Poesie.

„Und das geheime Wort, vor dem das ganze verkehrte Wesen fortfliegt?“ fragte Franzi. „Das ist kein bestimmtes Wort einer bestimmten Sprache“, antwortete ich, „Worte sind doch noch begrenzter als Töne oder Zahlen; es ist wohl das Eine selbst, das sich unverstellt als Welt ausspricht.“

„Leicht zu verstehen ist das nicht“, sagte Franzi, „aber ich ahne, warum ihr Romantiker immer so sehr gegen alle Formen des Dualismus wart.“ „Nicht unbedingt gegen alle“, erwiderte ich, „so hat das Prinzip der Polarität viele von uns anhaltend fasziniert. Unser Johann Wilhelm Ritter in Jena zum Beispiel – auch viel zu früh gestorben – war der Ueberzeugung, die gesamte Natur sey polar und symmetrisch aufgebaut, die Chemie, der Magnetismus, die Elektrizität u.s.w. Und auch Göthe pflichtete ihm bey und sagte, Polarität schlummere in allen Dingen, seyen sie nun materieller oder geistiger Art. Aber diese Auffassung der Zweiheit als Polarität machte wohl doch einen erheblichen Unterschied zu jener unserer sogenannten Aufklärer – ich meine Nicolai und

Consorten. Die mißbrauchten die Zweiheit als Spalterey, so daß die Vielfalt sich darin verlor, und – was noch weit ärger ist – sogar die Einheit. Wer die Zweiheit für die Grundlage aller Dinge hält, wird nimmermehr den Blick auf das Eine gewinnen, aus dem alle Vielfalt erst hervorgeht.“

„Und ist dieses Hervorgehen aus dem Einen das, was ihr Poesie nennt?“ „Mir scheint“, sagte ich, „noch mehr ist Poesie das Zurückschauen des Entfalteten auf seine Heimath im Einen. Darum pflegte Novalis zu sagen: ‚Wir gehen immer nach Hause.‘ Aber, recht besehen, mögte ich Ihnen zustimmen: Natürlich gehen wir vorwärts nach Hause, und alles Hervorgehen ist immer schon ein Eingehen.“

Ich geb's auf, Fritz, muß ehrlich sagen, daß ich mir von Deinem Computerunterricht mehr versprochen habe.

Also gut. Wir stellten fest, daß jedenfalls das Computersystem auf dem Dualismus beruhe und damit die Wirklichkeit nicht als eine unendlich vielfältige, sondern einfach als zweifache construire. Diese Simplifizierung war allerdings in technischer Hinsicht sehr anspruchsvoll und offenbar ungeheuer erfolgreich.

Das hört sich schon anders an!

Wie Franzl mir erklärte, war der Computer anfangs thatsächlich nicht viel mehr als eine ungeheure Rechenmaschine; er sey so groß gewesen wie ein ganzes Zimmer. Dann sey es aber gelungen, den elektrischen Strom auf immer kleinerem Raum zu leiten, geradezu in mikroskopischen Dimensionen, was nicht nur die Maschinen erheblich verkleinert, sondern auch den ganzen Rechenprozeß komplexer, effectiver, schneller gemacht habe. Man habe bald auch nicht nur Zahlen, sondern auch andere Zeichen digitalisiert, vor allem Buchstaben, so daß man mit dieser Maschine nun auch schreiben konnte. Schließlich sey es auch gelungen, Bilder zu digitalisieren, sogar bewegliche. Und endlich habe man die vielen Computer mit ihren digitalisierten Weltinhalten rund um den Erdball „vernetzt“, wie Franzl sich ausdrückte, soll wohl heißen: wie Knoten in einem Netz untereinander verbunden.

Großartig! Das wird einen ganz neuen erweiterten Blick auf die Dinge befördert haben. Was man da nicht alles austauschen und wissen könnte! Dürfte ja die französischen Encyclopädisten weit hinter sich lassen.

Ja, Franzl sprach in diesem Zusammenhange von der „Informationsgesellschaft“.

Es muß eine Lust sein, in so viel Informationen zu baden. Nur: wer kann sich die Kostbarkeit einer solchen Weisheitsmaschine denn leisten? Ist die

Communication der Informationen nicht durch ihre theure Seltenheit recht eingeschränkt?

Das scheint nicht das Problem gewesen zu sein. Durch den großen Bedarf an Computern wurde der Warenumsatz und die massenweise Production enorm gesteigert, was bald den Preis senkte und die Zahl solcher Maschinen in die Millionen steigen ließ.

Die Frage ist wohl eher, ob die Menschen mit so vielen Informationen überhaupt etwas anzufangen wissen. Hast Du nicht im vorigen Jahr jenen Vortrag unseres Wilhelm von Humboldt zur Gründung der Universität gehört, in dem er davor warnte, die bloße Anhäufung von Wissen zu überschätzen? Die Bildung des ganzen Menschen erfordere weit mehr, sagte er.

Ach Fritz, solche Reden machen sich für einen Minister immer gut; aber das Wissen ist doch die Grundlage der Bildung, ihr Unterpfand, möchte ich sagen. Da beyßt die Maus keinen Faden ab. – Aber genug davon. Was mich mehr interessiert: Hat dieses Frl. Stern nur über den Computer gesprochen oder Dir auch so ein Geräth vorgeführt?

Natürlich hat sie mir den Computer vorgeführt. Die Apparate liegen überall herum, in verschiedenen Größen und Formen. Oft ist die eigentliche Maschine von der Schreibtastatur und der Tafel, auf der die Inhalte gezeigt werden, getrennt. Das ist dann übersichtlicher, wie die Marsbilder an der Wand in Bunks Wohnung. Meist aber ist alles in einem kleinen Kästchen vereinigt, das man in der Hand mit sich herumträgt und das deshalb Handy heißt – soll wohl Englisch sein.

Das ganze Wissen der Welt in einem Kästchen?!

Ja, so ungefähr.

Ich bin fassungslos vor Bewunderung! Das übersteigt ja die kühnsten Märchenträume. Diese Menschen im Jahre 2030 müssen doch in einem ständigen Hochgefühl leben wie die Götter oder – respective ihrer vermuthlich immer noch anhaltenden Sterblichkeit – zum mindesten wie Halbgötter.

Davon hab ich noch nicht so viel gemerkt. Ich glaube, Philipp, die Gewohnheit stimmt nach und nach so ziemlich alles herab. Es ist doch sogar mit der Liebe so, dem Besten was es in der Welt giebt, wenn man sie nicht – selten genug – stetig zu erneuern weiß.

Also bey mir jedenfalls würde so ein Computer keine lange Weile aufkommen lassen, das sage ich Dir; das Wissen der Welt ist doch unabsehbar und die

Erweiterung der Möglichkeiten einer solchen Maschine offenbar auch. – Und wie bedient man den Computer?

Nun, man drückt auf eine Taste. Damit wird irgendwie durch die Luft der elektrische Strom in das Gerät geleitet. Eine beleuchtete Bildfläche erscheint und mittels der kleinen Buchstaben und Zahlentasten kann man auf der Bildfläche nach Lust rechnen, zeichnen und vor allem schreiben, ganze Bücher, wenn man will. Ist ein Druckapparat angeschlossen oder eingebaut, kann man sich das Ganze auch gleich auf Papier drucken lassen und getrost nach Hause tragen.

Herrlich! Und das weltweite Netz?

Das weltweite Netz oder Internet, wie es wiederum auf englisch heißt, steht einem jederzeit zur Verfügung. Man darf nur munter hineinschreiben, was man wissen will. Sagen wir zum Beispiel –

Leonhard Euler

Leonhard Euler, kein Problem! In Sekundenschnelle erscheint auf der Lichttafel alles, was man über den großen Mathematiker weiß: daß er 1707 in Basel geboren ward, 1783 in St. Petersburg starb, was er dazwischen erlebt und geleistet, wer über ihn was geschrieben und endlich alle seine vollständigen Schriften, ob lateinisch, französisch oder deutsch.

Das ersetzt ja ganze Bibliotheken!

Es ersetzt noch viel mehr, Philipp, – am Ende gar zu viel.

Kann man mit diesem Ding auch im practischen Leben was anfangen?

–

Lotte hat schon allen Grund, darnach zu fragen. Die practische Verwendung steht bey den Zukunftsmenschen nämlich allerorten im Vordergrund. Frl. Stern erklärte mir, der Computer sey anfangs hauptsächlich für wissenschaftliche Zwecke und in großen Verwaltungen, in denen es vielerley zu sortieren giebt, verwendet worden. Dann habe man aber auch andere Medien, wie sie sich ausdrückte, communicative Erfindungen, die es schon vor dem Computer gab, auf das digitale System umgestellt und in den Computer integriert, so daß man jezt nur noch einen Apparat für alles brauche.

Ach, das wird ja immer toller! Und um welche „Medien“ handelt es sich da?

Zum Beispiel kann man damit über das Internet ohne alle Umstände Briefe schreiben, und zwar wiederum in Sekundeseile um die ganze Welt; und der Adressat kann umgehend antworten.

Da wird ja meine ganze Postdirection einigermaßen überflüssig werden.

Ja, mein Lieber, das mußt Du schon in Kauf nehmen.

Gut, gut. Man würde im Computerwesen schon eine Verwendung für mich finden.

Es wird noch mehr überflüssig. Man braucht sich gar nicht mehr leibhaftig zu treffen, weil man sich im Internet begegnen kann, nicht nur mit geschriebenen Worten, sondern auch mit gesprochenen und mit bewegten Bildern von einander.

Sind das jene Photos und Filme, von denen Du schon Prof. Hufeland erzählt hast?

Das war nur der Ausgangspunkt. Im Internet kann man erleben, wie der andere gegenwärtig redet, aussieht und sich bewegt. Frl. Stern hat mir zur Demonstration im Nu eine Verbindung zu ihrem Verlobten Herrn Bunk hergestellt. Plötzlich sehe ich ihn vor mir wie er an seinem Schreibtische sitzt und fragt: „Was giebt’s denn?“ Ich sage: „Guten Tag, Herr Bunk! Ihre Verlobte weist mich soeben in die Geheimnisse der Computerwelt ein. Ich muß sagen: Ich bin tief beeindruckt!“ Er sagt nur: „Okay“, und das Bild ist verschwunden.

Das grenzt ja an Zauberei!

Genau das entfuhr mir auch, als ich mich Franzl zuwandte. Sie lächelte und sagte: „ist nur eine Folge der konsequenten Digitalisierung.“ – Ich athmete tief durch: „Wer hätte gedacht, was in der Zwei alles drinsteckt?!“ – „Noch mehr, Herr Schlösser, noch mehr“, sagte sie, „Oder ist es genug für heute?“

Nein, bitte nicht, Fritz. So etwas darf man doch nicht abbrechen!

Beruhige Dich! Ich hab ihr gesagt: „Eigentlich ist an dieser ganzen neuen Welt für mich schon genug zu verdauen; aber ich habe einem Freund, dem Oberpostrat Carl Philipp Pistor, versprochen, ihm baldmöglichst genauen Aufschluß über die Möglichkeiten des Computers zu geben.“ Franzl lachte und sagte: „Wenn man sich 1811 so doll für das heutige Computerwesen interessiert, woll’n wir nicht faul sein und noch was vorführen. Übrigens schöne Grüße in die Vergangenheit an den Herrn Pistor.“

Habe die Ehre. Bitte richte Deinem Frl. Stern auch von mir die besten Grüße aus und Glückwünsche für ihre herrliche Zukunft!

Und von welchen Anwendungen war nun noch die Rede?

Für den Haushalt giebt es zum Beispiel die praktische Möglichkeit, per Computer einzukaufen. Man kann sich quasi in alle möglichen Geschäfte begeben, dort diverse Waren ansehen, sich dazu beraten lassen und sie mit einem Knopfdruck einkaufen.

Und wie bekommt man sie? Und wie werden sie bezahlt?

Sie werden Dir direkt ins Haus gebracht, wo Du sie auch bezahlen kannst. Oder Du hast ein Konto bey einer Bank; da gibst Du beym Einkauf die Nummer an, und der Betrag wird Dir von Deinem Konto abgezogen.

Da werden die Juden ja noch reicher. Gehen diese Transactionen denn auch mit rechten Dingen zu?

Das will ich hoffen. Aber es werden nicht nur die Juden reicher, sondern alle. Denn man lebt ja im Kapitalismus, und da werden alle reicher, jedenfalls der Theorie nach.

Die scheint mir aber nicht viel vertrauenerweckender zu sein als das Märchen vom Schlaraffenland.

Tja, ich weiß auch nicht. Der Computer jedenfalls scheint so eine Art Schlaraffenland zu sein.

Das heißt: Man kommt im Leben so ziemlich damit aus, seinen Computer zu bedienen und braucht das Haus gar nicht mehr verlassen?

Nur höchst selten. Sogar die Kinder müssen nicht mehr unbedingt in die Schule gehen; man kann sie auch ganz bequem am Computer unterrichten lassen.

Ob das gut ist? Und überhaupt wird das Leben am Ende nicht doch ein wenig langweilig mit so einem Schlaraffencomputer?

Es steht ja jedem frei, zur Abwechslung etwas anderes zu tun, etwa in der Welt herumzureisen. Dazu empfiehlt sich allerdings, zuvor die Angebote im Internet zu studieren. Da kann man genau sehen, wie es, sagen wir, auf Spitzbergen aussieht, wieviel Schnee gerade gefallen ist, ob es allzeit dunkel ist, ob auch Eisbären um die Hotels herumstreichen, was die Schiffspassage und die

Unterkunft kosten werden u.s.w. u.s.w. Und hören kann man das Ganze auch, wenn man will.

Recht schön. Aber muß man dann überhaupt noch hinfahren?

Ja, das ist fraglich. Ich sagte nämlich zu Franz: „Können wir uns denn ansehen, wie es zur Zeit an der Ostsee aussieht, wohin wir reisen wollen.“ Sie erwiderte aber: „Lieber nicht, sonst ist die Spannung ja schon verflogen.“

„Dann sehen wir uns etwas an, wohin wir bestimmt nicht reisen werden“, sagte ich und überlegte: „Auf dem Mars waren wir ja gewissermaßen schon.“ – „Es geht aber noch etwas weniger gewissermaßen als mit den Animationen, die Sie bey Philipp gesehen haben“, sagte sie und erklärte mir: so wie der Film durch die Bewegtheit die Wirklichkeit besser nachahme als das statische Photo, so habe man in den letzten Jahrzehnten mit dem Computer etwas erfunden, das an Realität den Film noch übertreffe. Man nenne es Cyberspace und habe darin den Eindruck, sich leibhaftig und selbständig in einer anderen Welt zu bewegen, die man sich auswählt. Viele hielten das für den „ultimativen Kick“. Sie sagte das mit einem ironischen Unterton. Aber ich gestand: „Da bin ich neugierig. Bitte versetzen Sie mich doch auf den Mars, gerade an jene Stelle, wo Ihr Verlobter demnächst die Forschungsstation errichten wird.“ – „No problem“, bemerkte sie auf englisch, setzte mir eine curiose Brille auf und drückte eine Reihe von Tasten; dabei sagte sie nur „Mars, Pavonis Mons, Noctis Labyrinthus“. Wenige Augenblicke später sah ich unter mir ein unbewohntes rötlich-braunes Gestirn liegen, auf das ich hinabschwebte. Dabey hörte ich aber ganz wundersame Klänge, den Tönen einer Äolsharfe vergleichbar. „Ist das die Sphärenharmonie?!“ rief ich voller Enthusiasmus. Aber da war niemand, mir zu antworten; ich war mutterseelenallein in dem unermeßlichen Raume. Und als ich auf dem Boden aufsetzte, sah ich nicht ein einziges Hälmchen, nicht Moos noch Flechten. Man muß schon hart gesotten sein, um eine solche Trostlosigkeit auszuhalten. Ich hielt sie auch nur aus wegen der zauberhaften Sphärentöne, die mich weiterhin ganz gefangen nahmen. Ansonsten ging ich nur ein wenig um die Felsbrocken herum und setzte mich endlich auf einen, um immerfort zu lauschen. Ich muß wohl darüber eingeschlafen sein, denn plötzlich wachte ich auf und war wieder bey Franz.

„Nun, was haben Sie erlebt?“ fragte sie. Ich sagte: „Die Einsamkeit war grauenerregend, aber ich hatte die Gnade, die Sphärenharmonie hören zu dürfen, wie im Somnium Scipionis; die hat mich getröstet.“ Sie lächelte etwas unsicher und rückte dann heraus: „Ehrlich gesagt, die Sphärenharmonie war nicht ächt. Ich glaube, auf dem Mars hört man gar nichts. Ich hab’ die Töne nur zu Ihrer Unterhaltung eingespielt.“

Mir stand der Mund offen. Plötzlich aber fuhr es aus mir heraus: „Zu meiner Unterhaltung?! Wie konnten Sie mich so enttäuschen! Die Sphärenharmonie zu hören, haben sich Dutzende von Generationen seit Pythagoras gesehen. Sie ist zu schade für einen Betrug!“

Frl. Stern erschrak vor meiner ungewohnt heftigen Reaktion, verzog ein wenig das Gesicht und sagte leise: „Es tut mir leid. – Ich hatte Sie so verstanden, daß Romantiker Constructivisten seyen, so wie Fichte – und daß es da auf den Unterschied von Schein und Wirklichkeit nicht so ankomme. – Aber so ist es wohl doch nicht.“ Ich räusperte mich und knurrte: „Nicht so ganz.“, lenkte jedoch ein und sagte in ruhigem Tone: „Schon gut. Aber von diesem ganzen Computerwesen habe ich erst mal genug. Wer weiß, was daran noch alles Betrug ist?!“ Und dann fielen mir die wahren Worte unseres Novalis ein, und ich sprach sie Frl. Stern gegenüber aus: „Wir träumen von Reisen durch das Weltall – ist denn das Weltall nicht in uns? Nach Innen geht der geheimnisvolle Weg. In uns oder nirgends ist die Ewigkeit mit ihren Welten.“

Schade, Fritz, schade! Dir fehlt es nun mal an starken Nerven.

Mag sein. Jedenfalls hatte ich trotz des eclats den Eindruck, daß Franzi mich verstand und wir schieden im Guten, indem ich meinerseits wegen meiner Heftigkeit um Entschuldigung bat. Jezt aber freue ich mich erst einmal, bald in die freie Natur hinauszukommen und die künstlichen „Wirklichkeiten“ hinter mir zu lassen. Und ich glaube, Franzi freut sich auch. Morgen wollen wir noch einige Besorgungen machen und das Radfahren probieren.

Gute Reise, Fritz. Komm gesund zurück!

Und mach die Augen auf. Vielleicht hält die Zukunft ja auch auf dem platten Lande manche Wunder bereit.

* * *

Die Pistors waren ja ganz enthusiastisch über Deine Geschichte von der Rechenmaschine, Confuter oder wie das Ding heißt. Ich glaub, Philipp würde am liebsten selbst gleich daran gehen, so einen Apparat zu construiren und ihn wie seine anderen Apparate der gelehrten Welt vorzuführen.

Das dürfte nicht so einfach sein. Es fehlen ein paar Voraussetzungen.

Enthusiasten wie Philipp sind nicht so leicht zu entmuthigen.

Die Enthusiasten der Enthusiasten schon gleich gar nicht – und am wenigsten elisabethinische Enthusiastinnen.

Fritz, genug hievon. Wie steht es mit Eurer Reise? Hast Du alle Koffer gepackt?

So ungefähr. Wir reisen aber nicht mit Koffern, sondern mit hochmodernen Rucksäcken und Packtaschen für die Fahrräder.

Besitzt Du denn überhaupt irgendwelches Zeug, das Du mitnehmen könntest, Kleidung und dergleichen? Du brauchst doch auch Geld. Wovon lebst du eigentlich 2030?

Was Du Dir alles für Gedanken machst, Bettine. – Ich hatte während des Mesmerisirens Gottlob! einiges Geld in der Westentasche, das, wie mein Anzug, mit hinübergeschoben wurde. Der preußische Thaler gilt zwar nicht mehr; aber es waren auch einige Goldmünzen darunter. Franzi fand mit ihrem Computer einen Numismatiker, der mir alles abkaufte. Es kam schon ein erkleckliches Sümmchen dabey heraus. Die Währung heißt jezt Euro, weil sie in der ganzen Europäischen Union gilt. Ansonsten habe ich noch meine schöne Taschenuhr, die mir mein Großonkel vererbt hat. Ich könnte sie verpfänden. Aber Franzi meinte, ich solle sie lieber erst mal behalten, käme wohl auch so über die Runden. Vielleicht könne ich mich gelegentlich als Journalist bethätigen und in einem Journale oder auch im Internet einen romantischen Fortsetzungsroman schreiben, jede Woche ein paar Seiten. So etwas sey immer noch recht beliebt.

Erstaunlich in jenen nüchternen Zeiten.

Ja, so ganz ohne Poesie scheinen die Menschen auch in 200 Jahren nicht auszukommen. Welches Niveau ihre poetischen Produkte haben, konnte ich bisher aber noch nicht erkunden; man findet keine rechte Muße zum lesen. Vielleicht ändert sich das auf unserer Reise. Wenn wir zurück sind, will ich jedenfalls die Sache mit dem Roman angehen. Wer weiß, ob mir nicht ein freundliches Schicksal eine Gelegenheit weist, endlich meinen Mittelalter-Roman zu vollenden und der Öffentlichkeit vorzulegen.

Was noch meine oeconomische Lage angeht, so scheine ich auch Nutznießer einiger wohlthätiger Stiftungen zu sein. Meine Behandlung bey Prof. Galowsky hat zum Beispiel die Künstler-Socialkasse übernommen, wie mir eine Gehilfin des Professors erklärte. Ich mußte dafür mein Handgelenk mit dem unsichtbaren vorläufigen Identitätschip unter ein Gerät halten und außerdem darthun, daß ich Schriftsteller sey.

Bey der Zahl meines Geburtsjahres 1779 veränderte die Gehilfin kurzerhand die erste 7 in eine 9. Ich wollte den Sachverhalt aufklären, aber Franzi, die dabey war, gab mir ein Zeichen zu schweigen, indem sie mich anstieß und sich auf die Lippen biß.

Heute morgen war ich übrigens noch einmal bey Prof. Galowsky zu einer letzten Besprechung vor der Reise. Irgendwie scheint er allmählich das Interesse an meinem Fall zu verlieren, weil sich gar nichts Rechtes verändern will und es dazu wohl am nothwendigen „Leidensdruck“ fehle, wie er bemerkte.

„Nun“, sagte ich, „es wär’ mir schon lieb, wenn ich auf dem rechten Auge wieder sehen und den rechten Arm wieder bewegen könnte. Aber was hilft das Jammern?! Einem militärischen Genie wie dem Herzog von Braunschweig

haben die Franzosen im Treffen bey Jena und Auerstedt mit einem Säbelhieb beide Augen ausgeschlagen und der Prinz Louis Ferdinand, der ein musikalisches Genie war und eines der Lebensart obendrein, hat beym ersten Sturm gar sein junges Leben eingebüßt, und da soll sich ein unbedeutender Schreiberling wie ich groß beklagen über diese Laesuren?“ – „Ich dachte mehr an Ihre psychischen Probleme“, erwiderte Galowsky. „Welche Probleme?“ fragte ich, „Ich komme in dieser Welt von Tag zu Tag besser zurecht, wenngleich mich immer noch vieles Wunder nimmt. Aber das Leben ist eben ein Abentheuer, darüber waren wir uns schon damals im Klaren, ein unabsehbares Abentheuer. Und da ich immer mal wieder 1811 aufwache, bleibe ich doch in guter Verbindung mit meinem heimathlichen Milieu sozusagen, habe den lieben Freunden überdies so manches Curiose von hier zu berichten. Sie sind inzwischen auch ganz darauf eingestellt. Einige scheinen mich sogar zu beneiden.“

Prof. Galowsky räusperte sich und sagte: „Herr Schlösser, ich glaube, wir können Ihnen hier in der Charité nicht weiter helfen. Wenn Sie jezt verreisen, benötigen wir auch das Zimmer für andere Patienten. Frau Stern wird Ihnen sicher behilflich sein, eine andere Unterkunft zu finden.“ Franzi nickte, und ich sagte kurz: „Selbstverständlich, Herr Professor. Ergebensten Dank für alle Ihre Bemühungen. Ich hoffe, die Künstler-Socialkasse wird Sie angemessen entschädigen.“ – „Da machen Sie sich keine Gedanken“, lächelte er nun. „Alles Gute für Ihre Reise – und für Ihren weiteren Aufenthalt in unserer Zeit.“ In letzteren Worten klang wohl ein Spur Ironie mit – oder war es Resignation?

Und nun stehst Du in dieser Zukunftswelt auf der Straße?

Aber nein, Bettine. Franzi läßt mich nicht im Stich; ist mir allerdings allmählich peinlich, daß sie nur immer für mich zu thun hat und nicht umgekehrt.

Tja, manchmal müßt Ihr Euch halt doch auf das schwache Geschlecht verlassen.

2030 scheint es mit dem Gerede vom schwachen Geschlecht endgültig vorbey zu sein. Und ich muß gestehn: es ist wohlthuend, Euch Weiber so frisch und frei zu erleben. Du weißt es schon heute, daß Ihr eigentlich die Starken seid und ein paar andere wohl auch. Aber es scheint noch ein weiter Weg sein bis viele von Euch es einsehen – und erst die Männerwelt.

Ja, die ist ganz schön renitent. – Wie bist Du denn nun mit Franzi weiter verfahren?

Als wir aus der Charité gingen, sagte Franzi leicht giftig zu mir: „Diese Mediciner! Wenn sie nicht mehr weiter wissen, erklären sie den Fall für uninteressant.“ Ich schmunzelte und sagte: „Das war zu meiner Zeit allerdings anders. Wenn Hufeland nicht mehr weiter weiß, fängt die Sache für ihn erst an,

interessant zu werden. Aber lassen Sie es gut sein, Fräulein Stern, ich fühle mich doch thatsächlich nicht krank genug, um die Charité in Anspruch zu nehmen.“

Was Du da über Hufeland gesagt hast, das will ich ihm erzählen. Wird ihn freuen.

Wir haben dann eine Reihe von Einkäufen für die Reise gemacht, nicht nur Proviant, wie Früchte, Obstsaft und allerley Naschwerk, das dort eine große Rolle spielt und meist in bunten, halbdurchsichtigen Tüten verpackt ist. Überhaupt sind die meisten Waren mit einem dünnen, glasartigen Stoff eingepackt. Dies sey ein Kunststoff, der aus Erdöl gemacht sey, erklärte Franz mir. „Wie früher der Treibstoff für die Automobile?“ fragte ich. Da sie bejahte, äußerte ich mein Verwundern, wo denn nur das viele Erdöl herzunehmen sey. „Das meiste kommt seit Jahrzehnten aus den arabischen Ländern“, sagte sie, „es giebt da riesige Vorkommen unter der Wüste. Na ja, so riesig sind sie inzwischen nicht mehr. Das war ja auch ein Grund dafür, daß die Autos auf elektrischen Strom umgestellt wurden, der größtentheils direct durch Sonnenenergie gewonnen wird. Die Ressourcen sind halt endlich. Da muß man sich Gedanken über eine alternative Wirtschaftsweise machen.“ – „Wie klug ihr heutigen Menschen doch seid!“ sagte ich anerkennend. Sie lachte und fand: „Das kann man aber auch ganz anders sehen.“

Und dann kauften wir in einem riesigen Kaufhaus einige Kleidung für mich. Das hat großen Spaß gemacht. Die Sachen sind alle so bunt und ein bißchen albern, finde ich. Offenbar ist die philisterhafte Scheu, als Harlekin verlacht zu werden, 2030 wie weggeblasen. Das Serieuse hingegen gilt wohl als langweilig.

Sehr verbreitet ist die aus England stammende Mode der Pullover, die sich schon geraume Zeit halten soll. Es sind Kleidungsstücke aus Wolle oder Baumwolle, die man sich, wie der Name schon andeutet, von oben über den Kopf zieht. Sie sehen ziemlich unförmig aus, sind aber durchaus bequem.

Endlich sagte Franz: „Sie brauchen auch noch eine Badehose. Wir wollen auf Rügen doch im Meer baden, oder?“ Die Frage brachte mich gleich in mehrfache Verlegenheit. Zum einen wußte ich gar nicht, was ich mir unter einer Badehose vorzustellen habe. Zum andern erschien mir die Vorstellung, im Meere zu baden, reichlich kühn. Und wenn ich dies thäte, dann wohl eher nackt bey Mondenschein, aber selbstverständlich nicht in Gegenwart eines Frauenzimmers. Ich erröthete wohl etwas und sagte ausflüchtig: „Ich kann aber gar nicht schwimmen.“

Du bist köstlich, Fritz. Das gefällt mir, daß ihr Männer Euch von einer Frau so leicht in Verlegenheit bringen laßt. Wie hat Dein Frl. Stern denn reagiert?

Sie sagte ungeniert: „Ach was! Das Wasser ist ganz flach um Rügen. Und Philipp und ich passen schon auf Sie auf. – Also welche Hose gefällt Ihnen?“ Dabei kramte sie aus einem großen Kasten von Metallstäben ein paar Hosen

hervor, sogenannte Hosen, muß ich sagen, denn sie hatten gar keine Hosenbeine und erschienen mir allesamt ziemlich klein zu sein, eher für Kinder. Ich schaute unschlüssig darauf. Franzi sagte: „Hier, die ist doch lustig“ und zeigte mir ein Höschen, auf dem eine Art Tintenfisch mit großen Augen unter Seeanemonen zu sehen war. „Meinen Sie wirklich?“ fragte ich unschlüssig. Sie nickte ermunternd; und so bin ich nun im Besitze einer hochmodernen Badehose.

Solltest Du uns mal, wenn Du wieder hier bist, am Wannsee vorführen, zum Beispiel gelegentlich eines Ausflugs Eurer Tischgesellschaft. Vielleicht kommen noch mehr der Herren auf den Geschmack.

Und der Damen, was? – Kommt nicht in Frage, Bettine. Es giebt da eine rigorose Ausfuhrkontrolle für andere Zeiten.

Schade! Vielleicht geht es mit der Einfuhr leichter. Schleiers Frau Henriette hat mir nämlich einen Brief gegeben, den Du bitte in Sagard zustellen mögtest, an die Nachkommen ihrer Verwandtschaft. Sie ist nämlich von dort, und die beiden haben vor drei Jahren in Sagard geheiratet. Ihr wolltet doch nach Rügen fahren?

Ja, und nicht nur des Badens wegen. Ich möchte die Kreidefelsen noch einmal sehen. Ob sie noch genauso aussehen wie vor 230 Jahren, als ich mit Friedrich, Runge und Quistorp dort umherstriff. Friedrich hat immerzu Skizzen gemacht, wollte sie später in Öl ausführen. Weiß nicht, ob er dazu gekommen.⁵

Aber das mit dem Brief geht wohl nicht. Ich kann nichts Materielles mehr von hier nach dort mitnehmen und umgekehrt auch nicht. Sonst hätte ich dem guten Philipp schon einen Computer mitgebracht.

Und wo hätten wir den elektrischen Strom dafür hernehmen sollen?

Jetzt bist Du aber ziemlich sceptisch für eine Enthusiastin. Hat Philipp in seinem Wohnzimmer nicht eine große Elektrisiermaschine gebaut?! Jedenfalls hat Achim mir davon erzählt. Doch wir wären nicht einmal darauf angewiesen. Die Zukunftsmenschen haben nämlich Computer ersonnen, die sich ihren Strom selbst erzeugen, direkt aus Sonnenlicht. Aber auch ein solcher Computer läßt sich wohl nicht nach 1811 einschmuggeln.

Der Brief umgekehrt schon. Du mußt ihn nur zweimal lesen und dann auf Rügen wieder hersagen.

Gut. Laß sehen.

5 Caspar David Friedrich malte sein berühmtes Bild von den Wissower Klinken 1818 in Dresden.

Ganz nett geschrieben, wenn auch wohl für die Nachkommen nicht so ganz verständlich. Könnte trotzdem Sensation machen.

Und wann fahrt Ihr nun los?

Morgen früh mit der Deutschen Bahn von Berlin Hauptbahnhof bis nach Greifswald, bin schon sehr gespannt. Die ganze Fahrt soll nicht einmal zwei Stunden dauern. Hoffentlich wird mir nicht schwindlig. Aber die Autofahrt habe ich ja auch gut überstanden.

Und ich bin gespannt, was Du über die Reise hinterher zu berichten hast, auch von Franz. Was zieht sie übrigens beym Baden an?

Das ist ihre Sache. – Aber ich weiß gar nicht, ob ich Euch so bald werde berichten können, habe das Gefühl, von einem anderen Ort aus gar nicht hier aufzuwachen.

Wenn Du nur überhaupt wieder hier aufwachst, spätestens nach Deiner Rückkehr von der Ostsee. Achim und ich werden ebenfalls länger verreist sein. Wir haben uns noch nicht entschieden, ob wir endlich zu mir nach Hause an den Main fahren oder nach Böhmen, um Clemens zu besuchen. Zuerst jedenfalls geht es nach Weimar, wollen uns Göthe als Verheurathete vorstellen, und Achim will dessen Meinung über seine neuesten Erzählungen hören.

Sieh an, ohne den Geheimrath geht nach wie vor nichts.

Fritz, halt an dich! Wir wollen hier nicht in Unfrieden auseinandergehen.

Aber Liebe, sey doch nicht so empfindlich, kannst doch sonst mehr vertragen. Für den alten Göthe habe ich selber die größte Hochachtung, das weißt Du doch.

Sehr überzeugend! Dieser „alte Göthe“ kann es mit Euch jungen Hüpfen allemal aufnehmen, und nicht nur in poetischer Hinsicht. Komm Du nur heil zurück. Ich habe schon mit den Freunden besprochen, daß täglich jemand nach Dir sieht, für den Fall, daß Du doch aufwachst und auch sonst.

Und wenn ich wider Erwarten gar nicht mehr aufwachen sollte – Bettine, es könnte ja immerhin sein –, begrabt mich erst, wenn ich ganz kalt bin.

Mit Gottes Hülfe wirst Du schon am Leben bleiben, so oder so, das fühl ich stark.

Grüß alle von mir, auch Göthe, der sich meiner vielleicht noch von Jena her
erinnern mag. Und nun zu neuen Ufern!

* * * * *

Liebe Freunde!

Ich bin wieder in Berlin, und prompt bin ich wieder bey Euch 1811 aufgewacht. Auf meiner Reise träumte ich immer, in eben diesem Jahre an anderen Orten aufzuwachen. Aber davon später.

Habt Ihr Euch Sorgen gemacht? Offenbar war noch so viel Leben in meinem Leib, daß ich mich jezt nicht in einem dunklen Sarge wiederfinde. Ich danke Euch für die Obhut.

Inzwischen habe ich auf meiner langen Reise so viel erlebt, daß ich die ganze Nacht brauchen werde, um alles aufzuschreiben. Aber das macht nichts. Ich fühle mich erholt und bey Kräften. Gut, daß Ihr das Licht habt brennen lassen.

Bevor Frl. Stern, Herr Bunk und ich unsere Reise unternahmen, mußte ich noch rasch das Fahrrad fahren lernen, was auf dem Tandem angeblich nicht so schwierig sein sollte. Wir probierten es am Vortage der Abreise, übrigens in der größten Sommerhitze am Rande des Thiergartens. Herr Bunk übernahm den vorderen Platz mit dem Lenker, während Frl. Stern mir half, den hinteren Sitz zu besteigen und mich solange festhielt, bis wir die beiden Tretkurbeln in Gang gebracht hatten. Infolge meiner Unsicherheit durch die rechtsseitige Lähmung und die verminderte Sicht, verlor ich aber schon nach wenigen Ruten das Gleichgewicht und brachte uns durch hülflose Bewegungen mit dem ganzen Gefährt zu Fall. Ich hatte das Glück, glimpflich von Frl. Stern aufgefangen zu werden, wobey wir freilich hernach beide zu Boden fielen, Gottlob auf weichen Rasen. Herr Bunk stürzte wesentlich unsanfter, war darob sehr wütend und fluchte in einer derben Weise, die ich hier nicht wiederholen mögte. Jedenfalls war ich erstaunt, welch lebhafter Affecte er in gewissen Situationen doch fähig ist. Franzlachte, ich bat hundertmal um Entschuldigung, aber Bunk war kaum umzustimmen: „Ich hab doch gleich gesagt, das ist Schwachsinn mit dem Tandem. Laß uns mit dem Auto fahren.“ – Franzlachte auf zu lachen und sagte in verändertem Ton: „Philipp, bitte, noch einen Versuch.“ – „Nicht mit mir“, antwortete er, „fah du.“ Nun stieg Franzlachte vorne auf, während Bunk das Tandem festhielt. Ich nahm mich zusammen und vertraute ganz Franzlachte Fahrkunst, und, siehe da, es lief prächtig. Wir fuhren eine große Runde durch den Thiergarten, vorbey an der Bank, auf der ich vor Wochen in der neuen Welt aufgewacht war, und lachten vor Vergnügen, während Bunk uns mit sceptischem Blick verfolgte.

So eine Radfahrt ist herrlich, sage ich Euch. Das wäre noch eine Aufgabe für Philipp Pistor, ein Fahrrad zu construiren, und wahrscheinlich auch erfolgversprechender und insgesamt unproblematischer als der Nachbau des Computers.⁶

6 Ob Carl Philipp Pistor den Bau eines Fahrrads nach den Angaben Schlössers versuchte, ist nicht bekannt. Aber nur wenige Jahre später, 1817, baute Carl Freiherr von Drais seine Draisine, eine Laufmaschine ohne Trekkurbel, aus der sich das moderne Fahrrad entwickelte.

Am nächsten Morgen fuhren wir drei mit unserem Gepäck in einem großen Auto zum sogenannten Bahnhof. So ein großes Auto, in dem mehrere Dutzend Menschen befördert werden können, heißt übrigens sinnigerweise „Für alle“; man gebraucht aber vornehmerweise den lateinischen Ausdruck „omnibus“ oder sagt abgekürzt einfach „-bus“.

Als wir am Bahnhofe ausgestiegen waren, fragte ich: „Werden wir das Fahrgeld beym Fahrer unserer Eisenbahn bezahlen?“ Die Frage war wohl etwas einfältig, und es entging mir nicht, daß Philipp Bunk die Augen verdrehte. Franzı sagte aber in ruhigem Tone: „Das ist schon per Rechner erledigt.“

Der Bahnhof, der sich übrigens nicht weit von der Nordseite des Thiergartens befindet, ist eigentlich kein Hof, sondern ein gewaltiges Gebäude mit etlichen Etagen übereinander, Dutzenden Geschäften und dergleichen, so daß man seine liebe Mühe hat, überhaupt die Eisenschienen zu finden. Bunk wußte aber gleich, wohin wir uns begeben mußten – „Gleis 7“ sagte er – und wir folgten ihm.

Und dann kam er angefahren, der große, große Eisenzug. Wie eine Dampfmaschine sah er nicht mehr aus, Dampfisenbahnen gebe es wohl nur noch in technischen Museen, erklärte Franzı; sie selber habe nie eine gesehen, aber ihre Großeltern seyen kurz nach dem zweiten Weltkriege noch mit einer Dampfisenbahn gereist, haben öfter davon erzählt. Dann habe man alles auf Erdöl und schließlich fast nur noch auf elektrischen Strom umgestellt. Als der Zug in den Bahnhof hereinrollte, wich ich erschrocken von den Schienen zurück. Die anderen Reisenden blieben dagegen nah daran stehen, weil sie offenbar keinerlei Gefahren befürchteten.

Bunk kannte auch die Stelle, an der der Zug so halten würde, daß wir unser Tandem und das einfache Fahrrad hineinschieben konnten; dafür ist eigens ein Vorraum vorgesehen. Dahinter giebt es bequeme Sessel in zwei Doppelreihen mit einem Gang dazwischen. Die Außenwände sind fast ganz verglast, wie in den Geschäften, so daß man im Sitzen während der Fahrt bestens hinaussehen kann. Davon machte ich auch ausgiebig Gebrauch, Franzı ebenso, während sich Bunk fast durchweg mit seinem Handy zu schaffen machte, das er auf die Reise mitgenommen hatte.

Übrigens waren die meisten Reisenden wie Bunk ebenfalls mit ihrem Handy beschäftigt, von dem sie fast nie aufblickten. Einige hielten sich das Ding ans Ohr und redeten dabei wie Idioten vor sich hin. Oder sprachen sie wirklich mit jemandem? Andere hatten eine gespaltene schwarze Schnur am Leib, die von dem Handy in ihre Ohren führte. Darüber wurden offenbar Geräusche übertragen, die aus dem Handy kamen. Richtig abgeschirmt waren diese Geräusche nicht, so daß man als Mitreisender manches mitanhören konnte oder vielmehr mußte. Sowohl der Anblick der meist mit geschlossenen Augen Dasitzenden als auch das Mithören der monoton pulsierenden Geräusche wurde mir zunehmend befremdlich. Ich fragte Franzı: „Was hören die da?“ Sie antwortete: „Musik“, fügte aber ironisch hinzu: „oder was sie dafür halten.“ Ich war schockiert, fragte erst nach einer Weile nach: „Und ist dieses Dröhnen für sie ein ästhetischer Genuß?“ Franzı schaute mich mitfühlend an und sagte:

„Nein, das ist es nicht. Es ist eher eine Art Droge.“ Ich beugte mich zu ihr hinüber und flüsterte: „Dann sind das alles Süchtige?“ Franz nickte mir verschworen zu: „Und Autisten.“

Die Wahrnehmung dieser in ihrer Sucht verschlossenen Menschen verstörte mich mehr als die meisten anderen Befremdungen in der neuen Welt; aber ich wollte mich jetzt nicht weiter damit belasten und wendete meinen Blick ab.

Der Zug fuhr trotz seiner sich immer mehr steigenden Geschwindigkeit erstaunlich ruhig über die Schienen aus Berlin hinaus. Nun erkannte ich erst, wie unermesslich weit unsere ehemals preußische, jetzt deutsche Hauptstadt sich inzwischen ausgedehnt hat, freilich nicht allwege zu ihrem Vortheil. Es brauchte mehrere Meilen, bis wir die Stadt endlich hinter uns gelassen hatten und das platte Land erreichten.

Außerhalb hat sich die Landschaft in den letzten 200 Jahren weniger verändert. Freilich sieht man auch hier erstaunlich viele Teerstraßen mit Automobilen und in den Dörfern und Städten mehr Häuser und andere Gebäude, oft mit Farbe bemalt, wie ja überhaupt der Geschmack sich mehr oder weniger ins Schreiende gewendet hat. Trotz dieser Veränderungen erinnerte mich die Landschaft noch an meine Reisen, wie ich sie früher von Greifswald nach Berlin und weiter nach Jena unternommen hatte. Was damals mit der Kutsche Tage dauerte, ging jetzt in zwei Stunden vonstatten.

Als wir die Uckermark erreichten, fielen mir immer mehr hohe schlanke Windmühlen ins Auge, die mitten auf den Feldern standen und ihre gewaltigen dreifachen Flügel drehten. Ich fragte Franz, ob denn jetzt das Korn überall auf den Feldern vor Ort gemahlen würde, aber sie erklärte mir, hier werde gar kein Korn gemahlen, sondern durch die Drehbewegung elektrischer Strom erzeugt, der über Drähte überall hin geleitet werde. Schließlich habe man ja einen ungeheuren Bedarf an Strom in der modernen Welt. „Und den erzeugen nun alle diese Windmühlen?“ fragte ich erstaunt. „Nicht allein“, sagte sie, „es giebt noch eine Reihe anderer Möglichkeiten, Strom zu erzeugen. Früher machte man den Strom vor allem in Kraftwerken, die mit Kohle oder Erdöl gespeist werden. Das hatte aber viele Nachteile, neben der Ressourcenverschwendung vor allem die anhaltende Umweltbelastung.“ – „Was ist denn damit gemeint?“ wollte ich wissen. „Ach, das ist eines unserer größten Probleme überhaupt“, antwortete sie, „wird uns sicher noch Jahrzehnte, wenn nicht Jahrhunderte beschäftigen.“

Und dann klärte sie mich auf, wie die in unserm 19. Jahrhundert zunächst in England begonnene „Industrialisierung“ zwar kurzfristig den Menschen geholfen, langfristig aber der Natur als ganzer erheblichen Schaden zugefügt habe. Mittlerweile seien auf der ganzen Welt viele Tier- und Pflanzenarten ausgestorben, die Urwälder bis auf kleine Reste abgeholzt, die Gletscher auf Grönland und am Südpol immer weiter abgeschmolzen, der Spiegel der Ozeane langsam, aber unaufhaltsam angestiegen und endlich sogar das Wetter insgesamt durcheinandergebracht. „Dann ist dies also gar kein ungewöhnlich heißer Sommer?“ fragte ich nach. „Nein, so ähnlich ist es inzwischen fast jedes Jahr.“

Das schienen mir recht beunruhigende Nachrichten zu sein. Die Aussicht auf die frische Ostseebrise ist da nur ein schwacher Trost.

Ich wollte aber noch mehr über die sogenannte Umweltbelastung wissen und fragte: „Dann ist man also auf die Idee mit den Windmühlen gekommen. War das nicht ein wenig altmodisch?“ – „So ist es!“ mischte sich an dieser Stelle Bunk ein, „die Windräder sind beym heutigen Energiebedarf nur ein Tropfen auf den heißen Stein. Wircklich ersetzen können sie die anderen Kraftwerke nicht.“ – „Man hat noch vor zwanzig Jahren eine neue Generation von Kohlekraftwerken gebaut“, sagte Franzi mit gereiztem Ton, „sogar hier oben an der Ostsee in Lubmin, wir werden es von Weitem sehen können.“ „Aber giebt es denn hier Kohle unter dem Boden?“ „Iwo, die wird aus Brasilien, Südafrika und Australien herangeschafft, ist dort billiger.“ „Und das soll nun die Umwelt entlasten?“ fragte ich ungläubig. „Jedenfalls hat man das den Leuten damals erzählt.“ – „Und warum hat man eigentlich solche Dinger wieder gebaut?“, warf Bunk ein, „weil man vorher an derselben Stelle das Atomkraftwerk geschlossen hatte und einigermaßen Ersatz brauchte.“ – Ich fragte: „Haben solche Atomkraftwerke etwas mit den Atombomben zu tun, von denen Dr. Neuhaus berichtete, daß die Amerikaner sie auf Japan fallen ließen?“ Franzi und Bunk stießen beide zugleich eine Antwort hervor, die eine: „Genau!“, der andere: „Quatsch!“

Hieran entzündete sich nun zwischen beiden ein ziemlich verbissener Streit, zu dem ich wünschte, mit meinen Fragen keinen Anlaß gegeben zu haben. Was ich daraus entnahm, ist etwa, daß die Atomkraftwerke auf demselben Prinzip der Atomspaltung beruhen wie die Atombomben, dabey also erhebliche Energien produciren, die man in elektrischen Strom umformen könne, mithin einer friedlichen Nutzung zuführe. Es besteht aber eine gewisse Gefahr, daß die Atomkraftwerke explodieren, was in mehr oder weniger großem Umfange schon passiert sey, wobey es ringsum zu großen Verseuchungen komme. Außerdem wisse man nicht, wohin mit den gefährlichen Rückständen, die man über Jahrhunderte oder gar Jahrtausende bewachen müsse. Und schließlich gebe es die Gefahr, daß korrupte Machthaber unter dem Deckmantel der friedlichen Nutzung Atomkraftwerke bauen, die sie dann doch zur Production von Atombomben mißbrauchen. Dies sey schon in mehreren asiatischen und afrikanischen Staaten geschehen, sagte Franzi, und eine große Bedrohung für die ganze Welt.

Bunk lenkte ein wenig ein; er habe nur sagen wollen, daß damals vor zwanzig, dreißig Jahren die Atomkraftwerke jedenfalls die fortschrittlichere Technologie gewesen seyen im Vergleich zu den Kohlekraftwerken, und zu den Windmühlen sowieso. „Was Du immer fortschrittlich nennst!“ sagte Franzi, auch damals habe es schon Biogasanlagen und sogar Solarkraftwerke gegeben, jedenfalls im Prinzip; die seyen sowieso das Beste. „Im Vergleich mit den Fusionsreaktoren ist das alles nur Spielzeug“, konterte Bunk erneut.

Bevor ich mir auch diese Technologien erklären lassen konnte, – ich glaube, die Eisenbahn hielt gerade in Pasewalk – stürzte eine Horde junger Männer laut lärmend in unseren Eisenbahnwagen. „Ach Gott!“ seufzte Franzi, während Bunk vor sich hin murmelte: „Idioten ignorieren.“ Die Kerle trugen schwarze Lederkleidung und hatten sich die Haare kurz geschoren bis zur Glatze. Jeder hielt eine Flasche, in der offenbar Bier oder ein anderes berauschendes Getränk war. Sie brüllten Parolen, wie „Ausländer raus!“ oder „Schluß mit der Negerinvasion!“ oder „Neger zurück in den Kral!“, stießen mit den Flaschen an und riefen „Prost, Kamerad!“ Letzteres kam mir selber reichlich antiquiert vor und erinnerte mich peinlich an studentische Saufgelage, an denen ich als junger Burschenschafter in Greifswald theilgenommen hatte. Was diese Männer zu Zeiten der fortgeschrittenen Völkerintegration nun gegen Ausländer hatten, war mir nicht recht erfindlich, zumal offenbar gar keine Ausländer anwesend waren. Und dann grölten sie ein Lied, das mit den Worten anfang „Deutschland, Deutschland über alles...“ Ich kannte die Worte nicht, aber das Gedicht mochte wohl aus der Epoche des übersteigerten Nationalgefühls stammen, von der Dr. Neuhaus mir gesprochen hatte. Jedenfalls waren die im Liede angegebenen Grenzen des Reiches nicht auf dem neuesten Stand. Die Melodie kam mir mit einem Male bekannt vor. Es war tatsächlich die schöne österreichische Kaiserhymne, die der alte Haydn für „unsern guten Kaiser Franz“ komponiert hatte und die hier von einer widerwärtigen Meute in den Dreck gezogen wurde. Das hat der letzte Franz nun auch nicht verdient – es kann ja nicht jeder ein Genie sein wie Napoleon – und der brave Haydn schon gar nicht.

Aber es kam noch ärger, indem die Kerle nun auch „Juden raus!“ und andere antijüdische Parolen riefen, die ich hier nicht wiederholen mag. Ich konnte mich nicht länger auf meinem Sitze halten, sprang auf die Bande zu und rief in erregtem Tone: „Das geht zu weit, meine Herren! Gerade als Deutsche sollten Sie sich bewußt sein, welches entsetzliche Unrecht den Juden von unserer Seite her geschehen ist und daß es eher gelte, beschämt Abbitte zu leisten als die Geschundenen noch zu verhöhnen!“

Einen Moment lang herrschte vollkommene Stille in dem Wagen, bis auf das leise Fahrgeräusch der Eisenbahn. Alle starrten auf mich. Endlich fing einer aus der Bande an, hämisch zu grinsen und stieß mich mit der Faust rückwärts, so daß ich auf einen Sitz stürzte. Dabei schrie er: „Scheißkerl! Bist wohl selbst 'n Judenbastard.“ Offenbar wollte er weiter auf mich einprügeln, aber Franzi warf sich dazwischen und herrschte ihn an: „Nein! Laß das!“ Das verblüffte den Kerl wiederum für einen Moment. Er faßte sich aber schnell und spottete: „Guck an, die Judenbraut ist auch zur Stelle!“

In dem Moment, bevor er sich weiter an uns auslassen konnte, hielt die Eisenbahn glücklicherweise in Anklam und einer von den Kerlen rief: „Kommt, raus!“ Und im Nu war der Spuk vorüber.

Franzi und ich waren noch stumm vor Entsetzen; nur Bunk bemerkte mit künstlicher Ruhe: „Ich hab doch gesagt: Idioten ignorieren.“

Nach einer Weile fing ich an: „Ich hatte nicht gedacht, daß so etwas 2030 möglich sey. Sind solche Vorfälle an der Tagesordnung?“ – „In dieser Gegend ist das seit Jahrzehnten ziemlich verbreitet“, sagte Franzi, „es giebt so viele frustrierte Arbeitslose, die sich in sogenannten Kameradschaften zusammenthun, um sich stark vorzukommen. Da brauchen sie dann irgendwelche Schwächeren, auf die sie einschlagen. Es kommt aber nicht immer zur Escalation, weil Ausländer diese Gegend meiden und sich selten jemand findet, der Widerstand leistet.“ Ich erwiderte: „Und vielleicht noch seltener eine Frau, die den invaliden Widerständler verteidigt.“ Sie lächelte mich an, wobey sie leicht errötete. Schließlich verschob sich ihr Lächeln zum leisen Kichern, was mich etwas irritierte.

Sie klärte mich auf: „Wie der das mit der Judenbraut sagte, fiel mir das Bild von Rembrandt ein, das unpassenderweise denselben Titel hat. Kennen Sie es?“ Ich mußte leider verneinen und fragte, was darauf zu sehen sey. Sie zögernd: „Ich hab es einmal im Amsterdamer Rijksmuseum gesehen. Es ist ein großes schönes Gemälde des alten Rembrandt, in Brauntönen und dem warmen Karminrot und Gold der beiden Figuren. Außer der Braut ist nämlich auch der Bräutigam dargestellt, sonst fast gar nichts, aber das ist auch genug. Die beiden sehen sich nicht einmal an, und doch ist da eine Nähe zwischen ihnen, die die ganze übrige Welt vergessen läßt. Jedenfalls ging es mir so, als ich damals davor stand.“ Ich fragte, ob das Gemälde ein bestimmtes Paar darstelle. Sie sagte: „Das ist komisch. Man weiß nicht, ob es bestimmte Personen darstellen soll, biblische oder zeitgenössische, vielleicht Rembrandts Sohn Titus mit seiner Braut oder waren sie nur die Modelle? Aber eigentlich ist das alles unwichtig.“

„Genau“, murmelte Bunk. Er schaute wieder auf sein Handy und sagte vor sich hin: „Max hat geantwortet, er würde uns in Greifswald gern treffen.“ Auf meinen fragenden Blick sagte er: „ein Kollege von der Plasmaphysik.“ Franzi ergänzte: „Die mit dem Fusionsreaktor.“ Und da fuhren wir auch schon in Greifswald ein.

Meine Heimatstadt erkannte ich nicht sogleich wieder. Wie in Berlin war um das Stadtzentrum herum inzwischen so manches gebaut worden, aber längst nicht so viel. Vom Bahnhofe waren es lediglich ein paar Ruten bis zum Wall, der nur wenig abgetragen, aber mit hohen alten Linden bestanden ist. Dahinter fand ich mich gleich zurecht, weil das schachbrettartige Straßennetz noch fast dasselbe ist wie vor 230 Jahren. Auch etliche Gebäude ließen sich wiedererkennen, die Universität, schön angemalt, die Jacobikirche, allerdings mit merkwürdig zusammengestauchtem Turm, und natürlich die hohe St. Nicolai-Kirche mit ihrem barocken Turmhelm. „Können wir nicht eine Turmbesteigung machen?“ fragte Franzi begeistert. „Zuerst ins Hotel.“, sagte Bunk.

Das Hotel war natürlich auch per Computer reserviert worden. Es hieß „Zum Kronprinzen“. Das kam mir für diese republicanischen Zeiten recht altmodisch vor. Thatsächlich konnte mir das Fräulein im Entrée nicht einmal mehr sagen,

um welchen Kronprinzen es sich denn eigentlich handele. Sie zuckte mit den Schultern und meinte nur: „Wohl irgend so’n alter Preuße.“

Wir brachten unsere Sachen auf die Zimmer und aßen dann zu Mittag. Dabei sagte Bunk: „Klettert ihr mal auf den Turm, ich treff mich mit Max am Markt. Könnt ja hinterher dazukommen.“ Nun gut, im Grunde war es mir recht so; und Franzi sagte auch nichts darwider.

St. Nicolai zeigte sich in seinem Innern durchaus verändert. Die Kanzel, der Orgelprospect und noch so manche Zierrathe waren nach gotischem Geschmack erneuert worden, wobey sich, wie ich las, der Kunstschreiner Christian Friedrich, Bruder des Malers, hervorgethan hatte. Befremdlich war mir aber, daß das gesamte backsteinerne Mauerwerk mit einer weißgrauen Tünche überzogen war, die angeblich dem romantischen Reinheitsideal verpflichtet sey. Aber so öde und tot, dachte ich, hatten wir uns das nicht vorgestellt.

Im Seitenschiff traf ich unerwartet auf ein bekanntes Gesicht, nämlich das Portrait meines damaligen Theologieprofessors, des Generalsuperintendenten Gottlieb Schlegel. Ich erzählte Franzi, wie er stets große Stücke darauf gehalten, ein Schüler von Kant zu sein und wie er mit aller Gewalt ein aufgeklärtes Gesangbuch durchsetzen wollte, aber immer wieder am fast geschlossenen Widerstand der Kirchgänger gescheitert ist. Die wollten lieber ihre alten Lieder behalten, und wenn sie noch so unvernünftig und theologisch fragwürdig waren. Aber auch der Dichter Kosegarten, der als Pfarrer hier von Schlegel ordinirt wurde, hat den Volksgeschmack verteidigt, vielleicht mehr aus poetischen als aus theologischen Gründen.

Die Turmbesteigung war zu einem Vergnügen für Sommerfrischler geworden, die man neuerdings französisch Touristen nennt. Wir waren aber zur Stunde die einzigen Touristen hier, bezahlten ein Eintrittsgeld und stiegen die engen Wendeltreppen hinauf. Im Innern des Turms hatte sich fast nichts verändert und ich zweifelte einen Moment lang, ob ich wircklich im Jahr 2030 sey oder nicht doch am Anfange des 19. Jahrhunderts – oder noch viel früher im Mittelalter? Aber da war Franzi in ihrer bunten Hose, die vor mir die Stufen hinaufstieg.

Währenddessen erzählte ich ihr, wie ich noch den letzten Türmer von St. Nicolai gekannt und ihn damals des öfteren in seiner Turmstube besucht habe und wie er seine Signale und Choräle vom Turm geblasen habe. „Das hört sich aber romantisch an“, sagte sie. Ich versicherte sie hingegen, daß es, recht besehen, eher ein alltägliches Elend war als romantisch. „Und das wohl schon im Mittelalter“, fuhr ich fort; „wahrscheinlich werden die Dinge erst durch den Abstand romantisch – und wir haben uns deshalb so gern auf’s Mittelalter geworfen. Schiller hatte vielleicht doch nicht so Unrecht. Wir wollen nicht aufwachen zur Alltagswircklichkeit. Darum verlieben wir uns ins Ferne und Fragmentarische und wollen gar nicht fertig werden: Tieck mit seinem Sternbald, Clemens mit seiner Chronika eines fahrenden Schülers, Novalis mit seinem Ofterdingen.“ – „Und Sie mit Ihrem Mittelalterroman“, warf Franzi ein; „wie soll er eigentlich heißen?“

Aber da waren wir schon über den Glocken, die liebe Sonne strahlte uns durch die Luke entgegen und wir traten hinaus auf den Umgang unter dem Helm.

Aus der Bebauung des Stadtkerns winkte noch so mancher alte Giebel herauf. „Da drüben hat damals Kosegarten gewohnt“, zeigte ich Franzi, „er war mein erstes großes Idol. – Und hier gleich unter uns wohnten die Friedrichs, mit denen wir viel umgingen. Es scheint aber nur noch die Seifensiederei vom Vater vorhanden zu sein. Mein Gott, hat das gestunken! Das Wohnhaus davor sah damals anders aus.“ – „Und Sie? Wo haben Sie gewohnt?“ – „Nicht fern davon. Wir waren sozusagen Nachbarn. Thatsächlich, da scheint unser Haus ja noch zu sein!“ rief ich erfreut, „wir können nachher vorbegehen.“

Unser Blick ging weiter in die Runde: über die begrünten Wallanlagen, dahinter die neuere Bebauung, nördlich dicht an der Stadt entlang der Ryck mit dem alten Hafen, in dem, wie es schien, sogar ein paar vergessene Segelschiffe liegen geblieben waren, und fernhin, über die Marienkirche hinweggeschaut, der weite, weite Greifswalder Bodden, der in die offene Ostsee übergeht.

Da die Sicht recht gut war, sahen wir am Horizont auch das Gestade von Rügen mit den anziehenden Hügeln. „Da wollen wir hin!“ rief Franzi, und wir versuchten, den Weg nach Norden bis zum Strelasund zu verfolgen. „Erstaunlich!“, sagte ich, „nach dieser Seite ist die Stadt und das Vorland seit dem Mittelalter unverändert geblieben, und jetzt immer noch. Daß es so etwas überhaupt giebt! Als die Stadt gegründet wurde, im 13. Jahrhundert, war man auf der anderen Flußseite schon nicht mehr in Pommern, sondern im Fürstenthum Rügen. Und dann der Sumpf rechts und links des Stralsunder Dammes, der hat wohl auch in neuerer Zeit Bauherren abgeschreckt.“ – „Nicht zu vergessen das Hochwasser“, sagte Franzi; „ich glaube, da an der Mündung des Ryck kann man das Sperrwerk erkennen. Solche Schutzbauten haben jetzt viele Küstenstädte, nicht nur an der Ostsee. Wäre Venedig nicht vor 15 Jahren von der offenen Adria abgeriegelt worden, wäre es inzwischen schon untergegangen, wie die Malediven im Indischen Ozean und mehrere Inselstaaten im Pazifik. Und für London wird es auch Zeit, und für Hamburg und und und..., von Holland ganz zu schweigen.“

Mir wurde hier allmählich bewußt, daß das sogenannte Umweltproblem nicht eines unter anderen war, sondern eine weltweite Bedrohung. „Wie soll das denn weitergehen?“ fragte ich. Franzi zuckte mit den Achseln: „In den nächsten Jahrzehnten ist jedenfalls keine Trendwende zu erwarten. Wir können schon froh sein, wenn der Karren nicht endgültig gegen die Wand gefahren wird.“ Ich war erstaunt über ihren Pessimismus, der kaum zu ihr zu passen schien, und fragte: „Dann sind, so gesehen, die Evacuirungspläne, an denen Ihr Verlobter arbeitet, also doch nicht so unrealistisch, vielleicht bittere Nothwendigkeit?“ – „Bloß zum Spaß wird dafür wohl nicht dermaßen viel Geld ausgegeben“, meinte sie, „aber unter Realismus stell ich mir trotzdem was anderes vor.“

Sie athmete einmal tief und fügte unvermittelt hinzu: „Philipp ist übrigens nicht mein Verlobter. Ich glaube kaum, daß wir einmal heirathen werden.“ Ich

wußte in meiner Verwirrung nicht gleich, was ich sagen sollte und stotterte: „Verzeihen Sie meine falsche Auffassung. Ich dachte nur... Aber das Verloben und Heirathen ist wohl gar nicht mehr so üblich in dieser Zeit.“ Sie senkte die Augen und erwiderte: „Auch wenn es üblich wäre, würde das wohl nichts Wesentliches für mich ändern.“

Ich wollte erst mal Zeit gewinnen, um darüber nachzudenken, und sagte deshalb: „Ihr Verlobter... – Entschuldigung! – Ihr Freund Philipp Bunk wird sicher schon auf uns warten. Wollen wir nicht hinuntergehen?“ Während des Abstiegs fielen mir so manche Gedanken in den Sinn, mit denen ich Euch aber jetzt nicht behelligen will.

Auf dem Weg zum Markt gingen wir durch die Lange Straße, vorbeig an meinem Vaterhaus. Es stand thatsächlich noch da, aber nicht viel mehr als die Fassade, und auch in die hatte man die üblichen großen Geschäftsfenster eingebaut, in denen man diverse nach der neuesten Mode angekleidete Puppen bewundern konnte, alle ausnehmend groß und schlank, man möge sagen: ein wenig unterernährt. Ich schmunzelte und bemerkte nur: „So ist das also jetzt.“

Franzi wollte wissen, wo ich in dem Haus gewohnt habe. Ich zeigte nach oben zur Giebelstube und sagte: „Scheint sich nicht viel verändert zu haben.“ – „Komm!“ sagte sie, „vielleicht dürfen wir das Zimmer ansehen.“ Und ehe ich etwas erwidern konnte, zog sie mich an der Hand ins Geschäft, fragte sich bis zur Geschäftsführung vor und erklärte einer älteren Dame: „Wir beide sind Nachkommen von Leuten, die vor 200 Jahren in Ihrem Haus gewohnt haben. Dürfen wir es uns vielleicht ein bißchen ansehen?“ Die Geschäftsführerin fand das offenbar lustig und sagte: „Ich würde Ihnen gerne was zeigen; aber es ist alles modernisiert worden, – außer ganz oben unterm Dach.“ – „Wir würden uns glücklich schätzen, wenn wir vielleicht nur die Giebelstube sehen dürften“, wagte ich zu sagen.

Die Dame war so freundlich, uns nach oben zu geleiten, und wir traten in mein altes Zimmer, das ich erst vor wenigen Jahren verlassen hatte, als ich nach Jena abging, und andererseits war alles 230 Jahre her. Sie entschuldigte sich dafür, daß die Stube eine Rumpelkammer sey; hier sey wohl ewig nicht aufgeräumt worden. „Das ist gerade schön so“, sagte ich abwesend; denn mein Blick fiel gleich auf diverse schlichte Meubles und andere Dinge, die einmal mein waren.

Und dann sah ich mein eigenes, recht in sich gekehrtes Portrait, eine Zeichnung auf vergilbtem Papier, die Caspar einmal als Schüler von mir gemacht hatte. Sie war noch immer mit dicken Stecknadeln an die Wand geheftet. Mich überkam eine Rührung von Heimweh, und ich sagte mit Thränen in den Augen: „Das bin...“ Franzl fiel mir ins Wort: „Das könnte einer unserer Vorfahren sein, vielleicht Johann Friedrich Schlösser.“ – „Na so was!“ sagte die alte Dame, indem sie abwechselnd auf die Zeichnung und in mein Gesicht schaute, „da ist ja thatsächlich eine Ähnlichkeit, eine hochgradige Ähnlichkeit. Und diese Verbundenheit mit Ihren Vorfahren! Das ist heutzutage doch selten.“

Wissen Sie was: Nehmen Sie die Zeichnung mit; sie muß ja nicht weitere 200 Jahre unbeachtet an dieser Wand hängen.“

Ich war höchst beglückt und dankbar für dieses Geschenk, auch wenn es, genau genommen, ohnehin mein Eigentum war. Unter weiteren Bedankungen verließen wir das Haus, schauten das Bild aber, als wir um die Ecke waren, gleich noch einmal an. „Guck mal, auf der Rückseite!“ rief Franz. Da stand geschrieben: „Fritz Schlösser am 23. Junius '92 / C.D.F.“ „Genau“, sagte ich verblüfft, „Caspar hat es für mich zum Geburtstag gezeichnet.“ Franz strahlte mich an, und in unserer Begeisterung umarmte ich sie vor Freude. Hinterher war ich etwas verlegen, weil ich hier nicht genug an mich gehalten; aber sie schien es mir gar nicht übel zu nehmen.

Mit ein paar Schritten waren wir auf dem Markt, der sich noch prächtiger macht als früher, und sahen gleich Bunk und seinen Bekannten unter einem Sonnenschirm sitzen und eine Art Caffee trinken. Sie waren im Gespräch vertieft und schienen uns noch nicht sonderlich vermißt zu haben.

„Stellt Euch vor!“ erzählte Franz beglückt, „Herr Schlösser und ich waren in seinem Elternhaus und sogar in seinem Zimmer, wo es noch aussieht wie zu seiner Zeit! Und dann haben wir noch sein Portrait gefunden und von der Hausbesitzerin geschenkt bekommen“, fügte sie heimlich tuend hinzu. „Und was meint ihr, wer es gezeichnet hat?? – Caspar David Friedrich!“ Max lachte laut auf und sagte: „Na, da gratulir' ich aber! – Laßt mal sehen.“ Bunk winkte währenddessen nur ironisch ab; doch sein Bekannter fand das Bild „gar nicht übel“. Franz meinte: „Ist natürlich kein Meisterwerk. Friedrich war damals erst ein Schüler und Herr Schlösser auch.“ – „Er 18, ich 13“, ergänzte ich sachlich. Max lachte wieder und schüttelte amüsirt den Kopf.

Diese Unterhaltung über mein Portrait war mir aber gar nicht so recht. Darum steckte ich es weg, und, um auf ein anderes Thema zu kommen, fragte ich diesen gewissen Max: „Wie ich hörte, sind Sie ein Fachmann für Plasmaphysik, speziell für Functionsreactoren. Könnte darin eine Lösung für die dringlichen Umweltprobleme liegen?“ – „Fusionsreactoren“, corrigirte er mich lächelnd, „ja, durchaus, für den Energiesector könnte die Kernfusion die Lösung sein. Theoretisch sind die Sachen eigentlich seit Jahrzehnten klar, nur die practische Umsetzung macht immer noch Schwierigkeiten. Ich denke aber, in ein paar Jahren haben wir die Katze im Sack.“ – „Und wenn es nicht gelingt?“ erlaubte ich mir zu fragen. „Dann muß am Ende eben doch die Mars-Mission her!“ warf Bunk gewitzt ein. Franz bemerkte trocken: „Man könnte vielleicht auch mal einfach weniger Energie verplempern“ – ja, das war ihr Ausdruck –; „noch vor 200 Jahren ist man schließlich ganz ohne Erdöl und Elektrizität ausgekommen; und die Menschen waren auch nicht weniger zufrieden als heute.“ – „Noch vor 200 Jahren!“ wiederholten die beiden Herren spöttisch. Franz gefiel das gar nicht, und sie fragte mich auffordernd: „Ist es nicht so, Herr Schlösser?“ Ich bestätigte, daß es so sey und erzählte von Galvanis ersten Experimenten mit den elektrisch zuckenden Froschschenkeln, die seinerzeit Aufsehen erregt haben.

Und wie er sich mit Volta über die tierische Elektrizität gestritten habe und wie endlich unser Johann Wilhelm Ritter mit seiner Theorie der Elektrochemie die glückliche Lösung gefunden, an der in Jena nicht nur Novalis und die Brüder Schlegel, sondern auch Göthe und Herder schönsten Antheil genommen, ebenso Schleiermacher, mit dem er sich insbesondere über die Theorie des Magnetismus ausgetauscht habe, wie letzterer mir erzählte. Novalis aber habe sich von Ritter am meisten begeistern lassen und pflegte zu sagen: ‚Ritter ist Ritter und wir sind nur Knappen‘ – das sagte ein Novalis! – und in den Fragmenten zu seinem Universalprojekt der Encyklopaedie, berichtete ich, habe er sogar geschrieben: „entweder ist alles Galvanismus oder nichts Galvanismus“.

Die practische Umsetzung der schönen Theorien habe freilich auch damals auf sich warten lassen, so wie heute die Kernfusion in der Plasmaphysik. Und dann – um der Gerechtigkeit willen – erklärte ich noch, daß das Leben damals ohne Strom und Erdöl allerdings mancherley Beschwerlichkeiten gehabt habe, die mir heute weitgehend behoben schienen.

„Aber zufriedener sind die Menschen trotzdem nicht geworden!“ betonte Franzi noch einmal.

Max schien mein nüchterner Bericht abermals leicht amüsirt zu haben; er fragte mich: „Sind Sie Historiker?“ Ich antwortete: „Eigentlich eher – wie sagt man heute? – Schriftsteller.“ – „Ach so“, reagierte er, „wie Sie von der Elektrizität sprachen, schien mir doch gleich, daß sich verdächtig viele Poeten dafür interessiert haben, war wohl damals so eine Sache zwischen Wahrheit und Dichtung.“ Ich fühlte, daß das nicht unbedingt anerkennend gemeint war, erwiderte aber selbstbewußt: „Das haben Sie durchaus richtig erkannt, mein Herr. Genau in diese Richtung gingen die romantischen Bestrebungen. Novalis hat es mal wieder auf den Punkt gebracht mit den Worten: „Jede Wissenschaft wird Poesie – nachdem sie Philosophie geworden ist.“ Max runzelte die Stirn: „Und das soll man ernst nehmen?“ sagte er, „ich denke, ohne die Spezialisierung der Wissenschaften hätte es keinen Fortschritt gegeben.“ – „Um Gottes Willen!“ rief ich aus, „das ist ein großer Irrthum, der schon damals von Frankreich und England her zu uns herüberströmte und dem wir uns mit vereinten Kräften entgegenstimmten, die Naturforscher wie Ritter oder Steffens ebenso wie die Dichter, auch Goethe mit seiner Farbenlehre, in der er die sittlichen Wirkungen der Farbe keineswegs von den bloß physikalischen getrennt wissen wollte, und die Philosophen nicht zu vergessen, besonders unser herrlicher Schelling, der uns so manches Licht über die Wirklichkeit als Ganze aufsetzte. Von Steffens hörte ich, Göthe habe ihm gesagt, daß Schelling dazu bestimmt sey, eine neue geistige Epoche in der Geschichte einzuleiten, eben weil er Natur und Kunst, Wissenschaft und Ich in Verbindung setze, eine Verbindung, die die unfruchtbare Vernünfteley der sogenannten Aufklärer auseinandergerissen. Novalis aber ist es in seiner Totalwissenschaft der Encyklopädie darum zu thun gewesen, das, was Schelling mehr theoretisch darstellte, durch anschauliche Analogien zu entfalten und endlich zu einer poetischen Synthese von Zahl und

Wort, Musik, Chemie, Physik, Astronomie, Religion und Philosophie zu gelangen.“ Und ich schloß meine Rede mit Novalis Worten: „Die Wissenschaften sind nur aus Mangel an Genie und Scharfsinn getrennt. Die größten Wahrheiten unserer Tage verdanken wir Kombinationen der lange getrennten Glieder der Totalwissenschaft.“⁷

Franzi nickte mir währenddessen zu, Max aber prustete aus sich heraus. Näher darauf eingehen wollte er offenbar nicht, sagte nur lachend: „Sie können sich ja ganz schön in diese poetischen Zeiten hineinsteigern!“ Bunk aber, dem meine nicht gerade zurückhaltende Rede wohl schon deshalb unangenehm war, weil sie mehr und mehr die Aufmerksamkeit der sich ringsum vergnügenden Touristen auf sich gezogen hatte, wechselte den Ton und sagte: „Max und ich haben vorhin über ein neues Software-Programm für Animationen gesprochen, könnte für uns beide wichtig sein. Ich glaube, es wäre gut, wenn wir die Gelegenheit nutzen und uns mal ausgiebig damit befassen. Ist für mich sowieso die beste Erholung.“ – Franzı schaute ihn groß an: „Und wir?“ fragte sie. „Ihr sollt natürlich nicht hier rumsitzen und warten. Ist ja auch nicht in ein paar Stunden zu machen. Ihr fahrt am besten ohne mich weiter, bin sowieso nicht so für die Radeley. – Ist vielleicht für alle das beste so.“ – „Ja“, sagte Franzı kalt, „da könntest du schon recht haben.“ Sie schluckte einmal, sah dann mich an und fragte: „Wann brechen wir auf?“ Ich antwortete möglichst harmlos: „Von mir aus morgen früh.“

Max schlug Bunk vor, am besten gleich seine Sachen aus dem Hotel zu holen, weil er bey ihm wohnen könne. So verabschiedeten wir uns schon bald – trotz der Hitze leicht frostig.

Franzi fragte mich: „Und was machen wir jetzt?“ Ich schlug vor, erst mal einen Spaziergang über die Wälle zu machen und, wenn wir Lust hätten, aus der Stadt hinaus zu wandern, vielleicht am Ryck entlang auf dem Damm nach Wackerow. Wir hatten Lust.

Eine Zeit lang gingen wir schweigend nebeneinander her. Endlich brach ich das Schweigen und sagte: „Liebes Frl. Stern, als wir uns kennen lernten, waren Sie so freundlich, mir anzubieten, Sie mit Franzı anzusprechen. Ich wußte mich damals noch schlecht in diese Ihre Welt zu finden und dachte, es sey vielleicht nicht ganz gehörig. Entschuldigen Sie bitte. Darf ich auf Ihr Angebot zurückkommen?“ Sie nahm mich nun ihrerseits herzlich in die Arme und sagte dann mit ironischer Förmlichkeit: „Ja, das dürfen Sie, Herr Schlösser. – Und spräche Ihres Erachtens etwas gegen die Gehörigkeit, wenn wir nun einfach mal Du zueinander sagten?“ – „Aber gar nicht.“, sagte ich erfreut und fügte hinzu: „Okay!“ wir lachten beide und Franzı sagte: „Willkommen in dieser Welt, Fritz!“ – Es war gerade hier, als ich zum ersten Mal wieder ein leichtes

7 Schlösser hat hier freilich die Reaktion des sonst von ihm ebenfalls hoch geschätzten Friedrich Schlegel unterschlagen. Dieser bemerkte im Blick auf Novalis Konzeption einer Totalwissenschaft: „Hardenberg ist dran, die Religion und die Physik durcheinander zu kneten. Das wird ein interessantes Rührrei werden.“

Nervenzucken in meinem rechten Arm spürte, das in den nächsten Tagen vermehrt auftrat.

Ich hatte schon lange das Bedürfnis, Frl. Stern, will sagen Franzi, über sich zu befragen und fand auf diesem schönen Spatziergange nun endlich Gelegenheit dazu. So erfuhr ich, daß der Anlaß unserer Bekanntschaft, Ihr Practicum beym sozialpsychatrischen Dienst, nur aus ihrem Nebenfach, der Psychologie, resultire. – Ja, ihr staunt, dergleichen kann man heute an der Universität studieren, wozu Moritz mit seinem Magazin für Erfahrungsseelenkunde womöglich schon den Grund gelegt. – Ihre Hauptfächer, sagte Franzi, seyen Deutsche Litteratur und Geschichte. Thatsächlich war mir im Laufe der Zeit bewußt geworden, daß ihre Kenntnisse über unsere romantische Epoche durchaus nicht dem allgemeinen Standard der Menschen im Jahre 2030 entsprechen.

Ich fragte Franzi, warum sie gerade diese Fächer studiere. Sie sagte, sie habe an dem Gegenwartswahn ihrer Zeit ein Ungenügen empfunden. Die meisten Menschen haben kaum ein Bewußtsein von geschichtlichen Veränderungen und Unterschieden und vom einmaligen Werth aller Zeiten und Individuen. (Solche Worte hätten wohl auch Herdern noch gefallen.) Und auch in räumlicher Hinsicht rinne die ganze Welt durch die globale Vernetzung in ein graues Einerley zusammen. Es habe geradezu etwas Gespenstisches. Jedenfalls sey es ihr so zu öde.

Ich gab meiner Verwunderung Ausdruck, weil mich die Welt im Jahre 2030 mit ihren bestürzenden Neuheiten bis jezt so ziemlich in Athem gehalten und fragte, ob sie diese Empfindungen einer verflachten Gegenwart schon lange habe. „Eigentlich von Kindheit an“, antwortete sie, deshalb sey sie früh darauf verfallen, allerhand Märchen, Legenden und phantastische Litteratur über die Zukunft wie die Vergangenheit zu lesen. „Und die Zeit vor 200 Jahren interessiert Sie besonders?“ fragte ich. „So ist es“, gestand sie mir, „ich schreibe seit einiger Zeit an einer Dissertation“ – ja, meine Freunde, im 21. Jahrhundert läßt man Frauen sogar promoviren! – „über die Romantik in Pommern und ihre Beziehungen zu anderen Zentren der Romantik, wie Jena oder Berlin. – Aber schon früher hat mich diese Zeit faszinirt. Die Romantiker haben das Bewußtsein darauf gelenkt, daß die Wircklichkeit mehr als nur eine Dimension hat, auch mehr als zwei, Diesseits und Jenseits, wie man vorher glaubte, vielleicht unendlich viele.“ – „Aber diese unendlichen Dimensionen“, fuhr ich fort, „sind in der Tiefe hinwiederum nicht getrennt, sondern eins, und alles ist verbunden durch ein universelles poetisches Band. – Wie heißt es im Hyperion: 'Eines zu sein mit Allem, was lebt! Mit diesem Worte legt die Tugend den zürnenden Harnisch, der Geist des Menschen den Zepter weg, und alle Gedanken schwinden vor dem Bilde der ewigeinigen Welt, wie die Regeln des ringenden Künstlers vor seiner Urania, und das eherne Schicksal entsagt der Herrschaft, und aus dem Bunde der Wesen schwindet der Tod, und Unzertrennlichkeit und ewige Jugend beseligt, verschönert die Welt.'“

Franzi schaute mich mit leuchtenden Augen an: „Das hast Du schön gesagt“, flüsterte sie. Ich lächelte: „Ist leider nicht von mir. Und fast kommt es mir inzwischen ein wenig zu überschwänglich vor.“ – „Ach, gar nicht!“ sagte sie.

„Aber“, erlaubte ich mir nach einer Weile zu fragen, „Herr Bunk scheint deine diesbezüglichen Interessen nicht unbedingt zu theilen, oder?“ – „Nicht unbedingt!“ lachte sie. – „Du meinst: Wie ich dazu gekommen bin, mich auf so einen Freund einzulassen? – Ich glaube, er war für mich eben noch eine weitere Dimension der Wirklichkeit, die anfangs irgendwie abentheuerlich auf mich gewirkt haben muß. Es war eine ferne Dimension – vor allem eine ziemlich unverbundene.“

Wir sprachen an diesem Abend noch viel über persönliche Angelegenheiten, auch über die meinen, über die Franzi mich umständlich ausfragte: über meine Familie und Freunde und schließlich wieder über mein Romanproject und warum ich damit nicht recht von der Stelle komme und was mich alles aufgehalten und wie ich mich so durch's Leben geschlagen. Dabey gingen wir weit in den Abendhimmel hinein, der sich gar nicht verfinstern wollte, uns vielmehr mit seiner immer wärmeren Gluth umfing.

In der Nacht in jenem Hotel hatte ich einen Traum, der dadurch ungewöhnlich war, daß er mir wie die klarste Realität erschien, eher wie ein Aufwachen. Aber ich wachte nicht bey Euch in Berlin auf, sondern an dem Ort, an dem ich schlief, in Greifswald, nur wiederum im Jahre 1811, und zwar gerade auf der Langen Straße, wo 2030 das Hotel steht. Es gingen neben mir etliche Menschen einher, in Kleidungsstücken, wie sie mir aus meiner Kindheit her vertraut waren. Unangenehm fiel mir jezt der Unrath auf, der vor den Häusern herumlag und stank. In diesem Punkte hat die Civilisation bis 2030 doch erhebliche Fortschritte gemacht.

Ich schlenderte unschlüssig über die Straße in Richtung Markt. Plötzlich kommt aus dem Friedrichschen Hause Christian heraus gelaufen und schlägt mir auf die Schulter. „Das ist doch der Fritz Schlösser! Was machst du denn hier?“ rief er, „ich denke, du bist in Berlin.“ Ich erwiderte etwas verwirrt: „Bin ich eigentlich auch, mache nur gerade Ferien an der Ostsee, sozusagen.“ – „Sozusagen“, wiederholte er lachend, „Du hättest dich ja ruhig mit einem Briefchen ankündigen können. Aber nun komm herein, und laß dich ansehen. Hast dich ja mächtig verändert. Und was hast du nur für curieuse Sachen an! Ist das jezt die neueste Mode in der Großstadt?“ Ich nickte der Einfachheit halber. Nachdem ich mich einigermaßen gefangen hatte, ging ich dazu über – schon um Christians unruhig forschenden Blick abzuwehren –, meinem alten Schulfreunde allerley Fragen zu stellen über seine Lebensumstände und die Greifswalder Verhältnisse im Allgemeinen, auch über Caspar, von dem er erzählte, er befinde sich in Dresden einigermaßen wohl, nachdem endlich eine größere Öffentlichkeit, namentlich Personen hohen Standes, auf seine Bilder aufmerksam geworden seyen. Hoffentlich bleibe das so. Geheirathet habe Caspar aber immer noch nicht. Das sey schlimm; denn so komme er nie aus

seiner Schwermuth heraus. Wenn man ein Weib und Kinder habe, bleibe gar keine Zeit, auf dumme Gedanken zu kommen.

Er schaute mich wieder forschend und etwas befremdet an und sagte: „Für dich ist ja nun hier in Greifswald alles vorüber. Die neuen Besitzer scheinen sich in Deinem Elternhause ganz gut eingelebt zu haben. Wollen wir nicht hinübergehen und Ihnen auch einen kurzen Besuch abstatten?“ Fast hätte ich geantwortet: „Dort war ich schon“, aber da fiel mir noch gerade die Zeitverschiebung ein, und ich nickte zustimmend. Wie wir jedoch aus der Hausthüre traten, stolperte ich über die Schwelle. Und bevor ich in der Gosse landete, wachte ich in meinem sauberen Hotelbett mit der Morgensonne auf. Mir war ein wenig schwindlig, doch ich concentrirte mich und richtete meinen Blick entschlossen auf die Gegenwart – und noch lieber auf die nahe Zukunft, die vor mir lag.

Nach dem Frühstück im „Kronprinzen“ stiegen Franzi und ich gut gelaunt auf unser Tandem und fuhren Richtung Norden aus Greifswald hinaus, „ganz ohne Handy“, wie Franzi übermüthig bemerkte, „so was giebt’s gar nicht mehr, daß jemand ohne Handy unterwegs ist. Aber ich dachte: ein Handy ist genug. – Und das hat jezt Philipp.“

Wir kamen nicht weit; denn schon im nahen Dorfe Neuenkirchen sagte Franzi: „Was ist denn das da vor uns? Sieht aus wie ein alter Baumstumpf mit Fächern drin.“ Wir stiegen ab und sahen, daß es sich thatsächlich um einen stark verwitterten dicken kurzen Eichenstamm handelte, der aber nicht aus der Erde gewachsen war, sondern auf einer Plattform stand und mit etlichen tiefen Einschnitten bearbeitet war. Ich wußte nichts Rechtes damit anzufangen, aber Franzi sagte: „Ach so, das ist ein Kunstwerk. Die Einschnitte machen den Eindruck von Büchern in Regalen.“ Und daneben gab es eine Schrifttafel, auf der zu lesen war, daß dieses Denkmal 2008 am 200. Todestag des Greifswalder Bibliothekdirectors und Professors für Litteratur Thomas Thorild aufgestellt worden sey. „Der gute Thorild!“ rief ich aus, „hat man sich seiner doch noch erinnert. Wer hätte das gedacht nach all den üblen Nachreden!“ Und sogleich fiel mir bey, wie ich 1808 in Berlin von dem allzu frühen Tode meines liebsten Greifswalder Academielehrers gehört hatte, und über die bösen Umstände dazu: wie sich die Professorenschaft und insbesondere die Theologen mit heftigen Worten dagegen ausgesprochen, daß so ein abscheulicher Naturanbeter und Spinozist auf ihrem Kirchhofe seine letzte Ruhe finden dürfe. Ich erzählte Franzi, daß nämlich selbiger Thorild ein schwedischer Dichter und Philosoph gewesen, der aber in Schweden selbst wegen seiner freien Ansichten nicht gelitten und darum in die ausländische Besetzung Pommern nach Greifswald abgeschoben worden, wo er ein ziemlich saures Leben habe führen müssen und trotzdem von allen Gelehrten der fröligste gewesen, gleichviel ob an der Academie oder privatim, weil er nämlich gefühlt habe, daß die Welt trotz allem kein irdisches Jammerthal sey, wie die Collegae Theologiae immerfort behaupteten, vielmehr Gott selbst in der ganzen Natur und in allen Dingen wircke und anwesend sey.

Er pflegte lachend zu sagen, man müsse mit den Einfältigen Geduld haben, die das nicht sogleich begriffen.

„Hast Du ihn nach Deiner Greifswalder Zeit nie wiedergesehen?“ fragte Franzi mich. „O doch!“ sagte ich, „ein einziges Mal, als wir von Jena aus einen Besuch beym alten Herder in Weimar machten. Da war Thorild auch gerade; die beiden waren nämlich ein Herz und eine Seele. Thorild erzählte zum allgemeinen Vergnügen, wie er eine Schrift gegen den kantischen Vernunftglauben publicirt und was er dadurch für Empörung, nicht nur von Seiten des Collegen Schlegel, hervorgerufen; Herder schien es aber zu behagen. Er sagte, Hamann und er haben zu Königsberg schon vor Zeiten in ähnlicher Weise auf Kant eingeredet; der sey aber verdammt renitent und habe immer noch Oberwasser in der öffentlichen Meinung, wie man auch an Schiller sehe. Solche Einseitigkeit rufe berechtigten Widerspruch hervor: Audiatur et altera pars.“

„Ich kannte Thorild bisher nur dem Namen nach“, sagte Franzi, „hatte aber schon den Eindruck, daß er für die Romantik in Pommern wichtig ist. Durch dich komme ich mit den Recherchen für meine Dissertation wie von selbst voran.“ Ich erwiderte lachend: „Ich kann dir gern noch mehr erzählen, auch über Kosegarten und Friedrich und Runge. Franzi nickte erfreut und fuhr fort: „Ist der Thorild nicht sogar hier in Neuenkirchen beerdigt?“ – „Das ist gut möglich“ versetzte ich, „vielleicht hat der hiesige Pfarrer die theologischen Differenzen nicht so ernst genommen wie die Greifswalder. Wer weiß, ob wir nicht sein Grab finden?“ Damit wies ich auf die mittelalterliche Bauernkirche, die noch immer wie vor Jahrhunderten von den Gräbern umgeben ist.

Thatsächlich fanden wir nach kurzer Suche Thorilds Grab an der Südseite der Kirche. Man hatte über der steinernen Tafel eine Art bronzenen Reichsapfel mit Kreuz angebracht, vielleicht um die heidnischen Dämonen und Naturgeister zu beschwören. Auf der Tafel aber waren Worte zu lesen, die unverkennbar von Thorild selbst stammten. Er glaubte, im Deutschen nicht versirt genug zu sein, und da er sein Schwedisch nicht mehr recht gebrauchen konnte, schrieb er meistens lateinisch, aber mit einer so emphatischen Diction, wie man sie dieser kalten Sprache kaum zutraut. Wir lasen beide zusammen laut: „O viva, viva Divinitas! Animae meae anima! Tui fui, tui sum.“ Franzi übersetzte langsam: „O lebendige, lebendige Gottheit! Seele meiner Seele! Dein war ich, Dein bin ich.“ Ich nickte und sagte: „Divinitas könnte man auch als göttliche Natur übersetzen. – Ich hätte gern zugesehen, wie man hier am Grab den 200. Todestag Thorilds begangen hat, könnte wetten, der Pfarrer hat die Ansprache mit den Worten begonnen: „Wir versammeln uns hier im Namen des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes.“ „Und niemand der Anwesenden hat das comisch gefunden“, ergänzte Franzi. Ich: „Außer vielleicht Thorild selbst.“ Wir lachten und fuhren weiter.⁸

8 Der Herausgeber erlaubt sich hier, die beiden zu korrigieren. Es war doch noch mindestens einer unter den Anwesenden, der das komisch fand.

Gleich hinter Neuenkirchen waren wir aus allem draußen, und die Natur unter dem hohen Himmel öffnete sich uns in wunderbarer Weite. Ich konnte mich nicht erinnern, in meiner Jugend jemals hier gewesen zu sein, so viel Leere war hier. „Ist das da am Horizont schon Rügen?“ fragte Franz, „sieh mal, wie nah das Wasser ist.“ – „Das muß der Kooser See sein“, meinte ich, „der in den Greifswalder Bodden übergeht. Ja, und dahinter die Mönchguter Hügel, die in der Ferne leuchten.“

Wir waren beynahe durch das nächste Dorf hindurchgefahren, als wie von ungefähr süße ätherische Töne an unser Ohr drangen. „Fritz, was ist das?“ fragte Franz und bremste. Wir stiegen ein weiteres Mal ab und lauschten den Klängen. „So was hab ich nie gehört“, flüsterte sie. „Fritz, ist das nicht... ist das nicht vielleicht – die Sphärenharmonie?“ Ich flüsterte meinerseits: „Vielleicht ist es so. Aber es muß da ein Instrument geben, wodurch sie hörbar geworden ist.“ – „Was könnte das denn sein?“ – „Eine Aeolsharfe“, sagte ich. „Die kenn ich nur aus dem Gedicht von Mörike.“ – „Und das kenne ich wiederum nicht. – Eine Aeolsharfe ist eine Harfe, die vom Windgott Aeolos gespielt wird. Zu meiner Zeit standen solche Instrumente hoch im Curs. Aber sie sind wohl der grassirenden Nüchternheit zum Opfer gefallen.“ – „Die scheint aber nicht bis hierher gekommen zu sein“, meinte sie.

Wir gingen den Tönen nach und traten in einen alten verwilderten Garten mit einem Teich, in dem eine kleine Insel über eine Bogenbrücke mit dem Festland verbunden war. Das Ganze machte irgendwie einen chinesischen Eindruck, nur nicht so ordentlich. Zunächst sahen wir weder eine Aeolsharfe noch einen Menschen. Wir standen still und lauschten weiter den Tönen. Franz flüsterte: „So könnte es sein, wenn es auf der Erde keine Menschen mehr giebt.“

Der Wind schlief ein und mit ihm die Aeolsharfe. In die Stille hinein sprach Franz, nun mit etwas gehobener Stimme die gelösten Verse: „Angelehnt an die Efeuwand dieser alten Terrasse, du, einer luftgebornen Muse geheimnisvolles Saitenspiel, fang an, fange wieder an deine melodische Klage!“ Die Harfe summte leise und Franz fuhr lauter fort: „Ihr kommet, Winde, fern herüber...“

Da aber fuhr plötzlich eine andere Stimme fort: „ach, von des Knaben, der mir so lieb war, frisch grünendem Hügel...“, und auf der Insel hob sich ein Strohhut aus dem hohen Gras. Darunter kam ein alter Mann zum Vorschein, der uns freundlich lächelnd ansah. Ich bat um Vergebung dafür, daß wir so ohne weiteres in seinen Garten eingedrungen seyen. „Die Töne haben uns betört“, sagte ich. Er schmunzelte: „Sind meine Sirenen.“

Dann kam er über die kleine Brücke und begrüßte uns sehr herzlich, so als wenn er uns lange erwartet habe. Wir machten einander bekannt – er stellte sich als Josef Zumhoff vor – und wir erzählten, daß wir auf einer Fahrradfahrt nach Rügen seyen. „Dürfen wir die Aeolsharfe sehen?“ fragte Franz. „Klar“, erwiderte er, „aber eigentlich ist nicht viel daran zu sehen, ist nur ein Kasten mit gleichen Saiten. Na ja, und der Deckel, der den Wind verdichtet, ein Nachbau der Melhopschen Reformharfe von 1840.“ Wir gingen über ein paar Stufen auf eine hölzerne Terrasse vor seinem alten efeubewachsenen Haus, und Zumhoff

nahm die Windharfe aus dem Spalt der Türe heraus, in dem sie stand. Sogleich verstummte die Sphärenharmonie. Er nahm den Deckel ab und sagte: „Sehen Sie, es ist wirklich nicht viel daran. Das eigentliche Geheimnis der Harmonie liegt nicht in dem Instrument, sondern in den Verhältnissen der Natur selbst. Die Harfe holt sie nur mit Hilfe des Windes heraus.“

Diese Worte gefielen mir recht wohl, und ich erinnerte mich mancher Ansichten, die Novalis über die Aeolsharfe geäußert hatte und sprach sie Zumhoff gegenüber aus: daß in den Tönen der Aeolsharfe eine unermessliche Mannigfaltigkeit sey und gleichwohl die Einfachheit der bewegenden Potenz zum Ausdruck komme; und so auch mit dem Menschen, der solle selbst eine Aeolsharfe sein. Zumhoff nickte und citirte zu meiner Verblüffung weiter: „Die ganze Natur ist eine Aeolsharfe, ein musikalisches Instrument, dessen Töne wieder Tasten höherer Sayten in uns sind.“

Ich glaube, wir waren beide hocherfreut über dieses Zusammentreffen verwandter Seelen, auch wenn uns zwey oder, anders herum gesehen, eher sieben Generationen trennen. Und Franzl freute sich mit uns, und wir hatten zu dritt noch so manche novalische Ideenassociation, die die Zeit überbrückt.

Zumhoff sagte: „Sie können jetzt nicht einfach weiterfahren. Ich wollte ohnehin gerade was zu Essen machen. Bleiben Sie doch bitte.“

Wir ließen es uns gern gefallen. Nach dem rustikalen Mittagmahl, das wir gemeinsam von Früchten aus seinem hinter dem Haus gelegenen Gemüsegarten bereiteten, zeigte Zumhoff uns sein Haus und das ganze Gelände. Er erzählte, daß es sich um eine alte Schule handle, die aber schon vor 80 Jahren als solche geschlossen worden sey. Das Haus selbst sey jetzt 150 Jahre alt und ein preußischer Schulbau mit Lehrerwohnung. Doch schon 100 Jahre vorher, noch zur schwedischen Zeit, habe es an derselben Stelle ein Schulgebäude gegeben. Und er habe sogar copirte Documente aus dieser Zeit. Das ganze Dorf sey nämlich Jahrhunderte lang in Universitätsbesitz gewesen, nachdem es bis zur Reformation dem Zisterzienserklöster Eldena zu eigen war, eben jenem Kloster, dessen Ruine Friedrich so romantisch gemalt und das wir vor zwei Jahren, neben dem Kapuziner am Meer, in Berlin bewundert haben. (Übrigens fällt mir gerade ein: Sollte der „Kapuziner“ nicht doch eher ein Zisterzienser gewesen sein? Gleichviel.) Jedenfalls seyen alle Dokumente, die Ländereyen und Dorfschulen der Universität betreffend, im Universitätsarchiv bis heute aufbewahrt worden.

„Die Sache interessiert mich näher“, sagte ich, „meiner Mutter Bruder, Carl Zaustermann, war lange Jahre Secretair an der Academie und sprach öfter davon, daß er mit Schulangelegenheiten zu thun habe.“

Zumhoff schwieg einen Moment und sah mich fragend an. Franzl schien etwas erklären zu wollen; aber da fuhr unser Gastgeber schon lächelnd fort: „Wollen wir doch mal sehen!“

Wir sahen einige Briefe unter der Rubrik „Universitätsgut Leist“ durch. Die Handschrift erschien mir heimathlich vertraut, und ich las laut vor. Mir ist aber nur der Anfang und Schluß eines Briefes des Schulhalters August Frantz anno

1795 in Erinnerung geblieben. Die Anrede war ungefähr: „Hoch Verordnete Herren! Hoch Wohl und Wohl Gebohrne, Hoch Gelahrte, Hoch zu Ehrende Herren!“ Die beiden lachten, wahrscheinlich weil mein Vortrag den Thon der verfloßenen saeculi so wohl getroffen, aber ich kam mir auch selber recht comisch vor. Der Schulhalter war ein ehemaliger schwedischer Soldat gewesen, der aber, wegen Invalidität nicht mehr für's Militair zu gebrauchen, nunmehr seit 32 Jahren als Dorfschullehrer ein kümmerliches Dasein fristete, indem er, wie er schrieb, sich bemühte „denen Kindern das Schreiben und Rechnen zu lehren, insonderheit aber die Religionswahrheiten einzuprägen und so der Königlichen Academie eine Menge künftiger guter Unterthanen zu erziehen“. Er schloß mit einer Bitte um Gehaltsaufbesserung, die etwa lautete: „So darf ich aus dieser Ursache meiner Dürftigkeit wegen und der milden hülffreichen Gesinnungen einer Königlichen Academischen Administration zufolge gehorsamst bitten, mir eine kleine Verbeßerung angedeien zu lassen. Pflichtmäßiges Betragen soll der demüthige Danck sein, womit ich diese Gewogenheit stets anerkennen und in den Gesinnungen der vollkommensten Hochachtung ersterben werde. Einer Königlichen Academischen Administration demüthig gehorsamster August Frantz.“

„Die Zeiten haben sich geändert, nicht wahr, Herr Schlösser?“ sagte Zumhoff. „Das kann man wohl sagen“, bestätigte ich. „Aber wie mag die Sache ausgegangen sein?“ – „Da ist doch noch was angehängt.“ Wir lasen ein „Conclusum in consensu Regiae Academiae Administrationis Greifswald“ über ein „unterthäniges Supplicat des Schulhalters August Frantz in Leist“: „Es soll dem Supplicanten in Betracht der jetzigen theuren Preise aller Lebensmittel eine Unterstützung von drei Reichsthalern für dieses Jahr aus der academischen Casse bewilliget werden.“ Und darunter stand zu lesen: „Die Anweisung ist expedirt. Zaustermann.“

„Das ist er!“ rief ich, „was für ein Wiedersehen!“ – Zumhoff zwinkerte mir zu und schien keiner weiteren Erklärung zu bedürfen.

Beim Rundgang durch Zumhoffs Haus fiel mir, neben diversen alten Ansichten und Karten, ein seltsames Bild in die Augen, das mich irritirte. Ich fragte, was das sey. Zumhoff meinte, ich spreche auf die Technik an und sagte, es sey eine Lithographie. Wißt Ihr, jener neuartige Steindruck, von dem auch Schadow und Schinkel schon Gebrauch gemacht. Der Künstler heiße A. Paul Weber, sey aber bereits vor etlichen Jahrzehnten gestorben. Und der Titel des Bildes laute – hier lächelte Zumhoff leicht verschämt: „Der letzte Privatier“.

Auf dem Bilde war ein alterthümliches Landhaus mit Fachwerktürmchen zu sehen. In der offenen Thüre saß ein alter Mann und schaute in sein idyllisches Gärtchen mit Büschen, Rosenstöcken, Laube, Bienenkörben, Hühnern und Gartenzwerg. Um das kleine Anwesen herum aber war eine kreisrunde Mauer gezogen, wie bey einer mittelalterlichen Festung. Und was sah man außen davor? Eine zerstörte, tote Welt ohne einen Rest von Leben, alles zerfurcht von Kanonen- und Bombeneinschlägen, womöglich sogar von so einer Atombombe. Franzi und ich schwankten, indem wir die Lithographie länger ansahen,

zwischen Erschütterung und Comique. Zumhoff meinte: „Das Bild könnte auch „Der letzte Ignorant“ heißen.“ – War das vielleicht selbstkritisch gemeint?

„Das klingt mir zu negativ“, erwiderte Franz. Außerdem habe es nicht erst im 20. Jahrhundert die Vorstellung gegeben, daß man allein auf der Welt zurückbleibe und trotzdem nicht verzweifeln wolle. Sie habe erst kürzlich in Ihrem Litteraturstudium den „Trojanerkrieg“ des Conrad von Würzburg gelesen, aus dem 13. Jahrhundert. In dessen Epilog finden sich Verse, die sie für uns recitirte und die ich mir in ihrer mittelalterlichen Diction für meinen Roman einprägte:

„Ob nieman lebte mehr denn ich.
Doch seite ich und sünge,
Dur das min selben klünge
Min Rede und miner Stimme Schall.
Ich täte alsam die Nachtegall,
Die mit Ihr Sanges Done
Ihr selben dicke schone
Die langen Stunden kürzet.“

„Für einen Dichter mag das angehen“, meinte Zumhoff. „Was heißt: für einen Dichter?“ fragte ich, „Dichten wir nicht alle unser Bild der Wirklichkeit, auch wenn sich vielleicht nicht alle dessen bewußt sind?“ – „Kommt darauf an, was man unter Dichten versteht.“ – „Und unter Wirklichkeit.“

„Mit der Wirklichkeit in diesem Bild“, sagte Zumhoff, „ist es vielleicht so wie mit dem Stein, der Fichtes Fenster in Jena traf.“ „Wieso?“ fragte ich neugierig. „Wissen Sie Näheres darüber. Damals drang nicht alles nach außen. Ich weiß nur, daß einige Comilitonen Fichte wütend die Fenster einschlugen, weil er gegen die Zügellosigkeit der Burschenschaft vorgegangen war. Hat er sich dazu geäußert?“ – „Soviel ich gelesen habe“, informierte mich Zumhoff, „hat er sich natürlich aufgeregt und sah sich dem ‚Muthwillen böser Buben‘ preisgegeben, wie er sagte. Die Collegen haben ihn aber beruhigt: es sey das ehrenvollste Zeugnis für die Rechtschaffenheit eines Professors, wenn ihm die Fenster recht oft eingeschlagen würden. – Worauf ich aber hinauswollte“, fuhr Zumhoff fort, „ist die Reaction Göthes. Der schrieb Fichte, unter Anspielung auf dessen subjectiven Idealismus: ‚Sie haben also das absolute Ich in großer Verlegenheit gesehen, und freilich ist es von den Nicht-Ichs, die man doch gesetzt hat, sehr unhöflich, durch die Scheiben zu fliegen. Es geht ihm aber wie dem Schöpfer und Erhalter aller Dinge, der, wie uns die Theologen sagen, auch mit seinen Creaturen nicht fertig werden kann.‘“ – „Sieh an“, lachte ich, „da hat der Geheimrath doch mal wieder Humor bewiesen, den ihm so manche von uns absprechen wollen. Aber Fichte wohl wie er. Noch in Berlin redet er immer sehr anerkennend von Göthe. Es habe ihm niemand sein System so bündig und trefflich zusammenfassen können. – Und wer weiß, ob es nicht diese Bemerkung Göthes über die Unabhängigkeit der Wirklichkeit von der Willkür

des Ichs war, die Fichte mit den Jahren die eigene Position überdenken ließ. (Fragt ihn gelegentlich, ob es so gewesen sey.) Er redet in letzter Zeit gar nicht mehr so viel vom Ich. Lieber wolle er ‚alles in Gott tauchen‘, was immer nun darunter zu verstehen ist.“

„Herr Zumhoff wollte also sagen“, unterbrach Franzi mich, „so wie Fichte in Jena die äußere Wirklichkeit vergeblich zu ignorieren versuchte, so geht es auch dem „letzten Privatier“. – „Vergeblich ist es bey dem offenbar nicht“, lachte Zumhoff, „bey mir schon – einigermaßen.“

Wir sprachen noch so manches über die Wirklichkeit, die äußere wie die innere, die damalige wie die neue und wie unabsehbar alles sey. Schließlich aber kamen wir durch ein Wäldchen von verwilderten Pflaumenbäumen hindurch an das Ende des langen Grundstückes, wo sich ein Gartenhaus im Gebüsch verbarg. Hier stockten unsere Gespräche; denn mit einmal lag vor uns, nur durch ein Gerstenfeld getrennt, der Kooser See, den wir der Länge nach überschauten. Der Blick ging weiter hinaus, vorbei an der Insel Koos, über den ganzen weiten Bodden. Nur am fernsten Horizonte sah man einige Hügel aus dem Wasser ragen.

„Das ist Mönchgut“, sagte Zumhoff nach einer Weile, „wollen Sie dahin?“ Franzi sagte, das wäre schön, aber wir hatten es vornehmlich auf die Kreidefelsen abgesehen. „Das eine thun und das andere nicht lassen!“ meinte Zumhoff. Und dann lud er uns ein, heute bey ihm zu übernachten und morgen zu dritt mit seinem Segelboot über den Bodden nach Mönchgut zu fahren. Es sey, gerade in seinem Alter und überhaupt, besser, wenn man nicht allein auf See sey. Von dort könnten wir mit dem Tandem weiter die Ostküste von Rügen entlang nach Norden fahren, während er noch weiter segeln wolle. Er könne es halt immer noch nicht lassen. Das Wetter sey stabil und ruhig, der Wind aus Südwest, so daß wir nicht kreuzen müßten und das Tandem auf dem Bug vertäuen könnten. Das sey zwar nicht so ganz vorschriftsmäßig, aber für diesmal müsse es gehen.

Franzi und ich sahen einander begeistert an und willigten gerne ein.

Den Abend über verbrachten wir vor dem Gartenhaus, schauten in die nicht enden wollende Dämmerung über der weiten Landschaft, in der Himmel und Wasser und Erde immer mehr ineinanderschmolzen, und tranken Chiantiwein.

Wie Zumhoff die Gläser füllte, zuckte es wieder in meiner rechten Hand, als wolle sie ein Glas ergreifen. Ich mußte mich aber vorläufig noch mit der linken behelfen.

Zumhoff fragte, ob wir, angesichts des bevorstehenden gemeinsamen Abentheuers, nicht lieber Du zu einander sagen mögten, und sowieso. Ich fühlte mich an jenem Tage sehr wohl, fast wie zu Hause.

Es war schon gegen Mitternacht, als es wirklich dunkel wurde und Josef uns sagte, er habe reichlich Platz für Übernachtungen. Wir könnten im Gästezimmer schlafen oder auch im Gartenhaus, ganz wie wir wollten. „Na, wenn wir schon mal so weit in die Natur hinausgekommen sind“, sagte Franzi, „würde ich am

liebsten hier bleiben – aber nur“, fügte sie hinzu, „wenn ich hier nicht alleine übernachten muß.“ Ich räusperte mich und sagte: „okay!“

Josef wünschte uns eine gute Nacht und erklärte, wir könnten ruhig ausschlafen; für die Fahrt über den Bodden brauche man mit seinem Boot höchstens fünf Stunden. „Das ist ja nicht schneller als zu meiner Zeit“, dachte ich, „und dreimal so langsam wie mit der Eisenbahn von Berlin nach Greifswald.“

Auch aus dieser Nacht kann ich Euch von einem Traum berichten, der mich an den Ort, an dem ich mich befand, um 219 Jahre zurück versetzte. „Was macht Er denn in meinem Garten?!“ rief mir vom Hause ein einigermaßen ungehaltener Greis zu, der sich auf einen Stock stützte. Ich ging auf ihn zu, stellte mich vor und entschuldigte mich für meine Verirrung. Ich sey in Gedanken versunken gewesen, sagte ich. Eigentlich habe ich den Blick auf den Kooser See und den weiteren Bodden genießen wollen und nach einem Weg zum Wasser gesucht. „Da ist nichts zu sehen“, bemerkte der Greis, „ihr jungen Leute habt doch curieuse Flausen im Kopf: den Blick auf’s Wasser genießen. – Aber Er heißt Schlösser, sagt Er, und kommt aus Greifswald? Meine Frau ist auch eine geborene Schlösser. Komm Er doch herein auf einen Beerenschnaps.“ Ich folgte ihm ins Haus, das freilich anders aussah als das, was Josef Zumhoff nun bewohnte, aber offenkundig an derselben Stelle stand. Der Greis goß mir einen roten Schnaps in ein winziges Stielgläschen. Ich sagte: „Darf ich Sie fragen: Sind sie vielleicht der Lehrer August Frantz?“ – „Ja ja“, murmelte er, „der bin ich immer noch. Aber mit der Schule hier ist es nichts Rechtes, bey dem kümmerlichen Gelde, das mir die Greifswaldische Academie zahlt, noch weniger als beym Militair. Immerhin besser als vor Jahren, da die Bauern das Schulgeld selber aufbringen mußten und die Kinder aus Sparsamkeit zu Hause hielten. Aber ich sage Ihm als ein ehrlicher Mann: Meine Frau und ich könnten uns kaum erhalten, wenn wir den Garten nicht hätten. Nur, mit den Jahren wird uns die Arbeit darin immer beschwerlicher. Ja, junger Mann, es ist nicht so leicht, einigermaßen gütlich an sein Ende zu kommen.“

Er rief nach seiner Frau, die alsbald erschien; und es stellte sich heraus, daß sie in der That eine entfernte Muhme meines Vaters war. Nun ging es an mit allerhand Verwandtschaftsgeschichten, vornehmlich aus ihrer Kindheit, und mir ward recht warm und behaglich um’s Herz, zumal die alte Frau viel Güte und Heiterkeit ausstrahlte und ein offenbar unzerstörbares Gottvertrauen, wonach alles ein gutes Ende nehmen muß.

Schließlich fragten die beiden auch nach mir, und wie sie hörten, daß ich inzwischen in Berlin wohne und mich von meiner Schreiberey kaum ernähren könne, noch viel weniger eine Frau habe, machten sie besorgte Gesichter. „In der großen Welt ist jezt viel Unruhe“, sagte der Lehrer, „wohl dem, der sich nicht verwirren läßt und das Seine findet.“ – „Das wird er gewiß“ sagte seine Frau, „so ein kluger junger Mann. Es wird doch jezt so viel gelesen, da ist man

mit dem Schreiben gar nicht so schlecht berathen. Und das richtige Weib wird sich, so Gott will, auch finden.“

In diesem Moment hörte ich Franzi neben mir athmen und wachte auf. Auch stieg eben die Sonne purpurn aus dem Meere auf und schien geradewegs durch die Fenster ins Gartenhaus. Wir hockten uns hin und betrachteten sie eine Weile in schweigender Andacht, bevor wir uns noch einmal niederlegten.

Als wir endlich aus unserem Quartier krochen, hatte Joseph schon das Frühstück vorbereitet, ebenso allerhand Proviant und andere Dinge für die Schiffsreise. Da gab es auch ein leichtes Stoffzelt. „Zu dritt auf dem Boot zu übernachten, dürfte zu eng werden“, sagte er. „Ihr könnt besser das Zelt nehmen, darin am Ufer übernachten und, wenn ihr wollt, für die weitere Reise behalten.“ Mit Bunk hatten wir uns zwar eher auf Übernachtungen in Hotels eingestellt; aber dieses Angebot schien uns nun doch viel passender, und wir griffen es freudig auf.

Trotz seiner jahrzehntelangen Routine strahlte Josef ein ermunterndes Reisefieber aus. „Ich find’ es toll, daß Ihr mitkommt“, sagte er; „das ewige Alleinsein...“ Obwohl er den Satz nicht zu Ende führte, erlaubte Franzi sich, während des Frühstücks zu fragen, ob er schon lange allein sey. „Die meiste Zeit meines Lebens“, antwortete er knapp und kam wieder auf die bevorstehende Reise zurück.

Indem wir zum Ufer gingen, sagte Josef: „Früher mußte man hier im Sommer bey diesem Südwestwind immer Sorge haben, daß das Wasser aus dem flachen Hafen rausgedrückt ist und das Boot auf dem Trockenem liegt. Da kämen wir dann gar nicht weg. Aber in den letzten Jahren passirt das nicht mehr wegen des ansteigenden Meeresspiegels. Ist für mich wohl das einzig Gute daran.“ Ich fragte ihn, ob er negative Auswirkungen befürchte. Er sagte: „Mein Haus lag, als ich es kaufte, ungefähr 2,50 Meter über dem Meeresspiegel, jezt noch ungefähr 2 Meter. Ich bin alt genug, daß es für mich nicht mehr bedrohlich wird. Aber wenn ich Kinder oder Enkel hätte..., na ja, und für die andern alle...“

Sein Kajütboot trug den Namen Sommerwind. Wir banden das Tandem zwischen Bug und Kajütdach am Mast fest, setzten die beiden dreieckigen Segel, und schon ging es auf große Fahrt.

Anfangs schlich Sommerwind freilich nur so dahin, was aber wegen des Eingewöhnens gar nicht schlecht war und uns außerdem bey der ruhigen flachen See bis auf den sonnenbeschienenen Grund sehen ließ. „Ich hab da noch was construiert, was euch gefallen könnte“, sagte Josef, und er holte aus der Kajüte ein doppelt geknicktes Rohr hervor, in das er zwei Spiegel eingebaut hatte, tauchte es mit dem einen Ende ins Wasser und befestigte das andere an der Reling. Wie wir dort hineinsahen, konnten wir während der Fahrt die zauberhafte Unterwasserwelt in schönster Klarheit an uns vorüberziehen sehen: allerlei Muscheln und Pflanzen, Quallen und Schwärme kleiner Fische.

Sobald wir auf den großen Bodden hinaus kamen, nahm Sommerwind mehr Fahrt auf; es war, als freute er sich ebenso wie wir des herrlichen Tages.

Wir fuhren von West nach Ost quer über den Greifswalder Bodden. Immer weiter entzogen sich die Küsten. Wir sprachen nicht viel, waren ganz damit beschäftigt zu beobachten, wie die Perspektiven sich allmählich verschoben und alle festen Punkte, die man noch sah, wie Kulissen vor einander wanderten, während in Wirklichkeit wir es waren, die sich bewegten, vielmehr Sommerwind mit uns. Oder ist das relativ, was man als bewegt oder fest ansieht? Dazu kam das Wiegen der ruhigen Wellen, das eine träumerische Stimmung hervorbrachte. Franzi und ich lagen auf dem Kajütdach, hielten uns an der Hand, vergaßen so dahinschwebend Raum und Zeit mit ihren mühsamen Positionsbestimmungen und glitten endlich in einen sanften Schlaf, während Josef am Ruder sitzend uns still zu neuen Ufern hinübersteuerte.

Da wir wieder aufwachten, kamen uns schon die Mönchguter Höhen mit ihren steilen Hängen wundersam entgegen. Wir fuhren in eine der Buchten der zerlappten Halbinsel und warfen schließlich im Flachwasser den Anker aus.

Umfangen von der zugeneigten Natur nahmen wir hier auf dem Boot englischen Tee und Napfkuchen zu uns, den unser Freund noch des Morgens gebacken hatte und gingen anschließend an Land.

Josef führte uns hinauf auf das mit wilden Wiesen und Büschen überzogene Zickersche Höft, das mir als ein nordisches Arkadien erschien. Von der Kuppe der Halbinsel aus genossen wir nach allen Seiten die herrlichste Aussicht: nach Westen der weite Blick zurück über den Bodden, wo nur in der Ferne noch die Kirchen von Greifswald zu erkennen waren, nach Norden die Hauptmasse der Insel Rügen mit bewaldeten Höhen, aus denen ein hoher, zinnenbestandener Turm hervorragte, den Josef uns als das Jagdschloß des Fürsten Malte zu Putbus bezeichnete – sieht irgendwie mittelalterlich aus, muß aber gerade deshalb zu unserer Zeit entstanden sein –, nach Osten das Meer in seiner Gräzenlosigkeit, nach Süden freilich auf der Kante des Festlands jenes scheußliche Kohlekraftwerk, von dem in der Eisenbahn die Rede war.

Josefs Mund verzog sich ein wenig, wie wir gemeinsam dort hinüber schauten, sprach aber nichts. Vielmehr machte er nur eine stumme wegwerfende Geste und schaute zurück auf die offene See. Mitten darin lag eine weit vorgelagerte Sehnsuchtsinsel mit schönem Steilufer und hohem einsamem Leuchtturm, die Greifswaldische Oie. Josef sagte, sie sey seine Lieblingsinsel und sprach leise, aber gewissermaßen feierlich die Verse:

„Du bist Orplid, mein Land,
Das ferne leuchtet!
Vom Meere dampfet dein besonnter Strand
Den Nebel, so der Götter Wange feuchtet.

Uralte Wasser steigen
Verjüngt um deine Hüften, Kind!
Vor deiner Gottheit beugen
Sich Könige, die deine Wärter sind.“

Wir schwiegen. Nach einer Weile sagte ich: „Klingt mir ganz vertraut.“ Franzl erwiderte: „Ist auch von Eduard Mörike, der aber 1811 wohl noch ein Kind war.“ – „Ein Schwabe“, ergänzte Josef; „sein Leben lang ist er nicht aus Württemberg herausgekommen – und hat nie das Meer gesehen. – Aber viele sehen das Meer und sehen es doch nicht, weil ihnen Sinn und Geschmack für's Unendliche fehlen.“ Ich wollte sagen, daß mich der Ausdruck an Schleiermachers Reden über die Religion erinnere. Aber da fing Franzl an, ihrerseits noch eine Art Prosagedicht zu recitieren:

„'Vielfach sind zum Hades die Pfade', heißt ein altes Liedchen – ,und einen gehst du selber, zweifle nicht!' Wer, süßeste Sappho, zweifelt? Sagt es nicht jeglicher Tag? Doch den Lebenden haftet nur leicht im Busen solch ein Wort, und dem Meer anwohnend ein Fischer von Kind auf hört im stumpferen Ohr der Wogen Geräusch nicht mehr...“

Ich schaute sie erstaunt an und fragte: „Solche Verse 2030?“ Sie lächelte und sagte: „Noch einmal Mörike; er hat es Erinna, der jung gestorbenen Freundin der Sappho, in den Mund gelegt. Das mit dem stumpferen Ohr hat mich stark beeindruckt, als ich es zuerst las. Es giebt so viele stumpfere Ohren, die der Wellen Geräusch nicht mehr hören, und nicht nur das Lied vom Hades nicht. Viele Ohren scheinen so stumpf zu sein, daß sie gar nichts mehr hören, weder Hades noch Orplid.“

Indem Franzl das sagte, verstand ich erst, wie einsam sie sich mitunter in der Welt um sie her fühlen mußte, und sagte nur leise: „Ich möchte niemals aufhören zu hören.“

Josef fragte mich nun: „Willst Du uns nicht auch ein Gedicht sprechen?“ – „Ja“, fiel Franzl ein, „vielleicht ein eigenes?“ – „Ach“, antwortete ich, „nach so schönen Versen sind meine eigenen zu dürftig. Clemens, ja der wüßte sich zu helfen, sogar aus dem Stand und mit Lautenbegleitung gratis, so wie damals auf Giebichenstein im Reichardtschen Garten, wo wir mit Achim, Tieck, Schleiermacher und Steffen, Eichendorff und etlichen anderen beysammen waren. Dort schallten in der lauen Sommernacht aus den geheimnisvollen Büschen wie von unnahbaren Zauberinseln Gesang und Gitarrenklänge herüber; und ich saß, wie manch anderer junge Poet, die halbe Nacht auf der Gartenmauer zwischen den blühenden Zweigen, künftige Romane vorausträumend. – Ich schweife ab. Was soll ich sprechen? Von diesem Mörike kenne ich verständlicherweise kein weiteres Gedicht. Aber bleiben wir wenigstens beym Genius der Schwaben.“ Und da die Sonne gerade unterging, sprach ich Hölderlins Verse:

„Wo bist du? Trunken dämmert die Seele mir
Von aller deiner Wonne; denn eben ists,
Daß ich gelauscht, wie, goldner Töne

Voll, der entzückende Sonnenjüngling

Sein Abendlied auf himmlischer Leier spielt’;
Es tönten rings die Wälder und Hügel nach.
Doch fern ist er zu frommen Völkern,
Die ihn noch ehren, hinweggegangen.“

Wie wir hinuntergingen, sagte Franz: „Aber auch diese frommen Völker giebt es nicht mehr.“ – Josef erwiderte für mich: „Es giebt sie noch, aber sie leben in Vereinzelung, und die Einzelnen müssen sich suchen.“

Bis wir unten waren, dachte ich im Stillen darüber nach, ob es nicht schon immer so gewesen sey.

In der Nacht hatte ich einen weiteren Traum, der sich zunächst höchst beunruhigend anließ: Ich schlief auf einer dämmrigen Wiese und wurde vom Knurren und Bellen eines großen Hundes über mir recht unsanft geweckt. Indem ich gewärtig war, das Thier mögte mich im nächsten Augenblicke anspringen und womöglich zerreißen, hörte ich von Ferne eine Stimme rufen: „Ruhig Gustav, kom bi Fot!“ Der Hund prustete und schaute sich unschlüssig um, während sein graubärtiger Herr mit einem langen Stabe langsam näher kam. „Jo, wer licht denn dor in Greun?“, sagte er, „dormit is nu frilich nich to reknen, ok för Gustav nich.“

Gustav beruhigte sich allmählich und schnüffelte nur noch interessiert an mir herum. Bey dem Manne handelte es sich um einen alten Schäfer, der hier auf den Hügeln, die ich nach und nach als das Zickersche Höft wiedererkannte, seine Schafe hütete. „Sin woll von de schwedsche Vermeting hierblieven un heben den Afgang verslophen?“ fragte er lachend. Ich wußte nicht, worauf er anspielte und schaute ihn nur groß an. „Kommer du fron Sverige?“ versuchte er es. Ich schüttelte den Kopf und erwiderte: „Ich bin zwar schwedischer Unterthan, aber selber kein Schwede, sondern gebürtig aus Greifswald. Habe von dort einen Ausflug hierher gemacht und muß wohl thatsächlich eingeschlafen sein.“ Er lachte noch mal und sagte: „Ee’n Ausflug! – Nu, denn sin wi jo so to seggen Landslud. Of wi äwer noch schwedsche Underthanen sin, dat weet de liebe Herrgott, wenn oeverhopt eener.“ Ich schaute ihn weiter begriffsstutzig an, und er fuhr fort: „Orrer ham Sei dat ok verslophen? Wie lang liegn Sei denn nu al hier?“ Ich wußte es selber nicht zu sagen und zuckte die Schultern. „De Schweden sin nu ganz brav französisch worn, heff ik hürd, un de niege König sull nielich en französch General adoptirt heben, as Kronprinz so to seggen, – wo sei sik doch ewen noch bekriejt heben. Is en Durchenanner in de Wält!“

Ich stand auf und fragte, nicht ohne Beunruhigung, von welcher schwedischen Vermessung er zuvor gesprochen. Meines Wissens liege die letzte Landvermessung doch schon über hundert Jahre zurück, so um anno 1700. „Dorvon wet ik nix“, antwortete er, „nee, ik meen blot die hier up’m Höft un dor

up de anner Kant. De Vermeter sin wäkenlang hier rümlopen. Sollt doch ne groote Festung wern, un 'en Kriejshaven in'n Zickersee för ne ganze Armada, un 'ne Stadt dortau, sollt Gustavia heten, na den König Gustav. Weten Sei dat denn nich? – Oewer dorut wird nu nix wern. De Gustav heben sei afsett, dat Bauholt un de Steen wedder aftrekt; un wat de Schweden vergäten, dat heben nielich noch de Franzosen holt, sicherheitshalber, hems seggt. Nu is allens vorbi, un de Vermeter un Baulüd sin ok wedder wech – bit up eenen, heff ik decht. – Na, un Gustav heben sei ok hierlaten.“

Er lachte wieder in seiner gutmüthigen Art und klopfte dem Hund die Flanke. „Kam mi grad recht, – de vörige wir mi even wechstervt. Müßt mi frilich dull ümstellen, wegens de Gustav anfangs alleen dat Schwedisch verstund.“ Ich fragte ihn, ob es ihm lieber gewesen sey, wenn die Schweden Gustavia wircklich gebaut hätten und ob er sich davon eine bessere Arbeit und ein besseres Auskommen versprochen hätte. Er lachte wieder und antwortete: „Nee, nee, nee, junger Mann, dat hätt ik nich. Ne bäder Arbeit as bi de Schope sin un up'm Zickerschen Höft mit Gustav rümtreken under Gottes widem Himmel, die givt et garnich. Un wenn et ok nich dat Paradies up Erden is, so heben wi doch uns Utkommen un uns Frihed bovendrup.“ Dabei nickte er seinem Hunde freundlich zu, der einmal zustimmend anschlug. „Oewer dat kunnen Sei sik as so'n städtchen Gelehrten woll nich vörstell'n? – Na, von de Schweden regirt to wern, wir in allgemeenen nich dat schlächste. Men weet nich, wat dor sunst noch kömt: de Franzosen orrer an End gar de Prüßen.“ – Hier mußte ich lachen, wobey mir der ganze Zusammenhang langsam klarer geworden war, und meinte: „Das könnte schon passiren.“⁹

Der Einsiedler schien sich hinreichend ausgesprochen zu haben und wir schwiegen, schauten über die arkadischen Hügel mit der schlafenden Schafheerde, die seit Urzeiten hier gewesen sein mochte. Und ich stellte mir vor, wie sich alles verändert hätte, wenn thatsächlich der große Festungshafen entstanden wäre und die Stadt mit ihrem aufgeregten Treiben; und die batailles und canonnades wären sicher auch nicht ausgeblieben. „Es hat doch sein Gutes, daß die Schweden sich mit den Franzosen geeinigt haben und hier alles beym Alten geblieben ist“, sagte ich, „Sie haben schon Recht: Man weiß nicht, was sonst noch alles kommt.“

Er nickte und strich mit der Hand über Gustavs Fell, der sich an seine Beine schmiegte und gähnte. So standen wir und schauten auf die friedlichen Schafe, die von all der Beunruhigung nichts wußten. Und das stille Schauen glitt unmerklich hinüber in tiefen Schlaf. Wie ich aber schließlich erwachte, war es mir eine Genugtuung, die Zickerschen Wiesen und keine Festungsbauten vor mir zu sehen.

9 Der Leser mag sich über die negative Bewertung der Preußen durch einen pommerschen Schäfer wundern, rief doch vier Jahre später sogar ein Engländer wie Wellington bei Waterloo aus: „Ich wollte es würde Nacht oder die Preußen kämen!“ Die ablehnende Einstellung war in Schwedisch Pommern allerdings verbreitet; als die Preußen bald wirklich in Schwedisch Pommern einmarschierten, sollen die Leute an den Straßen gestanden und geweint haben.

Liebe Freunde, ich schaff es nicht, Euch in dieser Nacht alles zu berichten. Die Hand ist vom vielen Schreiben ganz verkrampft und schmerzt. Morgen soll es weiter gehen. Aber dann seh ich auch wohl einen von Euch.

* * *

Habt Ihr meiner vielleicht doch vergessen? – Nun, was soll ich anderes thun in dieser Einsamkeit als mit dem Schreiben fortzufahren? Die Hand hat sich auch leidlich erholt.

An jenem Morgen frühstückten Franzi, Josef und ich zusammen vor dem Zelt. Ich erzählte von meinem Traum und dem Schäfer. Josef lächelte und sagte: „Schafe giebt es hier immer noch. Aber ich habe nie einen Schäfer dazu gesehen. Man hat jezt einfach Zäune gezogen.“ – „Immerhin besser als eine Festung“, warf Franzi ein, und mir kam der Gedanke, Josef sehe nur nicht, daß er gewissermaßen selbst der Schäfer sey.

Nach einer Weile fragte ich Josef: „Wohin willst du noch mit Sommerwind fahren?“ – „Zur Oie“, antwortete er; „ich werde diese Sehnsucht nicht los, so alt ich auch geworden bin.“

Wir verabredeten uns für ein Treffen auf unserer Rückfahrt. Dann ging er durchs Wasser und hißte die Segel. Franzi und ich winkten ihm noch lange nach. Schließlich packten wir das Zelt zusammen, schoben das Tandem auf einen leidlichen Weg und fuhren weiter gen Norden.

Nach einer Weile sagte ich zu Franzi: „Irgendwie habe ich das Gefühl, Josef schon viel länger zu kennen als erst seit gestern.“ – „Ja“, antwortete sie, „ich habe auch den Eindruck, daß wir uns schon ewig kennen. Und ihr beide habt auffällig viel gemeinsam. – Wir haben ihn gar nicht gefragt, was er beruflich gemacht hat; aber das scheint ihm auch nicht so wichtig zu sein.“ – „Er ist wohl so eine Art Lebenskünstler“, sagte ich, „mit leicht melancholischem Einschlag.“ Franzi erwiderte: „Man könnte auch sagen: ein vergessener Romantiker.“ Ich lächelte ihren Rücken an: „Aber der bin ich doch schon.“ Sie: „Du bist nicht vergessen – und Josef eigentlich auch nicht.“ Ich: „Vielleicht ist nur der vergessen, der sich selbst verloren hat oder der sich gar nicht erst sucht.“ Sie: „Was bedeutet das, sich selbst zu suchen?“ – „Das ist eigenartig paradox“, sagte ich, „heißt es nicht schon im Evangelium: 'Wer sein Leben retten will, wird es verlieren.'? Ich glaube, wir finden uns, indem wir uns in gewissem Sinne verlieren, an das Leben verlieren; in uns allein sind wir so gut wie begraben.“ Franzi sagte nach einer Weile: „Vielleicht sind viele längst begraben, ohne es zu wissen.“

Unter solchen philosophischen Rückengesprächen stießen wir mit unserm Tandem nach einer knappen Stunde auf Eisenbahnschienen. Sie lagen aber enger beysammen als gewöhnlich. „Scheint eine Kleinbahn zu sein“, sagte Franzi. Und da rollte auch schon zu unserer Verblüffung eine ächte

Dampfisenbahn aus den Büschen heran. Sie war kohlrabenschwarz, stieß den Wasserdampf keuchend von sich und heulte dabey laut vor Übermuth.

Wir erkundigten uns, ob wir das Tandem mitnehmen durften, und da dieses ausnahmsweise genehmigt wurde, stiegen wir ein und fuhren mit dem Rasenden Roland – so nennt sich diese Eisenbahn – bis in das Seebad Binz. Der Rasende Roland war freilich eine weniger comfortable Art von Eisenbahn als ich sie von Berlin her kennengelernt hatte. Aber die Reisenden schienen das Rattern und Quietschen der Wagen geradezu genießen zu können, und wir thaten es mit ihnen. Unterwegs durch das Waldgebirge der Granitz kamen wir am Jagdschloß des Fürsten Malte zu Putbus vorbei, von dessen Bergfried man eine prachttvolle Aussicht über die zerlappte Halbinsel Mönchgut und das ganze weitere Rügenland haben muß. Auf den Zinnen standen etliche muntere Touristen und winkten uns Vorbeifahrenden zu.

In Binz angekommen fuhren wir mit dem Tandem zum Strand. Wir setzten uns in den weißen Sand und genossen ein paar Früchte aus Josefs Garten.

Der Anblick so vieler halbnackter Menschen um uns her genirte mich anfangs ein wenig; aber da alle diese Art der Badekleidung offenbar für normal hielten, gewöhnte ich mich bald einigermaßen daran. „Komm, laß uns auch baden!“ sagte Franzi aufmunternd. So zog ich mir denn mein Badehöschen mit dem Tintenfisch an, während Franzi ein zweiteiliges, ebenfalls recht knapp bemessenes Badekostüm mit dem Namen Bikini anlegte. Es war mit Seesternen bebildert und stand ihr, offen gesprochen, vorzüglich, paßte außerdem recht schön zu meinem Tintenfisch. Franzi lächelte mich an, wir faßten uns an den Händen und rannten übermüthig lachend in die warmen Wellen des Meeres hinein.

Später lagen wir noch im Sand und schauten hinauf in den blauen Himmel, wo unterschiedliche Arten von chinesischen Windvögeln oder Drachen über uns schwebten. „Wer da mitfliegen könnte!“, seufzte ich. „Ja“, sagte Franzi, „das ist gar nicht mal unmöglich. Es giebt immer mehr Drachenflieger. Ich hätte auch mal Lust darauf.“

Ich dachte, sie denke an jene metallenen Flugmaschinen, Nachfahren unserer Montgolfiären, in die, wie ich gehört hatte, hunderte Menschen einsteigen, um sich schneller als der Wind in ferne Länder transportieren zu lassen. Ich hatte solche Maschinen schon des öfteren hoch am Himmel vorüberfliegen sehen und wunderte mich jedes Mal, woher die Menschen nur das Vertrauen nehmen, daß diese Dinger wider alle Wahrscheinlichkeit des gesunden Menschenverstandes nicht abstürzen. Was doch die Macht der bloßen Gewohnheit alles vermag! Aber abgesehen von der Absturzangst, kann ich mir nicht vorstellen, daß es sonderlich erhehend sey, in so einer lärmenden Maschine durch die Luft geflogen zu werden. Man würde sich wohl kaum des enttäuschenden Eindrucks erwehren können, daß man gar nicht selber fliege, sondern eben nur in einem Gehäuse geflogen werde. Und das ist nicht viel besser als der Schwindel mit dem Cyberspace. Da hänge ich dann doch lieber gleich dem Mythos von Daedalus und Ikarus nach.

Am Abend schlugen wir das Zelt nicht weit von Binz am Strand auf. Nach dem Abendbrot setzten wir uns auf einen großen Stein und schauten zur Linken den weiten Bogen der Bucht entlang hinüber nach Saßnitz, wohin wir morgen fahren würden. Auf der weiten Ostsee aber tauchte langsam der zunehmende Mond aus den Fluthen und schaute zu uns herüber. Wir sahen beide lange in den Mond und sprachen so ohne Worte miteinander. Mit dem Mondlicht fielen uns gleichzeitig Claudius Verse in den Sinn:

„...“

Er ist nur halb zu sehen
Und ist doch rund und schön.
So sind wohl manche Sachen,
Die wir getrost belachen,
Weil unsre Augen sie nicht sehn.“

Ist es mit meiner Zeitverschiebung nicht auch so? Es braucht wohl Geduld, bis die Dinge „rund und schön“ werden, und nicht selten mehr als 14 Tage.

In dieser Nacht träumte ich von Caspar David Friedrich. Er wandelte einsam am Strande und kam auf mich zu, während ich allein auf eben dem Felsen saß, auf dem ich zuvor mit Franzi gesessen. Wir waren aber beide nicht überrascht, uns zu sehen. Er nickte mir schweigend zu und schaute mich aus den wilden Locken mit seinen tiefliegenden Augen ruhig an. Ich fragte ihn direct: „Hast du hier den Mönch am Meer gemalt?“ Caspar lächelte ein bißchen spöttisch und antwortete stoßweise: „Du weißt doch, daß ich draußen nur Skizzen mache. – Meine Bilder entstehen erst, wenn die äußern Eindrücke durch die Seele gegangen sind, – die dunkle Höhle. – Ich male nicht, was ich vor mir, vielmehr was ich in mir sehe. – Die Natur läßt sich gar nicht malen wie sie ist, nur die Empfindungen, die wir in ihr haben.“ – „Und darum gehst Du hier auf Rügen umher“, fragte ich, „um die Empfindungen zu finden, die zu den Eindrücken passen wollen?“ – „So ähnlich wird es wohl sein“, sagte er; „was weiß ich, wo ich die Empfindungen zum Mönch am Meer gefunden hab?“

Caspar verstummte. Und ich dachte über seine Worte nach, daß die Eindrücke durch die Seele gehen müssen. Thatsächlich hatte ich, als ich im vorigen Herbste Friedrichs Gemälde in der Berliner Ausstellung kennenlernte, die Empfindung einer vollkommenen Durchdringung von Ich und Natur. So ist der Branton des Kapuziners, den ich mit seinen langen blonden Haaren als Caspar selbst erkannte, nichts als eine Verdichtung des bräunlichen Dünensandes, in dem er steht. Und auch die weißen Möwen; die über dem Wasser durch die neblige Luft streichen, gleichen zum Verwechseln den Schaumkronen der Wellen. Es ist ein Bild des Gränzenlosen von Elementen, Leben und Empfindungen, ohne Innen und Außen. Ob uns dabei aber eine tiefe Verbundenheit oder aber Verlorenheit anwandelt, mag recht unterschiedlich sein, womöglich auch wechselseitig umschlagen. Darum hatte Clemens wirklich recht, als er seinen Aufsatz

„Verschiedene Empfindungen vor einer Seelenlandschaft von Friedrich“ überschrieb, mehr als Kleist, der die Dinge immer auf den Punkt bringen will und eigentlich keinen Sinn für die ächte romantische Ironie hat, die uns so nothut und auch ihm dringend nothäte. In Clemens selbst freilich hat das Gemälde wohl überwiegend eine einsame Empfindung hervorgerufen; sonst hätte er nicht geschrieben, daß uns in der Kargheit jenes Bildes die Natur einen Abbruch thue, indem sie den Anspruch der unendlichen Sehnsucht auf uns selbst zurückwerfe.

So verlor ich mich in Betrachtungen des erinnerten Kunstwerks, dessen Urbild vor mir ausgebreitet war und dessen Schöpfer währenddessen schweigend neben mir stand. Endlich fragte ich Caspar: „Du gehst am liebsten allein in die Nacht hinaus?“ Er antwortete zögernd: „Ich muß allein bleiben und wissen, daß ich allein bin, um die Natur vollständig zu schauen und zu fühlen; ich muß mich dem hingeben, was mich umgiebt, mich vereinigen mit meinen Wolken und Felsen und dem Meere, um das zu sein, was ich bin. Ich brauche die Einsamkeit für das Gespräch mit der Natur.“

Ich fragte ihn, ob er wohl immer so allein mit der Natur bleiben wolle, um das zu sein, was er sey. Er hob die Achseln und sagte: „Ob ich ein Weib habe oder nicht, das dürfte an dieser Einsamkeit nicht so viel ändern.“

Wir gingen ein paar Schritte vor über die Steine, die am Ufer lagen, stellten uns nebeneinander darauf und schauten wieder dem Mondaufgang am Horizont zu.

„Von Weitem“ sagte Caspar, „sah es eben so aus, als säßest du mit einer Frau auf jenem Stein, aber wie ich näher kam, sah ich sie nicht mehr.“ Ich schmunzelte: „Vielleicht hab ich sie nur imaginirt, und du hast sie gesehen.“ Jezt lachte er ein bißchen und meinte: „Das müssen aber starke Imaginationen sein.“ – „Oder starke Visionen“, versetzte ich. Wir blieben so auf zwei Steinen im Wasser stehen und schwiegen wieder. Nach einer Weile sagte Caspar: „Zwei Junggesellen am Meer bey Mondaufgang – oder so ähnlich.“ – „Ist das jezt ein Eindruck oder eine Empfindung?“ fragte ich. Er wendete sich mir zu, schaute mich an und sagte nur: „Gleichviel.“ Ich wachte auf, während ich noch darüber nachdachte, ob er sich jezt nicht selbst widerspreche.

Da wir nun am Morgen über die Schmale Heyde nach dem Jasmund fuhren, erzählte ich Franzi, wie ich hier vor 230 Jahren mit Caspar, seinem Zeichenlehrer Quistorp und Runge per Kutsche nach Saßnitz angereist und dann in den Buchenwäldern der Stubniz umhergestreift sey, am geheimnisumwobenen Herthasee und endlich an dem hohen Kreidegestade. Während die drei anderen fortwährend Skizzen gemacht haben, las ich ihnen aus den Poesien unseres verehrten Kosegartens vor, bis ich endlich darauf verfiel, selber Gedichte auf's Papier zu werfen, die freilich auch nicht besser sein konnten als die Kosegartenschen.

Als wir in den Wald hinauffuhren, war der Anstieg mit dem Tandem recht mühsam. Wir schwiegen eine Weile, während wir die Kurbeln traten. Aber

endlich kamen wir tief im Walde an einen dunklen Weiher, den ich nach einigem Verwundern als den Herthasee wiedererkannte. Wir setzten uns auf eine Bank, und da fiel mir Kosegarten wieder ein. Ich declamirte in pathetischem Thone:

„Wer bist du, Hain, der dicht und wild
Sein buchenträchtigt Felsenhaupt
Der Sonn entgegen bäumt?
Du bist der Hertha Hain. Du bäumst
Die hohe Scheitel Sonn hinan
Zweyhundert Hufen lang...

Und weitere 20 Strophen.“

Wir mußten beide lachen. Und Franzi sagte: „Comisch, bey Mörike und Hölderlin sind wir ergriffen, und bey Kosegarten müssen wir lachen. Ist vielleicht nicht ganz gerecht; aber ich kann Göthe schon verstehen, daß er von Kosegarten nicht die höchste Meinung hatte und an Schiller schrieb: „Kosegarten hat nie empfunden, daß Dichtung schwer sey.“ –

„So“, antwortete ich interessiert, „hat er das geschrieben? Eigentlich ganz treffend. Kosegarten dichtete in der That alles so runter, wie es ihn anflag und corrigirte fast nichts. Und trotzdem ist Göthe ihm nicht wirklich gerecht geworden; denn Kosegarten ging es, anders als den Weimarer Olympiern, leztlich nicht um die Dichtung als Werk. Es ging ihm um das Dichten als gesteigertes Leben.“ – „So gesehen ist er doch ein richtiger Romantiker gewesen.“ – „Ja, das ist er“, bestätigte ich, „ein richtiger Romantiker, Clemens ist im Grunde auch so – jedenfalls mehr als ich, der vor lauter Planen und Bedenken nichts Rechtes zu Papier bringt.“

Franzi tröstete mich: „Ich glaube, du mußt Geduld mit dir haben. Wer weiß, ob dir nicht bald die Inspiration zurückkehrt, wenn du in Berlin den Auftrag für den Fortsetzungsroman kriegst. – Einer meiner liebsten Dichter, ein Lyriker, der Rainer Maria Rilke hieß und ungefähr auf halbem Wege zwischen uns lebte, hat einmal zehn Jahre lang kaum einen Vers geschrieben und dann plötzlich in einem Monath zehn große Elegien und mehrere Dutzend Sonette, und was für welche! Er muß kaum geschlafen und gegessen haben. Nur einmal hat er zwischendurch auf einen Zettel gekritzelt: „Wie wunderbar sind die geheimen Kräfte des Lebens an der Arbeit. Zu eigen gehört uns nichts als die Geduld. Aber was ist sie für ein ächtes Vermögen und welche Zinsen trägt sie zu ihrer Zeit!“

Ich fragte Franzi, ob sie sich auf eines der Gedichte dieses Rilke besinnen könne. Allein, da kam gerade eine Horde von lärmenden Touristen an den Herthasee, so daß es jezt mit dem Gedichte nicht recht passen wollte.

„Ich glaube, den Königsstuhl sollten wir uns lieber schenken“, meinte Franzi. „Da werden sicher noch mehr Leute sein.“ – „Laß uns zu den Wissower Klinken

gehen“, schlug ich vor, „ich möchte sehen, ob sie noch so dastehen wie damals, als die drei sie gezeichnet haben.“

Wir wanderten nun durch „der Hertha Hain“, genauer gesagt durch die Haare „dicht und wild“ des „buchenträchtig Felsenhaupts“ bis an dessen Rand, der wohl fünfzig Klafter oder mehr in die Tiefe abbricht. Vereinzelt hängen die Bäume des Waldes über den Abgrund, als wolle das quellende Leben sich dieser Gränze nicht fügen. Oder zog die unendliche Weite sie hinaus, wie unsere Blicke?

In der Ferne war nichts als das glänzende Meer und der ewige Himmel, den es widerstrahlte, und mitten darin ein winzig erscheinendes Schiffelein, das nach Schweden oder Bornholm fahren mochte, beladen mit hunderten Menschen und Wagen und Fracht. Wie verloren sah es aus und doch geborgen zugleich. Näherhin aber war das Meer wie ehemals übersät mit tausend Schwänen, die als weiße Punkte auf den grünen Wellen schwankten. Und steil nach unten geschaut auf schmalem Saum zwischen Wasser und Fels liefen Menschen umher gleich Käfern ohne Ziel.

Die klüftigen Kreidewände strahlten wie damals in der Sonne, und doch war ihr Anblick anders; auch der Weg auf der hohen Kante schien mir fremd. Hatten die Witterung und die Brandung in ihrer nie versiegenden Langmuth die Küste weiter angefressen? An den Wissower Klinken sah ich es. Sie waren fast nicht mehr zu erkennen. Die zauberhaften Türme und Erker waren heruntergebrochen, und der Rest sah mich an wie geblichene Schulterknochen eines Pferdegerippes. Und trotzdem ergriff es mich, wieder hier zu sein. Ich setzte mich ungefähr an derselben Stelle wie vor 230 Jahren ins Gras, Franz neben mich, und ich zeigte ihr, wo Caspar gestanden und seine Skizzen gemacht und Quistorp und Runge, der immerfort auf die hohe See hinausgeschaut und den höheren Himmel.

Wir beide schauten wie er weit hinaus, und wie wir nach einer Zeit, von der ich nicht sagen kann, wie lange sie währte, einander uns zuwandten, sah ich in ihrem Auge denselben durchscheinenden Farbton wie draußen in der Ferne.

Wir wanderten still durch den Wald zu unserm Tandem zurück und fuhren dann nach Westen in Richtung Sagard. Unterwegs kamen wir an uralten Hünengräbern vorbei, von denen man hier auf Rügen etliche gefunden und freigelegt hat. Bey einem der besser erhaltenen stiegen wir ab und gingen hinein. Wir lauschten, umdrängt von Stein, lange in die Stille, bis endlich jene scheinbar vergessene Welt zu raunen begann und uns in eine andere Wirklichkeit entführte – als sey alles ein Traum.

Wie wir wieder aufbrachen und aus dem Wald fuhren, fiel das weite Gelände in schönen Wellen ab bis zum großen Jasmunder Bodden, der, obgleich fast ganz von rügischen Gebieten umschlossen, so lang sich hinstreckte, daß er kaum zu überschauen war. Vom Ende her aber goß die prächtige Abendsonne all ihren Glanz vor uns auf die gewaltige Wasserfläche und auf Sagard, das nicht weit vom Ufer auf uns wartete.

Ich hatte Franz inzwischen eingeweiht, daß ich hier von Henriette Schleiermacher Grüße an ihre Urururgroßneffen und –nichten auszurichten

habe, genauer gesagt: einen mündlichen Brief. „Laß uns das morgen früh erledigen“, sagte Franz; „besser wir bauen jezt das Zelt auf mit dem Ausblick auf den Bodden. Und dann kannst du mir mal den mündlichen Brief zur Probe vorsprechen. Hast du ihn noch im Kopf?“ – „Schon“, sagte ich zögernd, „aber er dürfte kaum passend sein. Die gute Henriette macht sich keine Vorstellung, wie anders hier alles geworden ist.“ – „Für mich wird er vielleicht doch passend sein“, meinte Franz. Und so bauten wir Josefs Zelt auf, und ich deklamirte, davor auf und abgehend, im Abendrot Henriettes Brief:

„Geliebte Anverwandte in der fernen Zukunft!

Ich, die Henriette Schleiermacher, verwitwete von Willich, ehemals von Mühlenfels, schicke Euch hier durch einen guten Freund unserer Familie, Herrn Johann Friedrich Schlösser, herzliche Grüße aus dem Jahre 1811 von Berlin in meine Heimath nach Sagard auf dem Jasmund. Wie schade, daß wir uns nicht persönlich kennenlernen können; denn allzu viele Generationen trennen uns. Und doch: Welch eine besondere Gnade Gottes, daß unser Freund zu Euch gelangt ist, wie ein gestrandeter Schiffbrüchiger, mögte ich sagen. Nehmt ihn bitte recht freundlich als Eueren Gast auf. Er wird Euch vieles erzählen können über unsere Familie und alle Umstände in der preußischen Hauptstadt und er wird uns nach seiner Rückkehr von Euch berichten können, worauf ich schon sehr begierig bin zu hören.

Ich weiß nicht, ob Ihr Euch über sein Erscheinen nach über 200 Jahren verwundert, so wie es zu meiner Zeit recht viele Zweifler an den subtileren Schichten der Natur und Übernatur giebt. Aber vielleicht sind Euch die höheren Wirkungen des animalischen Magnetismus inzwischen ganz vertraut geworden, womit der edle Franz Anton Mesmer die Menschheit beglückt hat. Ich selber habe seine Kraft sowohl leiblich wie seelisch verspürt und meine Familie ebenso. Der Friedrich, mein zweiter Mann – wir haben bey Euch in Sagard vor zwei Jahren geheirathet –, ist freilich, trotz der erfolgreichen magnetischen Anwendung bezüglich seines Magenwehs, immer etwas sceptisch; aber das muß so ein Gelehrter wohl notgedrungen sein. Ich bin zuversichtlich, daß wir ihn noch ganz für den Magnetismus gewinnen, jezt, da er an unserem Freunde diese gnadenreiche Zeitverschiebung wahrnimmt, wie er selbst bekennt.

Daß wir hier den heilsamen Magnetismus erleben dürfen, verdanken wir im übrigen dem Herrn Privatdocenten Dr. Wolfart, einem Kollegen meines Mannes an der neuen Universität, und der von ihm bey uns eingeführten Caroline Fischer, einer wirklich begnadeten Frau, die mir eine liebe und ganz unentbehrliche Freundin geworden ist. Sie hat mich gelehrt, daß alle vermeintlichen Gränzen, die die Menschen untereinander, in der weiten Natur und zu den überirdischen Dingen sehen, nur ein eitler Trug sind und daß wir im festen Vertrauen auf die alles einende Liebe Gottes alle hinderlichen Barrieren getrost überwinden sollen. Ihr wißt in Eueren fortgeschrittenen Zeiten gewiß, wovon ich spreche.

So seid nun unbekanntermaßen von Herzen umarmt und ebenso alle nachfahrenden Verwandten und Freunde, auch auf Sissow, Poseritz und, nicht zu vergessen, Götemitz!

Wie gern würde ich unser Sagard und das ganze geliebte Rügenland nach so vielen Jahren wieder sehen – es wird sich wohl mächtig verändert haben –, nun aber freue ich mich, über unsern Freund von all dem zu hören.

Eure Jette Schleiermacher, samt Gatten und Kindern.“

Franzi, die aufmerksam zugehört hatte, schmunzelte und meinte: „Die gute Jette hat mich fast überzeugt – jedenfalls in der Vertretung durch ‚unsern Freund‘.“ – „Eigentlich redet sie gar nicht so sehr anders als ihr Mann, dem es auch immer um die Aufhebung des Gegensatzes, ja der Gränzen von Natürlichem und Übernatürlichem zu thun ist“, versetzte ich, „nur ist die Begründung weniger philosophisch. Gleichwohl zweifle ich, daß die Worte den Sagardern verständlich sein werden.“

In dieser Nacht hatte ich wieder einen Traum von dem Ort, an dem ich mich befand.

Auf der Allee von den Kreidefelsen in Richtung Sagard kam mir ein würdiger Herr entgegen. Ich verneigte mich und wollte vorübergehen. Er aber schien aufgelegt, mich anzusprechen und fragte: „Besuchen Sie hier den Gesundbrunnen, mein Herr?“ Ich war etwas verwirrt und antwortete: „Soeben komme ich von den Kreidefelsen und will nun Sagard einen Besuch abstatten, weniger wegen des Gesundbrunnens als in der Hoffnung, dort gewisse Menschen anzutreffen.“ – „Da könnte ich Ihnen wohl weiterhelfen“, meinte der Herr, „wen suchen Sie denn?“ – „Giebt es hier eine Familie von Willich?“ fragte ich meinerseits. Er lachte: „Die giebt es. Ich bin Christoph von Willich, Pfarrer daselbst.“ – „Oh, welch eine glückliche Fügung!“ rief ich, stellte mich vor und erklärte, ich sey ein Bekannter seiner Schwägerin Henriette Schleiermacher. Er war hoch erfreut und befragte mich, ob die arme kleine Jette in Ihrer zweiten Ehe wohl auch so glücklich sey wie in der ersten mit seinem verstorbenen Bruder. Ich erklärte ihm, es sey meines Wissens alles bestens und Henriette habe mir für ihn und die anderen Verwandten herzliche Grüße aufgetragen. Ihren Brief, der auf die Zukunft berechnet war, konnte ich dabey freilich nicht anbringen; aber ich erzählte ihm so manches von Schleiermachers und sonst aus Berlin. Er ließ ebenso herzlich zurückgrüßen und sagte: „Es ist sehr erfreulich, daß so viele Leute aus Berlin zu uns nach Sagard kommen; das belebt den Geist in diesem abgeschiedenen Winckel, und so ist der Gesundbrunnen nicht nur eine Wohlthat für den Körper. Wir hatten hier schon sehr honorable Gäste, Schleiermacher und Henriette Herz sowieso, auch Hufeland und Klaproth, die uns die besondere Heilkraft unseres Brunnens bestätigten, aber auch Wilhelm von Humboldt und den Dichter Kleist.“

„Heinrich von Kleist?“ fragte ich erstaunt. „Ich hätte nicht gedacht, daß der ein Bad besucht.“ – „Kennen sie ihn?“ fragte von Willich. „Ein wenig“, sagte ich, „ganz kann man so einen Menschen nicht kennen und kennt er sich selbst wohl auch nicht.“ – Von Willich meinte: „Er machte mir einen – wie soll ich sagen? – recht in sich gekehrten Eindruck. Ich fürchte, unser Gesundbrunnen hat ihn nicht wirklich heilen können.“ – „Das mag wohl so sein“, antwortete ich und seufzte: „Ich bin auch rathlos, wie man einem solchen Menschen helfen soll.“ – „Vielleicht braucht er eine Frau“, sagte von Willich. Ich hob die Achseln und versetzte nur: „Das dürfte schwierig werden.“

Während dieser Reden kamen wir in das Dorf, und der Pfarrer zeigte mir alle neuen Einrichtungen, die wohl hauptsächlich auf seine Veranlassung hin angelegt wurden. „Wir haben hier so manche Vergnügungen für die Badegäste“ sagte er, „nicht nur das Brunnen- und das Badehaus, auch Kegelbahn, Carussell, Spieltische, Fortuna, Schaukel, Wippe, Scheiben; Musik und Tanz fehlt auch nicht.“ Damit sey es aber noch nicht genug. Er plane noch ein Ballhaus, einen Belvedere und weitere Alleen. Wenn nur nicht die leidige Besetzung durch die Franzosen das Floriren des Badebetriebs behindern würde. Und dann sey da auch noch die Konkurrenz durch die neuerdings einreißende Mode des Badens im offenen Meere.

Wir gingen durch die Brunnenau, die in einer romantischen Schlucht liegt, welche der Sagarder Bach sich hier seit urdenklichen Zeiten gegraben hat, und setzten uns schließlich auf eine Bank. Es war ein rechter locus amoenus daselbst; das Bächlein mit sanftem Rieseln ergötzte Auge und Ohr, hin und wieder unterbrochen durch kleine Wasserfälle. Ich sagte, die Anmuth des Ortes spreche für sich selbst und werde gewiß noch viele Gäste anlocken.

„Auf dieser Bank“, hob von Willich wieder an, „haben sich Schleiermacher und Jette vor drei Jahren versprochen.“ Ich freute mich, bey dieser Gelegenheit Euer beider zu gedenken. Und von Willich fügte schmunzelnd hinzu: „Ich glaube, die große Jette,“ – so nannte er Henriette Herz zur Unterscheidung von seiner Schwägerin – „die doch eine alte Vertraute von Schleiermacher war, und ihre Freundin und Jettes Schwester Charlotte von Kathen, bey der sie damals auf Götemitz als Hofmeisterin und natürlich als Herz des Salons lebte, waren an dieser neuen Verbindung nicht ganz unschuldig.“ Unter solchen und weiteren Reden gingen wir durch die Brunnenau und stiegen am Ende eine Treppe zum Pfarrhaus neben der Kirche hinauf. Hier lud von Willich mich ein, ins Pfarrhaus hereinzukommen und seine Familie kennenzulernen. Während wir aber durch die Türe traten und der Pastor nach seiner Frau rief, wachte ich auf. Schade, ich hätte Henriette gerne mehr von ihrer ehemaligen Schwiegerfamilie berichtet.

Am diesem Morgen machten Franzi und ich einen Rundgang durch das Dorf, das ich schon in meinem Traume kennen gelernt hatte. Es war aber nicht mehr allzu viel wiederzuerkennen. Da gab es jezt große geteerte Straßen und viele Reclameschilder. „Hier hat auch der Tourismus gewüthet“, sagte Franzi. Aber der hatte immerhin den Vorthail für uns, daß wir uns bey der „Touristinformation“

erkundigen konnten, ob es am Ort noch Verwandte der Henriette Schleiermacher gebe, die vormalig von Willich hieß. Das Fräulein in dem Bureau wußte nicht gleich, wovon wir sprachen, zeigte uns aber einiges „Informationsmaterial“, wie sie sich ausdrückte. Darin fanden wir thatsächlich etwas über die Geschichte Sagards und das segensreiche Wirken des Pfarrers Christoph von Willich, die durch ihn in Angriff genommene Einrichtung eines Badebetriebs und andere Cultivierungen. Auch wurde erwähnt, daß sich in Sagard um 1800 so manche „Romantiker“ getroffen haben, Wilhelm von Humboldt wurde dazugezählt, Kosegarten natürlich und nicht zuletzt unser Schleiermacher.

Unsere Frage nach einer Familie von Willich konnte das Informationsfräulein freilich nur abschlägig beantworten. Schon zu Beginn der DDR – d.h. vor ca. 80 Jahren – seyen die adligen Großgrundbesitzer so ziemlich alle „in den Westen weggeekelt worden“. Sie nannte uns aber Namen und Anschrift eines alten Lehrers und Heimathistorikers, der sich mit diesen Dingen auskenne und vielleicht noch etwas über die von Willichs wisse. Sie empfahl uns auch einen Besuch der wieder hergerichteten Brunnenau und des Badmuseums, das im alten Pfarrhaus neben der Kirche eingerichtet sey.

Dorthin gingen wir zuerst und fanden das Pfarrhaus sehr schön restaurirt, wobey man manches Alterthümliche erhalten, freilich nicht als Wohnhaus, vielmehr als Museum des damaligen Badebetriebs. So erkannte ich den wackeren Christoph von Willich und seine lobenswerten Anstalten in mancherlei Bildern wieder und erfuhr noch so manches über den Orth, was der Pastor mir in der Kürze des Traumes nicht alles berichtet hatte.

Nun stiegen wir hinab zu der Brunnenau, die zwar nicht mehr als Bad, wohl aber als liebenswerter Park angelegt war, mit dem immer noch murmelnden Bach, kleinen befestigten Wegen und etlichen Bänken. Etwas befremdlich waren allerley Schilder, auf denen weiteres Informationsmaterial ausgebreitet war. Und, denkt Euch, endlich gelangten wir an eine neue Bank, die an der Stelle stand, auf der ich vorige Nacht mit von Willich gesessen, und daneben ein Schild, das die Bank als „Verlobungsbank von Friedrich und Henriette Schleiermacher“ auswies. Ja, es wurde sogar – indiscreterweise, muß man wohl sagen –, aus einem Briefe Schleiermachers an seine Verlobte vom 22. October 1808 citirt. Ich habe mir die Worte gemerkt und erlaube mir, sie hier wiederzugeben: (Sie, Schleier und Henriette, werden meine Aufzeichnungen gewiß als erste lesen. Bitte streichen Sie das Citirte gründlich aus, wenn es verborgen bleiben soll.) „Grüße mir die liebe Bank in der Brunnenau und sage ihr recht viel Schönes von mir. Wenn Du auf der Bank sitzt, meine einzige süße Braut, auf der ich dies liebliche Wort zuerst zu Dir ausgesprochen habe, so wird Dir gewiß alles wieder einfallen, wie es gewesen ist, und sage mir dann noch ein Wörtchen darüber, Du plauderst gar süß von unserer Liebe.“

Nachdem wir wieder aus der Aue aufgestiegen waren, suchten wir nach der beschriebenen Wohnstätte des alten Lehrers und fanden bald einen rüstigen Herrn, der uns ein wenig verwundert ansah. Wir kamen mit ihm über „Sagards

goldene Zeiten“ ins Gespräch. „Ja, die von Willichs und auch die von Mühlenfels sind hier lange weg“ bestätigte er, „und auch die anderen, die sich abgemüht haben, wenigstens ein bißchen Cultur an den Ort zu bringen. Heute geht es hier wie anderswo nur noch um Profit.“

Ich überlegte, ob und wie ich denn nun meine Botschaft am glaubwürdigsten anbringen könne und stellte mich als Historiker vor, der in einem Berliner Archiv einen Brief der Henriette Schleiermacher an ihre Verwandten in Sagard gefunden habe. Das Besondere daran sey freilich, daß er offenbar nicht an ihre gegenwärtigen, sondern an ihre künftigen Verwandten gerichtet und von daher nie abgeschickt worden sey. „Was sie nicht sagen!“ lachte der Alte, „die Henriette soll ja einigermaßen überspannt und wundergläubig gewesen sein. – Aber haben Sie den Brief dabey?“ – „Leider nicht“, sagte ich, „ich hab’ ihn mir zwar im Archiv abgeschrieben, aber dummerweise die Abschrift zu Hause liegen lassen. Immerhin hab ich ihn so oft gelesen, daß ich ihn auswendig kann.“ Der Alte schaute mich amusirt an und sagte nur „Und?“

Und nun declamirte ich Henriettes Brief, gerade so wie ich es am Vortag im Abendroth vor dem Zelt gethan hatte. Der Alte klatschte in die Hände und rief „Bravo!“ Er klopfte mir lachend auf die Schulter und sagte vertraulich: „Sie sind kein Historiker, sie sind ein Litterat. Ja, ja, ich hab Sie durchschaut. Sie sind einer von diesen postmodernen Künstlern, die alles durcheinandermischen. Aber nicht schlecht, gar nicht schlecht – auch die Idee mit dem Magnetismus. Fast wär’ es Ihnen gelungen, mich in Ihr – wie sagt man? – happening miteinzubeziehen. Aber irgendwo stößt man dann eben doch an seine Grenzen.“ Ich wollte sagen: „Sie mißverstehen mich.“, aber als ich bemerkte, daß Franzi die Augenbrauen hochgezogen hatte, sah ich ein, daß Widerstand zwecklos sey. So beschränkte ich mich darauf, ein paar vieldeutige Grimassen zu schneiden und verabschiedete mich alsbald mit Franzi. Der Alte lachte noch hinter uns her.

Ja, liebe Henriette, es thut mir leid; mehr war da nicht zu machen.

Wir setzten uns auf das Tandem und fuhren schweigend weiter nach Nordwesten, über die Schaabe vom Jasmund nach Wittow. Als wir abstiegen, um Rast zu machen, sagte Franzi: „Du bist frustirt, oder?“ – Ich antwortete: „Ach, nicht wegen des Alten –, aber was denkst du, Franzi? Hältst du das alles hier mit mir auch nur für ein happening?“ Franzi umarmte mich und antwortete lediglich: „Manchmal denkst du wirklich dumme Sachen.“

Durch die reinere Luft fuhren wir weiter bis Altenkirchen, wo Kosegarten so lange als Pfarrherr residirt hat und wo er, wie Franzi wußte, auch begraben wurde. Thatsächlich fanden wir seinen Grabstein gleich neben der Kirche, die übrigens an einem Platze liegt, der nach Hegels Schüler Karl Marx benannt ist, einem hierzulande offenbar immer noch geschätzten Denker, ungeachtet des kapitalistischen Sieges über seinen Communismus. Auf der Vorderseite des Grabmals war zu lesen: „Hier ruhet in Gott Ludwig Gotthard Kosegarten, weiland Pastor zu Altenkirchen und Professor zu Greifswald, geb. zu Grevesmühlen am 1. Februar 1758, gest. zu Greifswald am 26. October 1818.“ – „O“, entfuhr es mir, „da werde ich mich beeilen müssen, wenn ich den Dichter

nach meiner Rückkehr ins 19. Jahrhundert noch einmal besuchen will.“ – „Willst du das?“ fragte Franzi. Ich dachte eine Weile nach und sagte: „Es thut schon gut, sich seiner Wurzeln zu vergewissern; – aber vielleicht kann man dahin kommen, sie nicht mehr außen suchen zu müssen.“

Auf der Rückseite des Epitaphs fanden wir eine fromme Strophe von Paul Gerhardt eingravirt. Eigentlich sollten da Verse von Göthe stehen, wie wir im „Informationsmaterial“ am Kircheneingange lasen:

„Laßt nach vielgeprüfem Leben
Hier den edlen Pilgrim ruhn,
Ehrt sein Wollen und sein Streben,
Wie sein Dichten und sein Tun.“

Aber Kosegartens Familie habe davon Abstand genommen, nachdem sie erfahren hatte, was der Dichterstürm wirklich von seinem nordischen Kollegen hielt; er nannte ihn „äußerst fratsenhaft“. Leider stand Göthe mit seiner Abneigung nicht allein. Selbst die Gäste, die Kosegarten in seinem immer noch neben der Kirche dastehenden Pfarrhause empfing – es sollen mitunter mehrere Dutzend am Tage gewesen sein – und mit denen er nach Arkona wallfahrtete, unter ihnen Lavater, Humboldt und der schwedische Dichter Atterboom, urtheilten nicht immer wohlwollend über ihn. Humboldt schrieb, Kosegarten habe zwar das Gepräge des Genies an sich, doch mangle seinem ganzen Wesen Haltung und Harmonie. Es sey ihm nicht gelungen, seine Bildung rein und vollkommen zu entwickeln, während doch Runge, der seinen alten Lehrer hier mehrfach besuchte, in einem Briefe schrieb, Kosegarten sey „wirklich ein ganz außerordentlicher Mensch“.

Das habe ich alles von Franzi und aus dem Informationsmaterial erfahren. Es kann einen schon recht kleinmüthig machen, wenn man bedenkt, daß ein berühmter Dichter wie Kosegarten so viel Geringschätzung erfährt.

Franzi und ich sprachen darüber, wie wir Menschen doch dazu neigen, den Maßstab, den wir für uns als gültig ansehen, für den Maßstab der ganzen Wirklichkeit zu nehmen. – Protagoras fand, der Mensch sey das Maß aller Dinge. Aber meint er die Menschheit oder jeden Einzelmenschen? Und ist sein Satz eine vielleicht bedauernde Wahrnehmung oder eine affirmative Behauptung? In jedem Fall wird mir enge dabey. Und vielleicht ging es Kosegarten nicht anders, und er wollte gar von keinem klassischen Maße wissen und selber nichts sein als ein menschliches Stück Natur. – Und Herdern und Thorild könnte es auch so gegangen sein.

Als wir in die leere Kirche kamen, fiel mir gleich die Kanzel ins Auge von der herunter der Dichter gepredigt hatte, und ich erdreistete mich, hinaufzusteigen und ein paar seiner geistlichen Verse zu citiren. Franzi gefiel es, mich so in Kosegartens Rolle zu sehen.

Bey unserm Rundgang durch die Kirche kamen wir zuletzt in eine kleine Seitenkapelle, durch die man wieder nach draußen gelangen konnte. Dicht

neben der Türe sahen wir eine geheimnisvolle Steinfigur in die Kirchenwand eingemauert. Wie wir dem Informationsmaterial entnahmen, handelte es sich dabei um das Bild des heidnischen Gottes Swantevit – mit vier Gesichtern und einem großen Trinkhorn –, der in dem Heiligthum auf dem nahegelegenen Kap Arkona verehrt wurde. Die Sculptur diente ursprünglich einem heidnischen Priester als Grabstein, war aber nach der Christianisierung in die Mauern der ältesten Kirche Rügens querliegend eingebaut worden. Die Sonntags zur Mette eintretenden Christen pflegten hier innezuhalten und ihren ehemaligen Gott zu verhöhnen und zu beschimpfen. Es hätte mich interessirt, ob sie dies aus eigenem Antrieb gethan oder dazu angehalten wurden. Uns war leicht beklommen zu Muthe. Franzi sagte aber aufmunternd: „Laß uns jezt an die hohe Kante fahren, von der Kosegarten über's Meer gepredigt hat.“

Wir fuhren wenige Meilen an die Küste nach Vitt. Das Fischerdorf sah fast so aus, als habe es sich seit meiner Zeit nicht verändert: ein paar kleine geduckte Häuschen mit Reed gedeckt. „Ganz anders als Sagard und die andern Touristenorte“, sagte ich. Franzi lachte: „Aber das Dorf hier sieht doch gerade der Touristen wegen so museal aus.“ Nun denn, wir kehrten in eines der Häuschen ein, das sich in der That als veritables Speiserestaurant entpuppte, und aßen dort zu Mittag.

Und dann stiegen wir hinauf auf die Klippe, auf der jezt die von Kosegarten geplante achteckige Kapelle steht. In dem kahlen Raum fiel mir gleich das Bild über dem Altar auf. „Sieht ja fast aus, als wär' es von Runge,“ entfuhr es mir. „Getroffen!“ rief Franzi, „ist nur eine Kopie. Kosegarten hat das Gemälde bey seinem ehemaligen Gymnasialschüler in Auftrag gegeben; es ist aber nie ganz fertig geworden, wahrscheinlich weil es mit dem Bau der Kapelle auch nicht voranging.“

Dargestellt war, wie Christus auf dem Galiläischen Meere wandelt und Petrus, der ihm entgegengegangen ist, Angst vor den Wellen ergreift und wie er, indem er sich an Christus klammert, schreit: „Herr, rette mich, sonst geh ich zugrunde!“ Es ist ein ziemlich dramatisches Stück mit großen Kontrasten: einerseits die bewegte See und der furchtsame Petrus und die ängstlich verwirrten Jünger im schwankenden Kahn, aber der ruhige Christus unter dem magischen Mondlicht andererseits. Wir faßten uns unwillkürlich an der Hand, indem wir lange auf das Bild schauten. – Erst jezt fiel mir auf, daß Petrus und die anderen Fischer Beinkleider tragen, wie sie hier bey den Seeleuten gebräuchlich sind, und daß der Küstenhintergrund auf dem Gemälde an die Steilküste bey Vitt und Arkona erinnert und daß sich die Augen Christi gerade dort befinden, wo jezt die beiden Leuchttürme stehen, was Runge freilich noch nicht wissen konnte. Welche Verschränkung von Dort und Hier, Vergangenheit und Gegenwart! Nun, Gegenwart ist es jezt nicht mehr, aber das spielt im Lichte der Ewigkeit auch keine Rolle.

Über dem Altar gab es eine kleine Kanzel. Wie ich in Altenkirchen, so stieg nun Franzi zu meiner Überraschung hinauf, zog ein Blatt Papier aus ihrer Hosentasche und verlas mit anmuthiger Stimme, nicht so pathetisch wie ich,

eine der Uferpredigten Kosegartens. Ich setzte mich in eine Kirchenbank und hörte ihr zu, Kosegarten hätte gesagt „andachtstrunken“.

Die Predigt handelte von „Gottes Herrlichkeit im Meere“ und begann mit Versen aus Davids 104. Psalm: „Herr, wie sind deine Werke so groß und so viel! Du hast sie alle weislich geordnet, und die Erde ist voll deiner Güter. Das Meer, das so groß und weit ist; da wimmelt's ohne Zahl von großen und kleinen Thieren. Da gehen die Schiffe, da sind die Walfische, die du gemacht hast, daß sie drin scherzen.“ Und Kosegarten übersprang im Nu dreitausend Jahre und fuhr fort: „Das Meer ist es, meine Theuersten, was der begeisterte Dichter David in diesen Worten besinget, und vom Meere will auch ich in dieser Stunde mit euch reden. Wir wohnen am Meere. Wir sind überall umgeben vom Meere. Wir können keinen Schritt auf unserm schönen Lande wandern oder reisen, ohne daß das weite majestätische Meer unsern Blick auf sich lenke.“

Wohl war in der Predigt auch von Jesus die Rede, aber nicht im dogmatischen Sinne, vielmehr von seiner Weise zu predigen und wie er seine Stoffe ebenfalls aus der Natur genommen, aus dem „Tempel, der nicht mit Händen gemacht ist“; denn in seinem Anblick werde der Glaube an den himmlischen Vater gestärkt.

Ich weiß nicht, ob Franz Kosegartens natürlicher Theologie selber in allen Punkten folgen mochte, aber ihre Rede ergriff mich, und da sie geendet und von der Kanzel gestiegen war, umarmte ich sie wortlos. Sie lächelte und überspielte ihre eigene Empfindung ein wenig, indem sie sagte: „Ich hätte von da oben durch die offene Tür direct auf's Meer sehen können, wenn man nicht diesen blöden Wetterverschlag davor gebaut hätte. Und überhaupt könnten die Uferpredigten ganz ohne Kapelle noch eindrucksvoller gewirkt haben.“ – „Das kann ich mir kaum vorstellen“, schmunzelte ich, „aber vielleicht noch ein bißchen pantheistischer oder heidnischer, zumal in dieser gefährlichen Nachbarschaft. – Komm, laß uns hinaus zur Jaromarsburg gehen.“

Wir gingen am steilen Ufer ein Stück nach Norden und trafen bald auf die Reste des slawischen Heiligthums. Den größten Teil davon hatte aber die See in ihrer geduldrigen Gefräßigkeit inzwischen weggerissen. Die Reste der immer noch imposanten Wallanlage waren mit Gras bewachsen. Gleichwohl strahlte der Ort eine höchst sonderbare Spannung aus, so als wären die längst vergangenen Rituale und auch die Kämpfe um diese letzte Fluchtburg der Heiden noch irgendwie anwesend.

Nur wenige Schritte weiter markiren jezt die zwei recht unterschiedlichen, dicht nebeneinander stehenden Leuchttürme das endgültige Ende des Landes, ein kurzer gedrungener von quadratischem Grundriß und ein doppelt so hoher, schlanker runder, der neueren Datums zu sein scheint. „Der ältere wird wohl für die Schifffahrt nicht mehr hoch genug gewesen sein“, meinte ich, „aber vom aesthetischen Standpunkte gesehen gefällt er mir besser.“ – „Was meinst du, wer ihn entworfen hat?“ fragte Franz mich. „Na wer? Kenn ich ihn?“ – „Könnte sein, – Carl Friedrich Schinkel, ich glaube, in den zwanziger Jahren.“ – „Sieh an“, rief ich, „natürlich kenn ich den, freilich eher als Maler denn als Architekt. Hat er sich also mehr auf die Baukunst verlegt? Ich sah zuletzt von ihm einen

Entwurf für das Grabmal unserer verstorbenen Königin im gotischen Stil, ist aber als classischer Tempel ausgeführt worden. Jezt gerade ist er mit Clemens nach Böhmen gereist. Wenn wir alle wieder zu Hause in Berlin sind, kann ich ihm erzählen, was er noch alles bauen wird, bis hin ans Kap Arkona, dem äußersten Gestade Schwedisch Pommerns.“ Franzi schaute mich nachdenklich an.

„Wollen wir nicht einen der beiden Türme besteigen?“ fragte ich. Sie sagte: „Es sind mir zu viele Touristen hier. Ich glaube, wir sollten umkehren.“ Ich bettelte aber, sie lächelte, und wir stiegen schließlich doch auf Schinkels Turm, der viel weniger touristisch bedrängt wurde als der neuere hohe. Im Inneren des Turmes fiel vor allem die aufwändig verzierte gußeiserne Treppe in die Augen, mit durchbrochenen Stufen und Absätzen, so daß man einigermaßen durch mehrere Etagen hindurchblicken konnte. Vorbei an der Türmerwohnung kamen wir auf die Plattform um die verglaste Rotunde, in der sich einmal das Leuchtfeuer befunden hat.

Hier oben wehte eine frische Brise, die mir angesichts der schrankenlosen Weite um uns her wie der Athem der Unendlichkeit vorkam. Da standen wir und schauten fern über Land und See ins Unermessliche, zuerst über das ganze Rügenland zurück in die Richtung, aus der wir gekommen waren, auf den bewaldeten Jasmund, den Jasmunder Bodden und in der äußersten Ferne die Granitzer Waldungen, aus denen der Turm des fürstlichen Jagdschlusses hervorragte. Wie wir dorthin zurückschauten, sagte Franzi: „Der ist übrigens auch von Schinkel, ist mir eingefallen. Ich meine nur: ... damit du noch was zu erzählen hast, wenn du wieder zu Hause bist.“ Es war da ein gewisser spöttischer Ton in ihrer Stimme, den ich aber nicht sogleich verstand. Ich sagte nur: „So wichtig ist das nun auch wieder nicht“ und nahm sie in den Arm.

In die anderen Richtungen blickten wir fast nur auf die ungeheure Wasserfläche des Meeres. So blieben wir lange stehen, und ich sprach Franzi leise Kosegartens Verse ins Ohr, die ich erst neulich in seinem Roman Ida von Plessen gelesen hatte und die mir bey diesem Anblick wieder einfielen:

„Dort, wo umschäumt Arkona
Die Brust den Wogen beut,
Schaut glanzberauscht das Auge
In die Unendlichkeit.
Es späht in Ost und Westen,
In Süd und Nord der Blick
Und späht umsonst. Nicht draußen,
Nein, drinnen wohnt das Glück.“

Diesmal lachten wir nicht über die Kosegartensche Poesie.

Franzi sagte nach einer Weile: „Mir fällt hier auch etwas ein, was mich schon lange begleitet; es ist ein japanisches Sprichwort: „Hebt man den Blick, so sieht

man keine Grenzen.“ Das lapidare Wort vom andern Ende der Welt bewegte mich; ich konnte aber nicht mehr darauf sagen als einfach: „Ja“.

Erst da wir von der Turmhöhe abgestiegen, bemerkten wir im Erdgeschoß ein kleines „Standesamt“. Ich wunderte mich darüber, an welchen Orthen in der neuen Zeit Trauungen vollzogen werden; aber Franzı sagte nichts dazu, sah mich nur irgendwie zweifelhaft an, und so gingen wir über die Jaromarsburg still zu unserm Tandem zurück und suchten in der Nähe einen Platz für unser Zelt.

Auch in dieser Nacht hatte ich einen Traum, sogar so etwas wie einen potencirten Traum: Ich saß dort, wo ich schlief, zusammen mit Franzı an meiner rechten Seite auf den grabbewachsenen Wällen der Jaromarsburg. Wir schauten beide in Gedanken versunken vor uns hin.

Mit einem Mal war da eine Menge fremder Gestalten um mich her in der Nacht, die durch ein großes Feuer erleuchtet wurde. Ich erkannte die Wallanlagen, aber auch tempelartige Holzbauten der Burg. Vor dem Feuer im Hof wurde eine Art Ritual vollzogen, vielleicht das große Erntefest. Die Menschen standen in weitem Kreis fast regungslos um das Feuer herum, in dem Feldfrüchte und andere Opfergaben verbrannt wurde. Sie sangen eine monotone Litanei, in einer Sprache, die ich nicht verstand. Der fast geschlossene Kreis ging von den weit geöffneten Pforten des Tempels aus, in dessen schwachem Licht ich ein gewaltiges vierköpfiges Standbild erkannte; dies mußte der oberste Gott Swantevit sein. In dem Menschenkreis, jenseits des Feuers und dem Eingange direct gegenüber, stand eine Frau, die ihre Arme aus dem wallenden Gewand erhoben hatte, vielleicht eine Priesterin. Sie sang nicht, bewegte aber unentwegt leise die Lippen als beschwöre sie etwas oder bete zu ihrer Gottheit. Indem ich aber einige Zeit wie gebannt auf diese Scene starrte, vergaß ich meiner selbst und stimmte mit den anderen in den wundersamen Gesang ein. Ich wußte nicht, was ich sang und wußte es doch in dieser verschworenen Gemeinschaft. Der Gesang mit seinen endlosen Wiederholungen ließ mich alle Zeitvorstellungen vergessen, und ich kann nicht sagen, ob er Minuten oder Stunden dauerte. Währenddessen schaute ich unentwegt in das lodernde Feuer, bis schließlich das Bild des Swantevit, das ich zuvor im Tempel gesehen, in den Flammen erschien, aber nicht wie das Standbild, vielmehr mit bewegter Miene und Gebärden. Dabei steigerte sich der Gesang zu einer Inbrunst, in der Alles zu einer Einheit verschmolz, die kein Hier und Dort mehr kannte. Erst als die Morgendämmerung hereinbrach, wurden die Stimmen leiser, das Feuer schwächer, bis es endlich erlosch, als gerade die Sonne aus dem Meere stieg. Und da war es, daß die Priesterin mich ansah. Wie mich aber ihr Blick traf, erwachte ich aus jenem fernen Traum.

Ich bemerkte erneut, daß ich nicht alleine dasaß. Aber nicht Franzı war da, vielmehr saß mir zur Linken – ich hatte ihn vorher nicht bemerkt – Kosegarten in seinem alterthümlichen Rock. Er hielt beide Hände vor's Gesicht und darüber wallten seine schönen langen Haare. Aber dann hörte ich die weiche, hohle

Stimme, die mir so vertraut war, leise Verse aus seinem Arkona-Gedicht sprechen:

„O du, wie nenn ich dich, dem alle Adern wallen,
Und alle Herzen glühn und alle Zungen lallen ...
Zeus, Tien, Swantevit, Allfader, Brama, Foh,
Jehova, Allah, O!“¹⁰

Erstaunt wandte ich mich ihm zu und wollte sagen: „Ich dachte, Sie seyen jezt Professor in Greifswald.“ Da aber erwachte ich auch aus meinem äußeren Traum neben Franzi in Josefs Zelt.

An diesem Morgen wollten wir die Heimfahrt über Wittow und das westliche Rügen antreten. Aber schon nach wenigen Minuten hielten wir wieder an, als wir im frischen Morgenwind über Arkona riesige Drachen aufsteigen sahen; eigentlich sahen sie eher wie Schmetterlinge aus. Sie waren, ähnlich wie Spielzeugwindvögel, mit Leinen an der Erde festgebunden und konnten sogar von hier aus dirigirt werden. Das Erstaunlichste aber war, daß man an ihnen einen oder sogar zwei Menschen erkennen konnte, die hoch oben in den Lüften schwebten und schöne Kreise über dem Gelände des Kaps drehten und jauchzten.

Wir fuhren sogleich näher heran und betrachteten die Menschenschmetterlinge über uns. Dann schaute Franzi mich an; ohne daß sie etwas sagte, verstand ich ihre Frage: ‚Traust du dich?‘ Ich sagte auch nichts und nickte nur. Wir erfuhren nun, daß man hier für einen nicht eben geringen Preis thatsächlich selber in den Himmel fliegen könne. Es war uns die Sache werth. Wir ließen uns auf einem kleinen Hügel, nachdem man uns einige nötige Anweisungen gegeben hatte, beide unter die gewaltigen Flügel eines solchen Schmetterlings nebeneinander anschnallen – er hatte wirklich eine gewisse Ähnlichkeit mit einem Admiral – und wurden, als die Leinen straff gespannt waren, von Äolus alsobald in die Luft empor gehoben. Zuerst war alles so aufregend, daß ich fast vergaß, Athem zu schöpfen. Franzi streckte mir ihre linke Hand herüber, und ich gab ihr meine rechte, ja meine rechte! denn mit einmal konnte ich diese wieder bewegen, wenn auch nicht anhaltend. Unten wurden die Leinen nach und nach ausgerollt, und wir stiegen miteinander immer weiter hinauf, schwebten am Ende höher als der große Leuchtturm von Arkona. Die Dinge unter uns wurden immer kleiner und das Land im Vergleich zum Wasser immer weniger. So stiegen wir in sanften Kreisen dem Himmel entgegen. Und was hörten wir da? Nur den Wind? – Es war dem Drachenbauer eingefallen – offenbar nach dem Vorbilde der alten Chinesen – eine Äolsharfe in den Drachen einzubauen. Die jubilirte nun ihre vollen Akkorde um uns her. Ich lachte vor Freude, sang selber ein paar passende tiefere Töne in den Klang

10 In der Druckfassung hat Kosegarten den Namen Swantevit durch Manitu ersetzt, wahrscheinlich aus Rücksicht auf die Befindlichkeiten der christlichen Leserschaft gegen die lokale heidnische Gottheit.

hinein und rief Franzl zu: „Das müssen wir Josef erzählen.“ – „Klar!“ rief sie zurück und schaute mich glücklich an. Und dann sang sie auch, hoch oben über der Erde mit mir und der ganzen Natur. Und uns war, als sänge geradewegs die Ewigkeit durch uns hindurch ohne Ende.

Aber nach einer Weile wurden unten die Leinen langsam wieder eingerollt und wir landeten auf der Mutter Erde, die wir, ungeachtet aller Höhenflüge, nun doch recht zu schätzen wußten. Wir lagen uns in den Armen, froh und erleichtert. Bevor wir weiterfuhren, kauften wir für Josef in einer Bude ein Büchlein mit Bildern und Erläuterungen über die offenbar neuartigen Menschenmetterlinge.

Endlich bestiegen wir unser Tandem und fuhren guter Dinge nach Süden, über die Wittower Fähre, bis wir an der einsamen Westküste Rügens gewissermaßen zufällig einen alten Gutshof namens Landow erreichten. Dabey stand auch ein ziemlich altersschwaches Kirchlein. Zu unserem Erstaunen war an der Kirchentür aber ein Placat angeschlagen, auf dem ein Concert angekündigt wurde, und zwar für eben diesen Abend. Wir traten in das Gutshaus und baten darum, unser Zelt aufschlagen zu dürfen, was uns auf einer nahegelegenen Wiese gestattet wurde. Bis zum Abend ergingen wir uns noch eine gute Weile in der stillen, menschenleeren Landschaft und sprachen über Musik.

Ich hatte in der neuen Welt bislang noch gar kein Concert besucht, ja überhaupt kaum Musik vernommen. Jedenfalls hatte ich die vielen künstlichen Geräusche, die einem allenthalben zudringen, nicht für eine solche gehalten. Nun machte mich die Erinnerung an die Handy-Musik, von der ich zuletzt im Zug von Berlin her etwas mitbekommen hatte, aber zunächst sceptisch. Franzl beruhigte mich jedoch. Es handele sich bey dem Concert in der Landower Kirche um wirkliche Musik; sie sey ja sogar aus meiner Zeit, oder doch fast, und lasse viel Schönes erwarten.

Dies freute mich nun sehr, da ich gerade in diesem Punkte wegen der Abwesenheit vertrauter musicalischer Klänge ein gewisses Heimweh nicht verleugnen kann. „Wird denn heute noch Musik aus dem 19. oder gar 18. Jahrhundert gespielt?“ fragte ich Franzl. „O ja“, sagte sie, „die gilt schon lange als classische Musik, und es giebt dafür immer noch hervorragende Musiker. Die meisten Menschen haben allerdings inzwischen einen ganz anderen Geschmack.“

Dem Placat nach zu urtheilen, erwartete uns ein Concert mit zwei Streichquartetten und einem –quintett. Zwei der drei Compositeure waren mir bekannt, Haydn und Mozart. Der dritte hieß Franz Schubert. Ich fragte Franzl, ob sie ihn kenne. Sie sagte: „Sicher. Er hat auch in Wien gelebt, etwas später. Leider ist er noch früher gestorben als Mozart, hat aber eine Menge wunderbarer Musik hinterlassen. Sie wird dir gefallen. Das Quintett kenne ich auch noch nicht.“

Ich war sehr gespannt auf den Abend. Von den insgesamt fünf Musikern waren überraschenderweise drei Frauen, übrigens bildschöne in langen

Gewändern, die mich etwas an unsere Empire-Mode erinnerten. Noch frappierender war aber der kräftige warme Ton, den diese Virtuosinnen samt ihren beiden männlichen Kollegen auf den Instrumenten hervorbrachten, und alles mit höchster Perfection.

Zuerst wurde Haydns berühmtes Kaiserquartett gespielt, das ich in Berlin schon mehrfach gehört habe und dessen üble Verhöhnung mir während der Herfahrt im Zuge wieder begegnet war. Die Musiker spielten die Variationen der Kaiserhymne gänzlich unmilitärisch und jenseits aller nationalistischen Begränzungen, eher wie einen überirdischen Hymnus freier Geister.

Das Quartett von Mozart zählte man zu seinen preußischen Quartetten, die der Götterliebhaber für unseren vorigen König geschrieben hat, der bekanntlich kein schlechtes Violoncell strich. Dem gemäß hatte diese Stimme oft schöne Cantilenen zu spielen. Wie ich in dem Begleithefte las, soll Friedrich Wilhelm II. übrigens versucht haben, Mozart fest an Berlin zu binden. Was hätte daraus nicht alles werden können für das Culturleben unserer Hauptstadt! – Aber wo er Vollendetes wittert, ist der Tod offenbar dicht auf den Fersen.

Vor dem Quintett des Herrn Schubert wurde eine Pause gemacht, da es sich bey diesem abschließenden Werk um ein sonderlich umfangreiches handelt, das thatsächlich wohl nahezu eine ganze Stunde dauerte. Aber damit ist es schlecht umrissen; denn ich hatte währenddessen den Eindruck, daß diese Musik von keinem Ende, ja von gar keiner Zeit wisse. Besonders gilt dies von dem großen Adagio. Das Ungewohnteste daran war zunächst die Fülle der Tonarten, durch die die Musik wie durch ein harmonisches Labyrinth geistert. Dadurch verliert der Zuhörer freilich nahezu die Orientierung; und doch fühlt er sich in dem Wohlklänge immer mehr aufgehoben. Und dieser entwickelt sich nicht in den Conventionen hergebrachter Figuren, vielmehr in einem eigenthümlichen zeitlosen Singen, das ich auf Instrumenten nie zuvor so gehört habe. – Im vorigen Jahre las ich eine eindruckliche Rezension von Hoffmann in der Allgemeinen musicalischen Zeitung. Es ging darin um die erhabene Symphonie aus c-Moll von Ludwig van Beethoven, die Hoffmann als ein ganz poetisches und romantisches Musikwerk preist. Das mag alles so sein. Aber was ich von diesem Schubert hörte, schien mich noch mehr ins Zentrum des Romantischen zu leiten: „Wie Orpheus Lyra die Tore des Orcus, schließt die Musik dem Menschen ein unbekanntes Reich auf, eine Welt die nichts gemein hat mit der äußern Sinnenwelt, die ihn umgiebt, und in der er alle durch Begriffe bestimmbaren Gefühle zurückläßt, um sich dem Unaussprechlichen hinzugeben.“ Diese auflösende und gewissermaßen doch auch heimführende Musik bewirkte, daß mir unwillkürlich die Thränen flossen. Und ich achtete nicht mehr darauf, daß dies in der neuen Zeit offenbar als unschicklich gilt, wie ich seit längerem den Eindruck gewonnen hatte. Aber als ich vorsichtig zur Seite blickte, schien auch Franz recht feuchte Augen zu haben. Sie lächelte leise und drückte meine Hand. Ihr Lieben, laßt Euch jedenfalls diesen Schubert nicht entgehen, wenn Euch sein Stern am Horizont auftaucht.

Der Schlaf in der Nacht nach diesem Concert war tief und entspannt. Ich träumte nur etwas von einer Dame, die auf einem summenden Clavichorde ganz allein empfindsame Melodien spielt. Es war in der fortgeschrittenen Dämmerstunde, und die Frau spielte ohne Licht und auswendig, während draußen eine Nachtigall – es mag auch ein Sprosser gewesen sein – den Tönen mit süßen Gesängen antwortete. In diesem unwillkürlichen Dialog war ein großer Frieden, ganz ähnlich wie in dem Schubertischen Adagio.

Am nächsten Morgen ging es weiter nach Süden bis zur Glewitzer Fähre, wo wir über den Strelasund setzten. Auf halbem Wege aber kamen wir unerwartet durch eine Bauernschaft, die auf unserer mitgeführten Landkarte und schließlich auch durch ein Schild am Wegesrand als Götemitz bezeichnet wurde, Götemitz, wo die Charlotte von Kathen ihren Salon hatte, und die große und die kleine Jette samt Schleier und manch anderen von uns aus und ein gegangen waren. Nun ist freilich schon lange alles verödet hier und nichts mag mehr an die traulichen Zeiten erinnern, auch nicht eine Spur. Eine alte Frau, die vor ihrem Haus im Garten sitzend wir ansprachen, sagte uns, die von Kathen gebe es hier schon seit mehr als hundert Jahren nicht mehr, und der Gutshof sey auch endlich abgerissen worden.

Und dann, kurz vor der Fähre passirten wir das Dorf Groß-Schoritz, und es fiel mir bey, daß hier Ernst Moritz Arndt geboren sey, den ich einst in Altenkirchen als Kosegartens Hauslehrer kennenlernte und dann einmal bey Schleiermacher wiedersah. War er nicht später Greifswalder Professor? „Nicht allzu lange“, wußte Franzi; „er mußte nach Schweden vor den Franzosen ausweichen, auf die er einen unauslöschlichen Haß hatte. Später in den Befreiungskriegen hat er sich dann mit blutrünstigen Kriegsliedern hervorgethan, die sehr populair wurden und in denen er wünschte, daß der Franzosenhaß niemals verglühn möge. Er hat auch Schriften über den Volkshaß als Mittel zur nationalen Identität verfaßt. Die Greifswalder Universität hat ihn übrigens im vorigen Jahrhundert zu ihrem Namenspatron erhoben, sogar zweimal, zuerst in den dreißiger, dann wieder in den fünfziger Jahren, bis endlich immer mehr herauskam, daß Arndt nicht nur ein großer Franzosenhaßer gewesen war – was ja auch nicht gerade eine große Leistung war –, sondern darüber hinaus sehr fragwürdige Ansichten über die Polen und natürlich die Juden hatte und über die Frauen sowieso.“ – „Ach“, entfuhr es mir, „ich habe nur davon gehört, daß er wie Brentano und Arnim mit Begeisterung Volkslieder sammle und sich hier auf Rügen für die Aufhebung der bäuerlichen Leibeigenschaft eingesetzt habe, ja daß er überhaupt ein gewaltiger Kritiker sey. Manche vergleichen ihn gar mit Dr. Luther.“ – „Das muß man wohl der Gerechtigkeit halber sagen“, meinte Franzi, „aber Selbstkritik war nicht gerade seine Stärke – und auch darin war er Luther wohl ähnlich. Die negativen Punkte, die besonders von den Greifswalder Studirenden immer wieder angemahnt wurden, konnte man am Ende nicht mehr ignoriren und mußte wohl oder übel

den Namenspatron wieder abschaffen, ist aber noch nicht lange her, soviel ich weiß.“

Es war offenkundig, daß Franzi Arndt nicht mochte, ob das nun gerecht war oder nicht. Woher ihre Antipathie rühre, wurde mir noch klarer, als sie fortfuhr: „Über seinen früheren Freund und Wohlthäter Kosegarten hat Arndt übrigens auch einen Kübel von Unflat ausgegossen, weil der seine Greifswalder Professur den Franzosen zu verdanken hatte und schließlich nicht in die allgemeinen Haßtiraden miteinstimmen wollte. Er hatte ganz andere Vorstellungen von der Wiedergeburt Deutschlands als Arndt und sprach von dem „dummen Götzen Teuschthum“. Er glaubte, daß alle Antagonismen nach und nach verschwinden, nicht nur die nationalen, auch die religiösen. Ich habe seine Verteidigungsschrift gegen die Anfeindungen gelesen; darin schreibt er, wir würden uns nicht länger mehr nach Luther, Zwingli oder dem römischen Bischof benennen, sondern alle Katholiker werden in des Wortes ältestem und ächtem Sinn. Aber diese Schrift wurde neben anderen zwei Jahre später von nationalistischen Studenten auf der Wartburg verbrannt!“ – Ich erschrak einigermaßen über eine solch harsche Reaktion auf einen Friedfertigen, faßte mich aber und sagte: „Kosegarten ist im Grunde, trotz mancher altmodischer Schnurren, ein Kosmopolit und damit seiner Zeit voraus, nicht viel anders als Schleiermacher. Dem dürften solche Reden wohl gefallen, und ich will ihm davon erzählen. Was du aber über Arndt berichtest, erstaunt mich nun nicht so sehr, er machte mir schon in Altenkirchen einen etwas verbiesterten Eindruck, und ich wundere mich eher, daß so sanftmüthige Menschen wie Kosegarten oder Schleiermacher überhaupt mit ihm zurechtkommen konnten. – Aber apropos Namenspatron: Wie wäre es denn mit Ludwig-Gotthard-Kosegarten-Universität – sozusagen als Wiedergutmachung?“ Franzi lachte: „Darauf ist in Greifswald wohl niemand gekommen. Man war sicher froh, daß man das Namensproblem endlich vom Hals hatte. Solche Festlegungen sind doch immer irgendwie bedenklich.“

Als wir auf der Fähre waren, sah ich ganz in der Ferne die mittelalterlichen Türme der Hansestadt Stralsund, in der Henriette Schleiermacher mit ihrem ersten Mann von Willich zeitweise gelebt hat. Es ist erst ein paar Jahre her; aber wie viel hat sich seitdem verändert!

Auf dem Festlande war es nicht mehr allzu weit bis zu Josef nach Leist. Wir machten aber noch kurz in dem Dorfe Reinberg halt, da wir an der alten Kirche mit ihrer wunderbaren Linde vorbeikamen. Sie stand gottlob immer noch, und ich kletterte mit Franzi durch ihren hohlen Stamm hindurch. Davor war eine Tafel mit einem Gedicht auf den viele Jahrhunderte alten Baum angebracht und auch ein Hinweis, daß bereits Wilhelm von Humboldt auf seiner Reise durch Norddeutschland vor diesem Baume beeindruckt gestanden habe. Das gefiel uns und Franzi sagte: „Jetzt könnte man auch Johann Friedrich Schlösers dazuschreiben.“ – „Von Franziska Stern ganz zu schweigen“, frotzelte ich.

Danach gingen wir auch noch in die Bauernkirche hinein, die hauptsächlich aus klobigen Feldsteinen gebaut war. Darin fanden sich manche Alterthümlichkeiten, barocke Altäre und Chorgestühle mit adlichen Wappen.

Besonders archaisch wirkten auf mich die naiven Wandmalereyen, die man über dem Altar freigelegt und restauriert hat. Sie waren doch befremdlicher als ich mir das Mittelalter vorgestellt hatte. In der Mitte thronte der Weltenrichter am Jüngsten Tag; und aus seinem Munde gingen zwei Schwerter hervor. Mir fielen die unerbittlichen Worte aus dem Evangelium ein: „... da wird Heulen und Zähneknirschen sein.“ Lieber hielt ich mich da schon an den großen starken Christoph daneben, der das Jesuskind sicher durch's Wasser trägt. Ich glaube, Franzi war auch etwas unbehaglich. Ich legte den Arm um ihre Schulter und wir gingen hinaus.

So kamen wir schließlich wieder nach Leist, diesmal von Norden her. Aber wie damals tönte in Josefs Garten die Äolsharfe. Franzi und ich lächelten uns an, als wir die verschmelzenden Töne gewahrten. Diesmals sah Josef uns gleich und winkte uns erfreut zu.

Im Handumdrehen kochte er von seinen Gartenfrüchten eine rusticale Bohnensuppe für uns. Während des Essens erzählten wir ihm von unserer Reise, besonders vom Fliegen mit den tönenden Schmetterlingen, wobey wir ihm auch das Büchlein übergaben. „Ach“, rief er, „ist thatsächlich was daraus geworden! Vor zwei Jahren war ein Drachenbauer bey mir, der sich mit mir über die Möglichkeiten einer fliegenden Äolsharfe besprach. Ich hab ihm damals von den chinesischen Modellen erzählt. Daß die Sache inzwischen gebaut und in Betrieb gegangen ist, wußte ich gar nicht. Und Menschen, sagt ihr, können auch mitfliegen. Na, ich fürchte, daß ich da noch mal nach Wittow reisen muß – vielleicht mit Sommerwind –, um meine alten Knochen in den Himmel hieven zu lassen, wider alle Vernunft.“ Wir beide stimmten munter mit ein und es war eine übermüthige Stimmung.

Plötzlich unterbrach Josef sie aber und sagte ernst: „Aber vielleicht wird auch nichts daraus. – Habt ihr eigentlich in den letzten Tagen keine Nachrichten gehört oder gelesen?“ Da wir verneinten, berichtete er uns, er habe gestern die Meldung gehört, daß sich, wie schon lange befürchtet, das Ross-Schelfeis in der Antarktis vom Festlande gelöst habe und nun im Ocean wärmeren Regionen entgegentreibe, wo es zweifellos schmelzen werde, so daß jezt mit einem noch dramatischeren Anstieg des Meeresspiegels zu rechnen sey.“ Und ich dachte, das erlebe ich nicht mehr, daß ich Leist verlassen muß“, sagte Josef resignirt.

Ich schaute ihn unverständlich an und fragte: „Was ist denn die Antarktis?“ Josef sah mich ebenso groß und konzentriert an und sagte schließlich: „Ach so, ich vergaß. Du kennst wirklich die Antarktis nicht?“ Ich schüttelte den Kopf, und Josef erklärte mir: „Die Antarktis ist der sechste Continent, um den Südpol herum. James Cook hat ihn schon umsegelt, aber niemals zu Gesicht bekommen.“ – „Also giebt es ihn doch“, rief ich erstaunt, „den großen Süd-Continent – nur offenbar allzu südlich. – Und wenn dort ein Stück Eis abbricht, steigt hier an der Ostsee der Meeresspiegel?“ – „Ja“, sagte Josef, „wenn das Stück Eis so groß ist wie Deutschland und etliche hundert Meter dick, dann schon. Auch sonst schmilzt es am Südpol und auf Grönland natürlich rapide

weiter; am Nordpol ist schon alles geschmolzen – und Wasser ist bekanntlich gränzenlos.“

Wir unterhielten uns noch weiter über die zu erwartenden Naturkatastrophen und wie man darauf reagieren könne. Franzi fragte Josef, ob er nicht vielleicht nach Berlin ziehen mögte. Er lächelte müde und meinte: Vielleicht wartet das Wasser noch ein Weilchen, bis es hier zur Tür herein läuft. Und in Berlin habt ihr gerade genug Menschen, werden ohnehin noch immer mehr werden.“

Schließlich kam er etwas ruckartig auf ein anderes Thema und sagte: „Für heute abend habe ich ein paar Freunde eingeladen; wir haben – eigentlich seit Jahrzehnten – so eine Art Lesekreis, in dem wir uns hin und wieder gegenseitig vorlesen, was wir gerade interessant finden.“ Ich war neugierig darauf und fragte, was heute gelesen werde. „Ach“, sage Josef, „ich bin diesmal an der Reihe, was auszuwählen und wollte noch mal auf meine alten Chinesen zurückkommen.“ Das schien mir recht fernliegend, konnte aber um so reizvoller sein.

Gegen acht Uhr abends trafen nun die drei anderen Mitglieder des Lesekreises ein. Zunächst kamen zwei Damen zusammen mit dem Automobil angefahren. Sie stellten sich ohne weiteres mit Vornamen vor: Silke und Anette. Silke mochte noch einige Jahre älter sein als Josef, hatte sich aber auch ganz rüstig erhalten, ungeachtet einer gewissen Nackensteifigkeit, deren Ursache ich in einem Hexenschuß vermuthete. Sie war ehemals an der Greifswalder Universität eine Art Sprachforscherin gewesen – wenn ich das richtig verstanden habe. Vielleicht ähnlich wie Humboldt? Sie begrüßte uns so herzlich als seyen wir alte Bekannte und sagte lächelnd: „Ich hab schon so manches von Ihnen gehört.“ Die jüngere Frau, die früher lange Jahre bey Josef zur Miete gewohnt hatte, wie sie sagte, war Psychologin und noch an der Universität beschäftigt. Franzi, gewissermaßen auch vom Fach, fragte nach ihren Forschungsschwerpunkten, und sie sagte etwas von Handlungstheorien, wobey seltsamerweise eine gewisse Rolle spielte, wie Caesar dazu kam, den Rubicon zu überschreiten. Franzi nickte, vielleicht weil sie gleichzeitig Psychologie und Geschichte studiert. Ich äußerte meine Freude darüber, daß heutzutage das Lehrpersonal an den Universitäten offenbar vielfach weiblichen Geschlechts sey. Das sey sicherlich erfrischend, sagte ich. Die beiden lachten ein bißchen.

Währenddessen traf der Vierte im Bunde mit dem Fahrrad ein. Er war ein Brite namens James, lebte aber bereits seit Jahrzehnten in Greifswald und sprach ein ausgezeichnetes Deutsch. Zuerst schimpfte er über eine fatale Fliege, die ihm während der Fahrt in die Nase geflogen sey und nannte sie „Geschmeiß!“ Das war aber offenbar nur so ein kleines Theater, denn unvermittelt war er bester Dinge und zwinkerte mir zu. Diese Engländer oder meinetwegen auch Schotten sind doch gar nicht so leicht zu durchschauen, auch wenn sie so thun, als könnten sie kein Wässerchen trüben.

Auch James war an der Universität beschäftigt gewesen, als Anglist, nun aber im Ruhestande. Er fragte mich auch nach meiner Profession, was mich etwas in Verlegenheit brachte. Ich sagte, ich habe zunächst Theologie studiert, sey dann

aber zur Litteratur gekommen und wolle auf diesem Felde thätig werden. „So“, sagte er amüsirt, „und da wollen Sie sich in unserem Litteraturcirkel Anregungen holen. – Was wird denn heute eigentlich gelesen? Ich habe nichts mitgebracht.“

Josef schlug nun seine alten Chinesen vor, und man zeigte sich einverstanden. Er hatte Schriften aus den taoistischen Klassikern ausgewählt, die offenbar so eine Art urzeitlicher Naturphilosophie hatten und damit den herrschenden Culturidealen des würdigen Confucius entgegentraten.

Zunächst las Josef ein paar Anekdoten, die von Begegnungen des Confucius mit dem taoistischen Weisen Lao-tse erzählten, in denen ersterer, obwohl schon zu Lebzeiten hoch berühmt und geehrt, wie ein kleiner Junge behandelt und wegen seines Culturoptimismus ironisch gemaßregelt wird, bis er schließlich selber einsichtig wird. Ich wunderte mich über das critische Potential in der Geisteswelt des alten China vor über 2000 Jahren und bemerkte, daß Josef die gleicherweise lapidaren wie humorvollen Texte mit einem gewissen Behagen las.

Besonders fiel das bey einer Geschichte auf, die „Der Ziehbrunnen“ hieß und die von einem Schüler des Confucius handelte, der einem taoistischen Gärtner empfiehlt, zur Bewässerung seines Gartens einen Ziehbrunnen zu benutzen, anstatt umständlich immer wieder selber mit dem Eimer in den Brunnen hinabzusteigen. Der Gärtner sah ihn verächtlich an und sagte: „Wenn einer Maschinen benützt, so betreibt er all seine Geschäfte maschinenmäßig und bekommt dadurch ein Maschinenherz, und dadurch wiederum geht die reine Einfalt verloren und er weiß nicht mehr, woran er sich halten soll.“

Nachdem Josef die Geschichte zu Ende gelesen hatte, sprach Silke in einem neckenden Tonfall den Gedanken aus, der mir während des Lesens auch schon gekommen war: „Und warum hast du dann selber in deinem Garten einen Ziehbrunnen?“ Selbige eigentlich doch recht altmodische Einrichtung war mir nämlich bereits bey unserm ersten Besuche aufgefallen. Josef zeigte sich aber durch die Frage gar nicht irritiert, lachte ein Weilchen vor sich hin und bemerkte dann: „Vielleicht weil man mich nicht mit dem taoistischen Gärtner verwechseln sollte.“ Nahm er damit nun die Position des Confucius ein, der am Ende seinem bestürzten Schüler gegenüber erklärt: „Die Grundsätze der Urzeit zu verstehen, bin ich ebenso wenig fähig wie du.“?

„Und was lehrt uns die Geschichte?“ rief James. „Daß wir nicht nur unsere Autos stehen lassen sollten, sondern auch unsere Fahrräder, um zu Fuß munter in die Steinzeit zu wandern: edle Einfalt und stille Größe.“ Ich bewunderte zwar seine Kenntniss dieses Winckelmannschen Mottos – als Brite des 21. Jahrhunderts –; dennoch wollte mir scheinen, daß Winckelmann und jener alte Taoist etwas verschiedenes unter Einfalt verstanden. „Du meinst“, warf Anette ein: „Steinzeit nein danke!“ Franzi, die mir offenbar ansah, daß ich mit dem Einwurf nicht recht etwas anzufangen wußte, erklärte mir, es handele sich um eine Motto, das vor einem halben Jahrhundert aufgekommen sey und den reaktionären Gegnern der Ökologiebewegung dazu gedient habe, dieselbe

lächerlich zu machen. Der „slogan“, wie sie sagte, habe neuerdings wieder Conjunctur, obwohl die Realität die Fragwürdigkeit des Technizismus längst bitter erwiesen habe, eigentlich bereits seit dem 19. Jahrhundert.

Josef drängte, zuerst einmal wieder auf den Taoismus zurückzukommen, und er las einen Text, der die übliche Denkweise noch tiefer in Frage stellte als es die Civilisationskritik des „Ziehbrunnens“ getan. Hier wurde geradezu der Begriff der Wirklichkeit als solcher zum Problem, insofern er vom Standpunkte des Ichs aus gebildet wird. Stattdessen wurde empfohlen, sich auf den „Standpunkt des Nicht-Ich“ zu erheben, um den Blick auf's Ganze nicht zu verlieren. Dieses werde verdunkelt, wenn man nur kleine fertige Ausschnitte des Daseins ins Auge fasse. Ich konzentrierte mich, um möglichst viel zu behalten. Denn mir kam gleich der Gedanke, das könne besonders Fichte interessieren, und ich nahm mir vor, mit ihm darüber zu sprechen, inwiefern seine Conception des Ich und Nicht-Ich sich von der taoistischen unterscheide. Früher war dies sicher in erheblichem Umfange der Fall; aber was er in letzter Zeit so von sich giebt, scheint manches wieder über den Haufen zu werfen. Vielleicht hat er sich doch von Schelling beeinflussen lassen. Dem könnte dieser taoistische Aufsatz eigentlich auch ganz gut gefallen, etwa der Schluß, an dem es hieß: „Der Zustand, in dem Ich und Nicht-Ich keinen Gegensatz mehr bilden, heißt der Angelpunkt des Tao. Das ist der Mittelpunkt, um den sich die Gegensätze drehen können, so daß jeder seine Berechtigung im Unendlichen findet. Auf diese Weise hat sowohl das Ja als das Nein unendliche Bedeutung. Darum halte dich an das Licht jenseits von Ja und Nein.“.

„Ich kann mit solchen Abstactionen schon lange nichts mehr anfangen“, stöhnte Silke. „Schon gut“, beruhigte sie Josef, „dann lese ich nur noch den „Schmetterlingstraum“. In dieser ganz kurzen Parabel träumt ein gewisser taoistischer Weiser – er ist im Übrigen der Autor aller dieser Geschichten, doch ist mir der Name entfallen –, er sey ein Schmetterling. Als er aufwachte, war er wieder er selber. Aber da fiel er in Zweifel, ob er wirklich jener Taoist sey, der träumt, er wäre ein Schmetterling oder aber dieser Schmetterling, der träumt, er wäre der Taoist. „So ist es mit der Wandlung der Dinge“, lautet der Schluß. Und, wie es scheint, macht diese „Wandlung der Dinge“ den taoistischen Weisen weniger zu schaffen als uns Spätgeborenen, sey es nun im 19. oder 21. Jahrhundert. Ja, es hat geradezu den Anschein, als genössen diese Weisen die allgemeine Instabilität, deren Quelle ihr heiliges Tao ist. – Und ist denn etwa Herakleitos so weit davon entfernt, wenn er zu eben jener Zeit lehrte: „Παντα ρει“?

„Ich muß doch noch eine Zugabe von einem anderen Taoisten lesen“, sagte Josef, der sich offenbar nicht leicht von diesen Geschichten trennen konnte, „aus gegebenem Anlaß“. Die Geschichte hieß „Weltuntergang“ und handelte von der Angst vor demselben und die dabey in Anschlag zu bringenden Argumente, die schließlich aber alle als fruchtlos zurückgewiesen werden: „Das Leben versteht den Tod nicht, und der Tod versteht das Leben nicht. Die Zukunft versteht die Vergangenheit nicht, und die Vergangenheit versteht die Zukunft nicht. Warum

also sollte ich mir darüber Gedanken machen, ob Himmel und Erde untergehen oder nicht untergehen?“

Josef war zu Ende. Nach einer Pause fragte Anette: „Aber wieso denn ‚aus gegebenem Anlaß‘?“

Josef fragte seinerseits, ob die anderen nichts von dem abgebrochenen Schelfeis in der Antarktis gehört haben, und das Gespräch ging nun zur unmittelbaren Gegenwart über. Diese bejahten die Frage, waren sich aber wohl nicht der Tragweite bewußt, die Josef diesem Ereignis zuerkannte. „Dein Haus liegt doch noch höher als meines“, bemerkte Silke, „aber ich hab mir ja inzwischen den Deich im Garten machen lassen.“

„Kurz bevor ich abfuhr, hab ich im Internet eine Meldung gelesen, die wohl noch katastrophaler sein dürfte, wenn sie wahr ist,“ warf nun James ohne alle Ironie ein. „Die Israelis sollen die iranischen Atomanlagen bombardiert haben.“

Ich war erstaunt, welches Entsetzen ein solches fernes Bombardement in den Gesichtern der anderen hervorrief. Allerdings war auch ich insofern betroffen, als ich gewöhnt hatte, die allgemeine Völkerverständigung habe solche Ereignisse inzwischen unmöglich gemacht. Dem ist aber offenbar nicht so.

Man fing nun an, aufgeregt über die Folgen dieses Vorganges zu debattieren. Dabey erfuhr ich, daß die Israelis – so nennt man heute die Israeliten – vor etwa achtzig Jahren einen eigenen jüdischen Staat in Palaestina errichtet haben, nach fast zweitausendjähriger Zerstreung. Sie sind somit wieder dort gelandet, wohin viele ihrer Feinde sie lange zurückgewünscht. Aber es scheint der Welt nicht zum besten ausgeschlagen zu sein. Denn natürlich gab es dort inzwischen zahlreiche andere Menschen, vor allem Araber mohammedanischen Glaubens, die sich verständlicherweise verdrängt fühlten. Die allgemeine Stimmung war damals aber günstig für die Juden, zumal sie kurz zuvor so bitter unter den mittlerweile besiegten Deutschen zu leiden hatten. So verschanzten sich die Israelis in einer dauerhaft feindlichen Umgebung. Eigentlich war das nicht so sehr anders als zu Zeiten von Moses und David, aber noch viel dreister und gefährlicher, wie sich nun zeigt, da sie die gesamte mohammedanische Welt zum Feinde haben. Hätten die Vereinigten Staaten von Amerika ihnen nicht beygestanden, wäre der Staat Israel wohl schon längst wieder ausgelöscht. Andererseits ließ gerade dieser Beistand die Sache escaliren, da die Vereinigten Staaten bey der arabischen Bevölkerung als besonders arrogant und hassenswert gelten, zumal sie, noch mehr als alle anderen, die Prinzipien des Islam mit Füßen treten. Besonders Persien, das inzwischen Iran heißt, machte es sich zur Staatsdoktrin, ein Feind Israels und Amerikas zu sein und bereitet offenbar seit Jahrzehnten einen Krieg zur Auslöschung Israels vor. Dabey soll auch die Production von Atomwaffen eine Rolle spielen. Jedenfalls könnte die Sache in vielfacher Weise für den ganzen vorderen Orient und vielleicht auch darüber hinaus katastrophale Dimensionen annehmen. Auch für Europa und Deutschland?

Franzi und ich hörten fast nur zu, was die anderen darüber redeten, aber uns wurde zunehmend unbehaglicher, und ich spürte, wie Franz, die sich an mich lehnte, leise zitterte.

Jemand schlug vor, noch einmal die neuesten Nachrichten abzufragen. Diese bestätigten nicht nur, daß Israel verschiedene iranische Militäreinrichtungen bombardiert, vielmehr daß der Iran, schlimmer als befürchtet, eine Atombombe über Tel Aviv, der größten israelischen Stadt, gezündet habe. Was dabey passirt sey, wisse man nicht genau; es gebe aber eine Massenflucht im ganzen östlichen Mittelmeerraum. Auf Cypern herrsche bereits totales Chaos.

Wir hörten diese Meldung mit stummem Entsetzen. Schließlich sagte James: „’Treibt sie ins Meer!’“, der Slogan war schon ernst gemeint.“

Und jetzt? Die Frage stand jedem im Gesicht geschrieben. Auch Franz sah mich fragend an. Es wurde noch lange über mögliche weitere Folgen gesprochen, von denen mir einige doch recht unwahrscheinlich vorkamen. Silke sagte: „Was sollen wir thun? Wir sind hier auf dem Land im Zweifelsfall immer noch am besten dran.“ Anette widersprach dem. Es sey mit großen Migrationsbewegungen zu rechnen. Da dürfe man nicht einfach abwarten und sich verschanzen, sondern müsse darauf hinwirken, daß diese möglichst friedlich vonstatten gehen. Nur wie?

Josef war inzwischen ganz verstummt, ich ebenso, dachte darüber nach, wie die Juden all das erlittene Unrecht nicht davor bewahrt habe, sich selber in Schuld zu verstricken und wie aus der Bitternis – sey es die Einzelner oder ganzer Völker – nur blinde Selbstgerechtigkeit und weiteres Unheil resultire. – Ja, Franz hat recht: Es kommt auf etwas ganz anderes an als auf die bloße Zugehörigkeit zu einem Volke: wohl auf nicht mehr und nicht weniger als auf offenerzige Menschlichkeit. Darauf kann keiner Verzicht thun, weder die Israelis, noch die Araber und Perser, noch wir Europäer.

Als es gegen Mitternacht ging, verabschiedeten sich die andern drei mit dem nachdrücklichen Wunsch, daß wir uns noch einmal wiedersehen mögen. Ich wünschte insbesondere Silke alles Gute wegen ihres Hexenschußes. Sie lächelte, wie mir schien, etwas verlegen. Das irritierte mich ein wenig, und nachdem die drei abgefahren waren, fragte ich Josef, ob es heutzutage nicht mehr schicklich sey, dergleichen Genesungswünsche auszusprechen. Er lachte; Silke habe seit 20 Jahren einen etwas steifen Nacken, da sie sozusagen vom Himmel gestürzt sey. Auf meinen erstaunten Blick erklärte er näherhin, sie sey damals so leichtsinnig gewesen, mit einer Art Drachen durch die Luft zu fliegen, sey bey der Landung unglücklich gefallen und habe sich dabei zwei Halswirbel gebrochen. „Es hätte leicht noch schlimmer kommen können“, ergänzte er. So sicher sind die Flugmaschinen also auch im 21. Jahrhundert nicht, ging es mir durch den Kopf, auch daß wir Josef nicht zum Schmetterlingsfliegen hätten ermuntern sollen.

Aber jetzt drohen viel umfassendere Gefahren. Josef schaute Franz und mich an und meinte, wir sollten besser nicht sogleich nach Berlin fahren, könnten zunächst einmal bey ihm bleiben. Wir beide waren uns jedoch einig, bereits

morgen nach Berlin zurückreisen zu wollen. Es warte dort zu viel auf uns, sagten wir, ohne daß eigentlich klar war, wer und was.

In der Nacht schliefen wir kaum und brachen am nächsten Morgen auf, nicht ohne uns mit Josef verabredet zu haben, weiterhin in Verbindung zu bleiben. Als wir das Tandem bestiegen, das uns in kurzer Fahrt zum Greifswalder Bahnhof bringen sollte, sagte er traurig: „Schade um die Idylle. Ist wohl doch kein überzeugendes Lebensconcept.“

Erst als ich im Zug meinen Rucksack öffnete, fanden wir darin einen Umschlag mit einem Blatt Papier. Darauf stand: „Meinen lieben Freunden Franz und Fritz zur Erinnerung an ein glückliches Zusammentreffen“. Es handelte sich um ein womöglich von Josef während unserer Rügenreise verfertigtes Duett für Sopran und Tenor mit unwillkürlicher Begleitung einer Aeolsharfe. Die mehrdeutigen Verse schreibe ich Euch auf:

Zwiegesang in einer Äolsharfe

Wie haben unsre Töne sich gefunden,
Dass einer steigernd in den andern klingt
Und endlich, endlich vom Verhalt entbunden
Zusammen erst des Lebens Ganzes singt!

Wie lange schwieg ich neben dir, alleine,
War fern und fremd und ohne Resonanz.
Du hast mich angesungen –, und das Eine
Tönt in uns auf und wächst und macht uns ganz.¹¹

Wo steckt Ihr nur alle? Mir wird in der dauernden Einsamkeit hier in meinem Bette allmählich unbehaglich. Wenigstens tröstet mich der Brief von Clemens, den Ihr mir hingelegt habt. Ich will ihn in der morgigen Nacht beantworten. Bitte schickt meinen Antwortbrief nach Prag.

* * * * *

11 Der Herausgeber sieht sich in der Lage, die Komposition als Ganze im Anhang beizufügen.

Herrn Johann Friedrich Schlösser
wohnhaft zu Berlin bey Hochwohlgeb. Herrn Achim von Arnim
Wilhelmstraße 78 im Gartenhaus

Den 10ten August, Buckowan

Lieber Fritz!

Ich habe Deinen Brief in Buckowan erhalten und dancke bestens, daß du meiner nicht vergessen, obwohl ich dich auf deinem mesmerischen Kranckenlager nicht besucht habe. Ich hoffe, du verargst es mir nicht zu sehr, wird mir der Herr Jesus am Jüngsten Tage schon genug Vorhaltungen machen und sagen: „Ich war kranck, und du hast mich nicht besucht.“ Aber ich konnte nicht, fühlte mich in letzter Zeit ganz vernichtet, ganz zertreten, tief traurig und erstickt, und um so mehr, wenn ich an Achim und Betine in ihrem Gartenhause mit den künftigen Kindern um sie her dachte. – Dabey hätte ich dich gerne wiedergesehen und mehr von deinen Zeitreisen gehört, will sagen: gelesen. Ist dir die Sprache in der Zwischenzeit wiedergekehrt? So oder so, du mußt gewiß einen Roman aus deiner Reise machen, und halb ist er ja schon fertig. Mitunter bedarf es ungewöhnlicher Umstände, die uns zum Schreiben nöthigen. bey deinem Mittelalter-Roman fehlte dir vielleicht gerade diese Nöthigung.

Aber eine reine Noth scheint deine Kranckheit nun auch nicht zu sein, jedenfalls wenn ich daran dencke, was du mir über diese Franziska Stern geschrieben hast. Da weiß man nicht, welcher der beiden Welten man den Vorzug geben soll, gelt? Ist es vielleicht das, was dich hindert, wieder ganz bey uns im schönen Jahre 1811 aufzuwachen? Ja, mein Lieber, gieb's nur zu: so gantz gesund magst du wohl gar nicht werden. Man mögte beynahe neidisch sein auf deine poetische Potencirung. Zwar hab ich schon immer gefunden, daß unser Leben keine Frage der objectiven Wirklichkeit sey, vielmehr wie man sich darin fühle oder anders gesagt: eine Frage der Perspective; aber deine hartnäckigen Manifestationen der Phantasie düncken selbst mich außerordentlich. Glücklich, wer aufbrechen kann, wohin er will.

Ich bin elenderweise von Berlin nach Buckowan geflohen, und ist mir dies übel bekommen, als vom Regen in die Traufe, und zwar gantz wörtlich zu nehmen. Hier versinckt alles im Morast, aber leider hinwiederum nicht nur im wörtlichen Sinne. Der Pächter und seine Knechte ergehen sich im größten Schlendrian. Mein Bruder Christian, der zuvor schon hier war, hat aber auch gar nichts dagegen würcken können. Er empfing uns sehr fröhlich und ließ mich seinen zolllangen Bart sehr empfinden, hatte eine neue Prager Huterfindung auf dem Kopf, einen infamen mit schwarzer Leimfarbe überschmierten Strohhut. Und dann ist da noch ein weiterer Gast, ein Destillateur, der hier eine Runkelrübenzuckerfabrick anlegen soll, ein Mensch

von einem anscheinend gutmüthigen Wiener Schmatzcharakter, entsetzlich Kauderwelsch, der immer von Pomaden, Philosophie, Senf, Lebensgenuß, Branntweinbrennerei, Phantasmagorie und Runkelrüben so durcheinander spricht, daß man anfangs in beständigem Lachen, hernach in ziemlichem Eckel ist. Ob bey all dem oekonomisch was herauskommt, ist hoch zweifelhaft. Zu Abrechnungen habe er noch keine Zeit gehabt, sagt mir Christian. Sehr wohl aber hat er Zeit, zu einem Gut, das nichts einträgt, Randzeichnungen um Aktien in Kupfer stechen zu lassen – die aber viel ungeschickter sind als die Rungischen. Er sey jezt ein leidenschaftlicherer Oekonom als jemals, sagt die faule Canaille, was sich aber mit dem beständigen Liegen und Schlafen gar nicht reimen will. Man mögte des Gukuks werden!

Wenn sich Christian nur von hier entfernen ließe, bevor er sich und uns alle, auch Betine und Gunda, ruinirt! Aber offen gestanden, ich, den man mit all seinem Hab und Gut in diese leere Mausefalle gelockt, weiß auch keinen Rath. Käme nur endlich Achim zu Hülfe! Der versteht wenigstens was von der Landwirtschaft. Aber ich fürchte, Göthe wird ihn in Weimar dazu bereden, lieber seine Frau nach Frankfurt zu begleiten, ist ja auch erheblich bequemer. Sie bey ihm zurücklassen, wird er schon gleich gar nicht, woran er freilich gut thut. Aber was fange ich ohne Achim an? Ich fühle mich je unmündiger, je länger ich lebe, mögte die gantze Sache lieber heute als morgen hinschmeißen. Und ich sage dir, der Reichthum ist mehr ein Fluch als ein Vergnügen und geht wirklich eher ein Camel durch ein Nadelöhr als ein Reicher in das Himmelreich, ja auch in das Himmelreich der Poesie. Sieh dich selber an: Und hättest du mehr pecunias besessen als alle Brentanos zusammen, was hättest du in dein gelobtes 2030 mitnehmen können – und deiner Franziska offeriren? Stattdessen konntest du leicht wie ein Vogel davonfliegen und poetische Reiseberichte zwitschern.

Um mich ein wenig zu trösten mache aber auch ich gelegentlich eine Reise, wenn auch nur mit Schinkel nach Prag, von wo er leider bald nach Wien weiterreisen wird. Ich hätte nicht schlechte Lust, ihm dorthin zu folgen. In Prag wollen wir aber noch eine Menge Alterthümer aufkaufen. Ich stehe jezt auf dem Punkt, einem alten Harmonikaspieler eine kleine Kunstsammlung von einigen schönen Gemälden, mehreren schönen Elfenbein-Arbeiten, Dolchen, Bechern, geschnitzten Kokusschalen, schönen Holz- und Marmorbasreliefs und nicht zuletzt den Pantoffel des Pabstes Ganganelli um etwa 200 rtl abzukaufen. Wenn ich die Erlaubniß erhalten kann, sie accisfrei nach Berlin zu bringen, so bin ich versichert, sie um das Doppelte, wo nicht 3fache anzubringen, denn es sind sehr schöne Sachen dabey. Ich schreibe darum an Gunda und Savigny, daß er sich bemühen möge, mir einen Freipaß für meine Sammlung von Gemälden und allerlei Kunstsachen zu erwürcken, es ist gewiß manches dabey, was auch dich sehr erfreuen könnte.

Mein größter Trost hier ist aber der Seckendorffsche Musen-Almanach und darin die Gedichte des wahnsinnig gewordenen württembergischen Dichters Hölderlin. Niemals ist vielleicht hohe betrachtende Trauer so herrlich

ausgesprochen worden. Manchmal wird dieser Genius dunkel und versinkt in den bitteren Brunnen seines Herzens; meistens aber glänzet sein apokalyptischer Stern Wermuth wunderbar rührend über das weite Meer seiner Empfindung. Besonders liebe ich seine Elegie an die Nacht, klar und sternenhell und einsam, eine rück- und vorwärts tönende Glocke aller Erinnerung. – Die Zeit, sie ist die Nacht, in der wir weinen...¹² – Die Elegie ist so einfach, daß sie alles sagt: das ganze Leben, der Mensch, seine Sehnsucht nach seiner verlorenen Vollkommenheit und die bewußte Herrlichkeit der Natur ist darin.

Das macht mir rechten Muth, mich selber wieder ins poetische Leben zu stürzen; und so producire ich hier, um der Ödnis zu entfliehen, ein Märchen um das andere, wächst mir gar zu einem Märchen-Labyrinth aus, so daß ich am Ende selber nicht mehr aus noch ein weiß, noch viel weniger, wo die Wirklichkeit endet und die Phantasie beginnt. Trotzdem ist's mir so lieber als die Grimmsche Hausbackenheit mit ihrem altweisen Lehrerton. Ich weiß wohl, die Brüder mögen es nicht, wie ich alles vermische und ineinanderziehe und Putzelbäume schlage, sind halt Philister unter ihrem poetischen Mantel. Aber ich bleibe bey meiner Weise, wie mit Achim in dem Wunderhorn, wo sich die Gelehrten auch schon über die mangelnde historische Treue moquirt haben. – Wahrlich ich sage euch: Wenn ihr nicht selber werdet wie die Kinder, werdet ihr nicht in das Himmelreich eingehen.

Und werde auch du kein Philister, lieber Fritz, weder in dieser noch in jener Welt! Vertrau lieber deinem Gefühl, und es wird dich schon zum Rechten leiten.

Gott weiß, wann wir uns wiedersehen. Ich hoffe recht bald. Laß sonst zuvor noch einmal von dir hören. Ich würde nur zu gern wissen, waß sich alles auf deiner Reise mit Frl. Stern begeben.

von Herzen

der deinige Clemens

Adresse abzugeben bey Hofrath von Altmann in Prag¹³

* * *

Herrn Clemens Wenceslaus Maria Brentano
wohnhaft bey Herrn Hofrath von Altmann in Prag

Lieber Clemens!

¹² Brentano zitiert in dieser Parenthese einen eigenen Vers aus seinem Nachruf auf Philipp Otto Runge, abgedruckt in den Berliner Abendblättern vom 19.12.1810, während die vorausgehenden Worte über Hölderlin bereits in einem Brief an Runge vom 21.1.1810 anklingen.

¹³ Mehrere Passagen dieses Briefes begegnen wörtlich oder variiert auch in Briefen, die Brentano 1811 aus Bukovan an Arnim und an Savigny schrieb. Offenbar empfand er in der böhmischen Einsamkeit einen starken Mitteilungsdrang.

Ich bin seit drei Tagen in Berlin zurück und wache nun gottlob wieder hier auf. Leider ist keiner der Freunde da, und ich liege hier einsam in meinem Bette. Wenigstens habe ich so reichlich Zeit, meinen Reisebericht zu schreiben. Ich sehe mich aber nicht im Stande, alles noch einmal für Dich abzuschreiben, da mich meine Schreibhand schon ziemlich schmerzt. Die Freunde werden sicher bald erscheinen und Dir alles communiciren.

Dein Brief war mir eine willkommene Aufmunterung, zumal in meiner innerlich wie äußerlich bedrängten Lage. Nicht nur beunruhigt mich, daß keiner hier bey mir ist; auch in der Berliner Welt des Jahres 2030, in der ich noch immer täglich lebe, giebt es neuerdings große Turbulenzen politischer Art, mit denen ich Dich aber jezt nicht belasten will. Fast schlimmer noch ist ein seelischer Dissenz, der mich zunehmend zu zerreißen droht und über den ich sonst mit niemandem sprechen kann.

Du hast wohl Recht, daß es entscheidend an mir selber liegen dürfte, ob ich ganz in Eure Welt zurückkehre oder nicht. Und auch darin, daß es hauptsächlich Franziska Stern ist – wir sagen inzwischen Du zu einander –, die mich in jener Welt hält, obwohl mir deren problematische Seiten immer mehr entgegentreten. Ja, ich habe mich in Franzi verliebt. Wie konnte es auch anders sein? Oder war es höhere Bestimmung und nicht nur die Umstände, die dazu führten? Ich grüble viel darüber nach, finde aber keine klare Antwort. Es ist jedenfalls zum verwundern, daß es ihr ebenso wie mir mit ihr mit mir ergangen ist, einem invaliden Greis von guten 250 Jahren oder, anders betrachtet, einem unverbesserlichen Phantasten. Aber sie ist schon eine besondere, außergewöhnliche Frau, an der ich nicht vorbeisehen kann. Das wirst Du verstehen, der Du dich mit außergewöhnlichen Frauen auskennst.

Du schreibst, ich solle meinem Gefühle vertrauen. Aber das ist es ja, lieber Freund, daß mein Gefühl zerspalten ist, wie vielleicht meine Person insgesamt, aus der nichts Ganzes mehr werden will. Einerseits ist meine Liebe aufrichtig, und ich würde herzlich gern mein Leben darauf verpfänden. Aber auf der anderen Seite bleibe ich doch ein Kind des 18. und 19. Jahrhunderts und bin im 21. vielleicht nicht mehr als ein unglückliches Phantom. Auch merke ich an allen möglichen Umständen, daß ich nicht hierher gehöre. Muß ein solcher Mensch eine junge Frau, die hier geboren und aufgewachsen ist, nicht nothwendig unglücklich machen, auch wenn sie noch so sehr betheuert, selber nicht wircklich ihrer Gegenwart anzugehören? Ja, vielleicht entbehren wir beide der rechten Wircklichkeit und sind am Ende nur fragwürdige Romanfiguren? Aber was ist die rechte Wircklichkeit? Ist nicht alles, was irgendwie ist, wirklich?

Du verstehst mich wenigstens, eben weil Du kein Philister bist. Und ich bin auch keiner geworden, weil ich nicht glaube, daß die Bornirtheit der Wircklichkeit gerecht werden kann, weder in der alten noch in der neuen Welt. Aber dieses gespaltene Leben überfordert mich und macht mich am Ende nicht ganzer, sondern nur zerrissener.

Freilich, wie sollst gerade Du Umhergetriebener mir rathen? Hast Du nicht oft genug geschrieben, irgendwie in allen Deinen Dichtungen: „Ach, wo ist Bleibens auf der Welt?“ Du suchst Dein Heil darin, ein Kind zu werden, Clemens. („Selig die Unmündigen“ u.s.w.)¹⁴ Und wenn es Dir gelänge, wäre das vielleicht die Lösung. Aber gelingt es Dir denn? – Mir jedenfalls will es nicht gelingen. Ich glaube, ich muß in eine andere Richtung gehen. Mag sein, daß uns am Ende nicht mehr bleibt als die aufrichtige Suche; und die ist vielleicht kindlich. Und so gesehen sind wohl auch Schleier und Schelling und Fichte und etliche andere Freunde große Kinder und jedenfalls keine saturirten Philister. Wir müssen danckbar sein, in einer Zeit zu leben, in der es so viele giebt, die immerzu nach der Wirklichkeit dürsten. Die Satten mögen zwar in der Mehrheit sein, aber ich sage Dir: 2030 giebt es noch viel mehr davon, jedenfalls thun fast alle so, und das macht mich einsam dort. Ja, es scheint so, daß auch in der Sehnsucht ein Stück Heimath liegen kann und nicht nur in der Erfüllung.

Ich hoffe, ich höre wieder von Dir. Auch wenn ich weiß, daß ich selber meinen Weg finden muß, so findet er sich doch leichter, wenn man sich nicht verlassen fühlt. Und ich denke auch an Dich. Was Du von Hölderlin geschrieben hast, war mir in die Seele gesprochen, und ich will dem weiter nachgehen. Und laß Dich mit Deinen Märchen nicht beirren, nicht von den Grimms oder wem auch immer. Eines jeden Leben ist einzigartig und werth, so gelebt zu werden, wie Herder zu sagen pflegte.

Sey herzlich begrüßt, auch Schinkel, wenn er noch bey Dir ist.
(In Berlin kann ich ihm einiges über seine Zukunft erzählen.)

Dein Fritz

* * *

Um Gottes Willen, lieber Schlösser, nun sind Sie ja doch wieder aufgewacht! Wir hatten schon alle Hoffnung aufgegeben, daß Sie zu uns zurückkehren. „Er ist in eine bessere Welt hinübergegangen“, sagte mein Mann, „aber wir warten noch mit der Beerdigung bis sein Körper sich auflösen beginnt.“ Und Hufeland war auch der Meinung.

Da danck ich Euch aber recht schön für Eure Geduld, liebe Henriette. Ich fand es hier ziemlich einsam in meinem Bette, muß ich gestehen.

14 Schlösser spielt hier offenbar auf Brentanos von Johann Friedrich Reichardt vertonte Kantate auf den Tod der preußischen Königin an. Brentano dichtete sie „aus Kuriosität“ und im Wettstreit mit Arnims bei der offiziellen Trauerfeier erklangenen Kantate. Die Schlussstrophe lautet bei Brentano: „Selig die Unmündigen, / Bunte Blumen und Flitterglanz / Schimmern im Totenkrantz, / Und ihr weinet und lächelt, / Denn ihr versteht, ihr Unschuldige / Das unsterbliche Leben!“

Verzeihen Sie, lieber Freund. Wir waren mit den Kindern auf ein paar Tage nach draußen in unser Häuschen am Schafgraben gefahren, um die letzten Sommertage zu genießen. Friedrich hat so viel gearbeitet, daß er dringend der Erholung bedurfte. Und Hufeland meinte, wir könnten beruhigt fahren.

Der Gute ist wohl nie aus der Ruhe zu bringen. Nun denn, es ist ja gut gegangen. Ich habe die Zeit genutzt, Euch alles aufzuschreiben, was ich an der Ostsee erlebt habe, dazu noch einen Brief an Clemens Brentano.

Das wird für alle eine große Freude sein, natürlich besonders, daß Sie überhaupt wieder da sind. Wie fühlen Sie sich inzwischen? Können Sie sich vielleicht schon wieder etwas mehr bewegen?

Leider nicht. Meine Hand ist mir vom vielen Schreiben eher noch lahm geworden.

Schonen Sie sich, Schlösser. Sie sollen jetzt nicht mehr so viel auf einmal schreiben. – Aber darf ich fragen: Waren Sie auf Rügen und haben Sie Verwandte von mir angetroffen?

Auf Rügen war ich schon, auch in Sagard, und habe sogar zweimal auf Ihrer Verlobungsbank in der Brunnenau gesessen. Aber Sie werden mit meiner Ausführung Ihres Auftrages gleichwohl nicht besonders zufrieden sein, liebe Henriette. Die Familien von Willich und von Mühlenfels sind dort lange schon fortgezogen, wie ich hörte. Trotzdem bin ich Ihrem verehrten früheren Herrn Schwager begegnet, allerdings nicht 2030, sondern so, als sey es in diesem Jahre 1811 gewesen. Aber das habe ich alles aufgeschrieben.

Ich dancke Ihnen und werde es aufmerksam lesen, auch wie es mit den Fortschritten auf dem Gebiete des Magnetismus steht.

Erwarten Sie bitte nicht zu viel. – Aber giebt es denn inzwischen aus Berlin Neues zu berichten oder sonstwoher?

Neulich las ich in der Zeitung, in Ulm habe sich ein Schneider Flügel zubereitet und sey damit wohl von dem hohen Münster gesprungen in der Absicht, die Donau zu überqueren. Er hat geglaubt, der Mensch könne fliegen wie die Vögel, war aber in großem Irrthum und ist mit seiner Flugmaschine unter dem Gespött der Schaulustigen in den Fluß gestürzt und beynahe ganz zu Schanden gegangen.

Hier in Berlin thut sich äußerlich nichts Besonderes. Selbst in der Tischgesellschaft ist es ruhig geworden, seit die Herren Brentano, Arnim und Beckedorff abgereist sind und man sich gegen die Juden genug ausgetobt hat, wie Friedrich meint. Aber man spricht gleichwohl von der Ruhe vor dem Sturm,

denn es werde schon bald wieder Krieg geben. Daß uns doch der liebe Gott davor bewahren möge! – Über Sie und ihre außergewöhnliche Verfassung ist noch viel gesprochen worden, wie Friedrich mir erzählte, und etliche Mitglieder haben bedauert, nicht früher die Gelegenheit ergriffen zu haben, Sie auf Ihrem Kranckenlager zu besuchen. Sogar Herr von Humboldt sprach sich dahingehend aus; er ist gerade wieder von Wien hergereist, Friedrich vermuthet: in geheimen Angelegenheiten. Und – das wird Sie vielleicht noch mehr erfreuen – Jette Herz ist auch da und hat mir überdies erzählt, daß auch unser lieber Tieck endlich mal wieder in seiner Vaterstadt ist, auf der Durchreise von Baden-Baden nach Ziebingen an der Oder.

O, das trifft sich sehr gut, wollte ihm schon schreiben, da ich einiges Litterarische mit ihm zu besprechen habe. Bitte schicken Sie ihn doch zu mir. Die Badekuren scheinen ja immer mehr in Mode zu kommen, und Tieck macht wohl ausgiebig Gebrauch davon. Aber in Sagard hörte ich, daß sogar Kleist die Brunnenau besucht habe.

Was Sie nicht sagen! – Obwohl er doch gleich in der Nachbarschaft wohnt, sieht man ihn immer weniger und macht sich Sorgen um ihn..

Ich ebenfalls, Henriette. Es wäre vielleicht gut, wenn auch er mich mal besuchte. – Und Henriette Herz ist, wie Sie sagen, auch wieder da. Wie schön! Wo war sie denn eigentlich so lange?

Auch in Wien, aber natürlich ganz privat. Sie hat wohl verschiedene jüdische Familien besucht, war aber auch bey Schlegels. Vor allem wollte sie ihre alte Freundin Dorothea wiedersehen. Na, sie kann Ihnen selbst berichten. Ob Kleist aufzutreiben ist, weiß ich nicht, werde mich aber mal umhören. Jezt nehme ich zunächst Ihre Papiere mit – sie sind doch zur allgemeinen Lektüre freigegeben? – und schicke den Brief an Herrn Brentano. Und wenn wir von der Ostsee unterrichtet sind, erzählen Sie uns doch bitte wieder, wie es demnächst in Berlin aussieht, – hoffentlich besser als heute.

Auch in diesem Punkte werde ich Sie und die anderen Freunde wohl enttäuschen müssen, wie ich neuerdings fürchte. Aber davon später. – Ich werde schon müde. Machen Sie sich aber keine Sorgen. Wir können davon ausgehen, daß ich ab jezt wieder in Berlin aufwache.

* * *

Lieber Schlösser, wie schön, Sie endlich wiederzusehen. Ich bin ganz erleichtert. Meine Frau hat mir schon manches communicirt. Und Ihre Aufzeichnungen von der Sommerfrische habe ich auch bereits gelesen und an die gute Jette Herz weitergegeben. Auch in ihr werden sie gewiß die schönsten Erinnerungen

wachrufen. Wir haben es uns oftmals wechselseitig versichert: Auf Rügen wohnt das Glück! Und Sie scheinen es auch gefunden zu haben. Übrigens will Jette bald zu Ihnen kommen, und Tieck ebenso. Wir wollen Sie jetzt nicht mehr aus den Augen lassen, Lieber, und Sie nach Kräften verlebendigen.

Danke bestens für Ihre Bemühungen. An Lebendigkeit mangelt es mir eigentlich nicht, weiß bloß noch nicht so recht, wohin mit mir.

Das wird sich alles finden. Aber sagen Sie: Wie befinden Sie sich denn zur Zeit 2030? Ihr Bericht giebt ja zuletzt einigen Anlaß zur Sorge. Und in Berlin wird es auch nicht gerade ruhiger sein als an der Ostsee.

Das ist wahr. In politischer Hinsicht ist hier mit einem Mal alles in Bewegung. Überall, auf der Straße, in den Zeitungen, am meisten aber auf den Rechnern ist die Rede von dem Krieg im Orient und seinen Folgen für Europa und Deutschland insbesondere. Die Hauptsorge gilt dabey offenbar weniger dem eigentlichen Kriegsgeschehen als der durch dieses ausgelösten Migration, ja Völkerwanderung aus Asien und Afrika. In Südeuropa scheint schon alles drunter und drüber zu gehen. Man ist sich nicht einig, wie darauf zu reagieren sey. Die ganze Gesellschaft spaltet sich in zwei Parteyen. Die eine Seite spricht von der unumgänglichen Integration der vielen Menschen, die andere will einen „Schutzschild“ errichten und diesen mit allen Mitteln verteidigen; dabey würde es aber zu einem massenhaften Abschachten von Menschen kommen. Man mag sich solche Greuel gar nicht vorstellen.

Und welche Seite hat das Übergewicht?

Die Regierung scheint uneins zu sein. Es wird darüber debattirt, ob man von den Ausländern vielleicht nur die Israelis ins Land lassen soll, gewissermaßen als Wiedergutmachung für das vor hundert Jahren in Deutschland erlittene Unrecht, und ihnen vielleicht sogar ein begrenztes Staatsgebiet überläßt. Doch wird diese Position sowohl vom rechten wie vom linken Flügel des Parlamentes heftig angegriffen. Die Volksmehrheit ist wohl ohnehin für den generellen Schutzschild, macht sich aber nicht klar, was das bedeutet. Darum giebt es jetzt Aufrufe zu einer sogenannten Demonstration, einem Umzug durch die Straßen, wobey die Befürworter der Integration ihre Meinung kundtun sollen. Franz und ich wollen auch hingehen.

Hoffentlich bleiben die Verantwortlichen besonnen. Und Ihr beide, könnt Ihr denn in dieser Lage überhaupt noch einen vernünftigen Gedanken fassen?

Wir versuchen es und viele andere auch. Ja, man fürchtet den Einbruch des allgemeinen Chaos so sehr, daß allenthalben ein angestregtes Bemühen um Normalität festzustellen ist, auch bey Franz. Sie sagte gestern entschlossen zu

mir: „Wir müssen auf die Situation reagieren, aber dürfen uns nicht davon fertig machen lassen. Ich will an meiner Dissertation weiterarbeiten, und du solltest die Sache mit der Zeitung auch nicht aus den Augen verlieren.“

Und damit suchte sie mir im Internet die Verbindung zu einer Zeitung heraus. So konnte ich mich mit der Redacteurin des Feuilletons über meine Absichten unterhalten. Zunächst geschah das in schriftlicher Form. Das heißt: ich sprach mein Anliegen in den Computer, der meine Worte in Buchstaben umformte; und die konnte ich anschließend über eine Buchstabentastatur noch corrigieren und erweitern. Dann schickte ich alles ab.

Und was haben Sie geschrieben?

Nun, daß ich reichlich ausgereifte Pläne zu einem Mittelalter-Roman habe und daß ich mich glücklich schätzen würde, diesen Roman in ihrem geschmackvollen Blatte als Fortsetzungsfolge zu publiciren. Die Redacteurin schrieb mir bereits nach ein paar Minuten recht launig zurück: „Irre Idee, gerade jetzt! Aber die Leser könnten in Krisensituationen so was Abgedrehtes vielleicht mögen. Können Sie morgen vorbeikommen, damit wir näher über das Projekt sprechen können?“ – Ja, so waren ihre Worte, und nun habe ich heute Nachmittag eine Verabredung.

Gratulire, Schlösser. Manchmal braucht es große Umwege, um endlich zum Ziele zu gelangen, unter Umständen können es offenbar auch mehr als 200 Jahre sein.

Erst mal sehen, ob mein Roman nicht doch zu altmodisch ist für diese neue Zeit.

Wer weiß?! Vielleicht wirkt er gerade deshalb.

Es wäre schon gut, wenn es gelänge, nicht nur des Werkes und des Lebensunterhalts wegen; ich hätte auch eine gute Beschäftigung, zumal Franzl in nächster Zeit verreisen wird, was mich einigermaßen verunsichert.

Ist es nicht ziemlich heikel, wenn sie Sie in dieser Lage allein läßt?

Das meinte sie selber auch. Aber ich habe ihr gesagt, ich müsse in dieser Welt endlich lernen, alleine zurecht zu kommen und dazu sey ihre Reise gerade passend, zumal sie nur ein paar Tage dauern soll. Franzl sah mich ernst an und erwiderte: „Vielleicht ist es gut so. Wir brauchen wohl auch einmal Abstand von einander, um zur Besinnung zu kommen über uns und das, was eigentlich wirklich ist.“ Ich wußte nicht genau, wie sie das meinte, nickte aber langsam.

Franzl fliegt übrigens mit so einer unvorstellbar schnellen Flugmaschine bis in die Staaten von Amerika, wohin sie schon vor längerem von der „International Kosegarten-Society“ eingeladen worden ist, um einen Vortrag

über die Romantik in Pommern zu halten. Der Vorsitzende der Gesellschaft, ein gewisser hochbetagter Professor namens Lewis Holms, habe sie eingeladen. Es sey eine große Ehre, sagt sie.

Trotzdem hat sie längere Zeit mit ihrer Zusage gezögert, nicht nur wegen meiner, und hat lange gar nicht davon gesprochen. Eigentlich sey das Reisen mit diesen Flugzeugen kaum zu verantworten, sagt sie, da diese immer noch eine erhebliche „Umweltbelastung“ seyen und zu der gefährlichen Klimaerwärmung beytragen, auch wenn man das während des Fluges verbrennende Erdöl in den letzten Jahren reduciren konnte. Es sey aber niederschlagend zu sehen, daß die Fortschritte in der Schonung der Natur immer gleich wieder zunichte gemacht werden durch die maßlose Frequentierung. Unter dem Gesichtspunkt der Schädlichkeit dürfte jeder Mensch in seinem ganzen Leben nur drei oder vier mal eine Flugreise machen. Sie habe sich da bislang zwar zurückgehalten, sey aber einmal schon mit Philipp Bunk in Urlaub geflogen. Wenn sie jezt noch nach Amerika fliege, sey ihr Contingent bald ausgeschöpft. Ich beruhigte sie damit, daß ich mein Flugcontingent, bis auf den in dieser Hinsicht hoffentlich unbedenklichen Schmetterlingsflug, noch gar nicht angegriffen habe und wir im Mittel betrachtet doch nicht so übel dastehen. Mein hilfloser Entlastungsversuch rührte sie, und sie lächelte mich an, bemerkte aber: „Mit dieser Sophistik übst du dich wohl im Modern-sein.“

Ich wundere mich, Schlösser, mit welchen Fragen man sich 2030 herumschlagen muß. Mir wären ethische Probleme dieser Art nicht einmal theoretisch in den Sinn gekommen, obschon ich wohl sagen darf, Gewissensfragen nicht gerade auf die leichte Schulter zu nehmen. – Was mich aber, davon abgesehen, ebenso wundert: Interessirt man sich denn in Amerika für einen Dichter wie Kosegarten?

Ich glaube, heute interessirt man sich überall für alles. Jedenfalls hat es den Anschein. Es soll neuerdings sogar eine Internationale Ernst-Moritz-Arndt-Gesellschaft gegründet worden sein, als Protestreaction darauf, daß die Universität Greifswald diesen Namen abgelegt hat. Aber Franzı spottet darüber: der internationale Anklang werde wohl ausbleiben, nachdem Arndt sich so ziemlich mit allen Nationen überworfen habe und im Grunde nur die deutsche (und allenfalls die schwedische) gelten lasse.

Was Sie da in Ihrem Bericht über unsern Arndt geschrieben haben, hat mich doch etwas bedenklich gestimmt. Da scheint es ja auch aussichtslos zu sein, auf ihn begütigend einzuwirken, gerade jezt, da die Spannungen wieder wachsen.

Ihre Frau sprach von neuen kriegerischen Handlungen, die bevorstehen könnten.

Ja, das Gerücht geht um, Napoleon plane einen großen Feldzug nach Rußland, weil der Zar die Continentsperre gegen England unterminirt. Und wir

Preußen werden da wohl oder übel mitmachen müssen, und die Oesterreicher auch. Alles empört sich im Stillen unter dem französischen Joch, aber die Regierung wird nicht anders können als Bundesgenosse zu spielen. Und unser mittelloser Kleist hat ausgerechnet jezt die Aussicht, Adjutant des Königs zu werden, was in anderen Zeiten ein Glück für ihn wäre. Ich weiß nicht, was er machen wird; er ist jedenfalls nicht zu beneiden. Etliche haben sich schon vom Staatsdienst abgewendet, damit sie diese Schande nicht mitmachen müssen. Ich fürchte, es bricht uns unser moralisches Rückgrat, von den vielen zu erwartenden Opfern ganz zu schweigen.

Da steht es 1811 wohl gar nicht so viel anders als 2030. Man weiß nicht, wohin man sich wenden soll. Am Ende bleibt uns nur der Himmel.

Ja, leztens hörte ich, der arme Hölderlin habe gesagt: „Immer gehet die Erd’, der Himmel aber hält.“ – Und auch Ihr Himmel der Poesie, Schlösser, so wolzig er auch erscheinen mag. Ich wünsche Ihnen viel Erfolg für die Verhandlung über Ihren Fortsetzungsroman!

* * *

Grüß Dich, Fritz. – Schleier und Jette haben mich schon über alles ins Bild gesetzt. Aber muthet mir nur nicht zu, daß ich das mit dem Magnetismus für bare Münze nehme, wie ihr offenbar alle; das ist doch Aberwitz. Als poetische Idee mag es ja ganz tauglich sein, und um die geht es hier doch offenbar. Ja, man könnte sich Deine Abentheuer kaum lustiger ausdenken, muß ich sagen: so in zwei Welten zu leben. Ich hätte dem Mesmer auch gar nicht so viel poetische Potenz zugetraut, und Hufeland ebenso wenig. Und jezt greifst Du also beherzt in die litterarische Scene eines fernen Äons ein und willst lehren, was Romantik sey? Vielleicht daß wir darüber selbst belehrt werden. Ich weiß es nämlich immer weniger.

Ach nein, Ludwig, zu lehren habe ich da gar nichts. Und ob meine Leser das Wesen des Romantischen oder Poetischen ergründen wollen, habe ich auch meine Zweifel. Ich soll sie nur mit dem Fernliegenden unterhalten, damit das Nahe sie nicht zu sehr bedrängt. Ziemlich fragwürdig, und ich zweifle schon, ob es zu verantworten ist.

Aber, aber, genire Dich jezt doch nicht so, da Du endlich so eine schöne Gelegenheit bekommst. Der Vertrag ist also wircklich zustande gekommen?

Ja, die Redacteurin läßt mir ziemliche Freiheiten. Sie sagte: „Je abgedrehter, desto besser!“ Curiose Formulirung, nicht wahr? Ich ging aber gleich darauf ein und erwiderte: „Das sollte mir nicht schwer fallen, bin selber eine abgedrehte Existenz“. Sie fand das wohl lustig und sagte, sie sey sehr gespannt. Sogar

meine altmodische Orthographie soll ich ja nicht an die jetzt übliche anpassen. So habe man doch gleich die richtige mittelalterliche Aura. Ich habe sie nur groß angeguckt. Offenbar macht es für diese Menschen keinen Unterschied, ob etwas 200 oder 800 Jahre her ist.

Und was willst Du nun schreiben? Bleibt es bey der Fortsetzung des Novalis? Ist das für diese Zukunftsmenschen „abgedreht“ genug?

Ich glaube schon, vielleicht sogar zu sehr. Sie scheinen im allgemeinen nämlich recht geringe Ansprüche an die Phantasie zu haben und mögen den Anstrich des Realistischen. Von daher ermahnte die Redacteurin mich, so zu schreiben, daß die Leser immerzu „Anknüpfungspunkte“ finden, wie sie sich ausdrückte. Das ist nun aber gar nicht so einfach, wenn man 2030 über's Mittelalter schreibt, und dann auch noch durch die poetische Brille eines Novalis, ohne dieser selbst zu sein.

Tja, mein Freund, das hab ich nicht erst 2030 gedacht, sondern schon vor zehn Jahren, als wir uns damals nach Hardenbergs Tod mit Schlegel über die Fortsetzungsmöglichkeiten unterhielten. Vielleicht ist eine gewisse Wendung zum Realismus am Ende gar nicht zu vermeiden. Aber Du wolltest das ja nicht einsehen. Da bist Du zugegebenermaßen nicht der einzige – wenn ich nur an Brentano denke –, aber der weiß Dir wohl auch nicht zu rathen, und Schlegel schon gar nicht mehr. Ich sag Dir, Fritz, wir haben uns mit unserer Romantik einigermaßen in eine Sackgasse hinein manoeuvriert, ich selber auch, fürchte ich. Da sitzen wir und schauen neidvoll auf den Großen in Weimar, der da spricht: „Was fruchtbar ist, allein ist wahr!“ und producirt, was er für wahr und richtig hält.¹⁵

Nun denn! Ich muß jetzt etwas zustande bringen. Novalis' Aufzeichnungen über seine Romanpläne habe ich oft genug durchgelesen und sie mir ins Hirn geschrieben. Aber sie sind so inhaltsschwer, daß sie sich gegenseitig keinen Raum geben und mich selber schon gar nicht dazwischen kommen lassen.

Und da hast Du nun gedacht, ich könne Dir auf die Sprünge helfen.

Schleier sagt doch immer, man müsse alle Dinge dialektisch angehen. Und ich glaube mehr und mehr, da hat er ganz Recht. Ich bin aber mit meinem Roman in einem Monolog gefangen, und da ist niemand, mit dem ich mich darüber in geeigneter Weise aussprechen könnte. – Schleier selbst hat zu wenig poetische Phantasie ...

¹⁵ Diese Formulierung findet sich meines Wissens erst in Goethes Altersgedicht „Vermächtnis“ aus dem Jahre 1829. Aber offenbar war sie bei Goethe mündlich schon früher im Umlauf.

Und Franzi? Wie ich höre, versteht Ihr Euch bestens, und in unserer Zeit soll sie sich auch ganz gut auskennen und vielleicht auch im Mittelalter.

Ich glaube, Franzi sieht die Sache, bey allem Verständnis, doch mit einer gewissen Distanz an und will mir nicht reinreden. Außerdem hat sie jezt mit ihrem Vortrage und mit ihrer Dissertation vollauf zu thun. Da will ich sie nicht abhalten. – Könnten wir beide nicht ein paar Punkte von Novalis durchgehen? Dann sehe ich vielleicht selber besser, wo es lang gehen soll.

Und ich soll Dir die Anknüpfungspunkte für Dein 21. Jahrhundert verraten? – In der That: ziemlich abgedreht. Also:

Also, da ist, wie gesagt, schon das grundsätzliche Problem, daß ich nicht weiß, wohin mit der erdrückenden Stofffülle. Du kennst Novalis' hinterlassene Skizzen wie ich: die zu seinem unvollendeten Roman über die Poesie, die zu den sechs weiteren Romanen des geplanten Cyclus, zur Physik, zum bürgerlichen Leben, zur Handlung, zur Geschichte, zur Politik und endlich zur Liebe, und dann noch die anderen Fragmente und hunderte bloße Stichworte zu allen möglichen dichterischen Plänen, voller Reize allenthalben, aber uferlos; es ist kein Durchkommen. Jahrelang habe ich mich damit herumgeschlagen, das alles zu einer großen romantischen Epopöe zu verbinden; aber ich resignire vor der Aufgabe, diese Mannigfaltigkeit in Eines zu ziehen. Und darum sollte ich mich vielleicht darauf beschränken, lediglich den zweiten Theil des ersten Romans, die „Erfüllung“, zuendezudichten. Da hätten die romantisch Interessirten 2030 immerhin etwas zum „anknüpfen“.

Lieber Freund, was meinst Du, warum ich mich in den zehn Jahren seit Novalis Tod nicht auch schon auf die Skizzen gestürzt und poetischen Profit daraus gezogen habe, und Schlegel auch nicht? Ich habe eingesehen: es geht nicht. Die Fülle ist dabei nur ein Problem. Schon den eigenen Sternbald habe ich nicht zuendescribe können, weil ich, je genauer ich hinsah, die gesuchte Einheit in den hunderten Blättern nicht finden konnte; der altfränkische Sternbald in Deutschland und der sinnliche in Italien, das will je länger je weniger zusammenpassen. Also hab ich die Sache schließlich hingeschmissen und bin nach ganz neuen, hoffentlich klareren Ufern in See gestochen. Und dabei handelt es sich bey der Differenz im Sternbald nur um eine räumliche. Novalis changirt im Ofterdingen viel mehr auch in zeitlicher Hinsicht zwischen dem Mittelalter und der Gegenwart, das heißt: seiner Gegenwart. Und nun kommst Du daher aus Deinem 21. Jahrhundert und willst nicht nur den Ofterdingen, sondern den ganzen Novalis in allen Facetten und für alle Zeiten aufschließen und wunderst Dich, daß Du den Anfang des Knäuls nicht findest, geschweige das Ende.

Es ist also gar nichts damit anzufangen, nicht einmal mit dem zweiten Theile des Opferdingen?

Ich fange nichts mehr damit an, das weiß ich wohl, und Schlegel schon gleich gar nicht. – Aber eine Möglichkeit sehe ich doch, wenn Du nun unbedingt darauf bestehst.

Und die wäre?

Ich glaube, Fritz, Du hast Dich seit langem zu sehr in den Stoff verbissen, schon vor 2030. Und Deine neuerliche Bescheidenheit, Dich bloß auf die Vollendung des ersten Romans zu konzentrieren, hebt die Schwierigkeiten auch nicht auf, vielleicht vergrößert sie sie noch. Denn Du bist nicht Novalis – so wie ich nicht Goethe bin! Man muß das einmal acceptiren, und dann merkt man erst, wie frei man ist!¹⁶

Da magst Du recht haben. Aber damit wäre das Romanproject eben doch gestorben, und ich müßte etwas ganz Neues erfinden. Da würde sich denn zeigen, ob ich überhaupt ein Dichter bin oder nicht doch eine andere Profession ins Auge fassen sollte.

Nun schütte nicht gleich das Kind mit dem Bade aus. Vielleicht solltest Du zunächst einmal nur anders an den Novalis herangehen, ohne dieses ganze Reflectiren und Raisonniren, eben nicht concentrirter, sondern freier.

Wie meinst Du das?

Du könntest schon dabey bleiben, die ganzen Pläne und Fragmente in Deinen Roman hineinzuziehen, aber suche nicht nach der Einheit, die Novalis darin gesehen haben mag. Jonglire lieber damit nach Deinem Geschmacke, ja menge nach Herzenslust alles durcheinander: Mittelalter, Romantik und Zukunftswelt, vor allem aber Dich selbst. Denn Du bist der Maßstab Deines Werkes!

Aber was soll dabey herauskommen? Ich dachte zuvor, Du räthst mir zum Realismus, und jezt glaube ich, Du räthst mir

zur Parodie, ganz richtig.

Ich hatte eigentlich nicht vor, einen parodistischen Roman zu schreiben.

16 Dass Tieck nicht wie Goethe sei, hat dieser selbst so gesehen. Am 30.3.1824 sagt er zu Eckermann: „Tieck ist ein Talent von hoher Bedeutung, und es kann seine außerordentlichen Verdienste niemand besser erkennen als ich selber; allein wenn man ihn über ihn selbst erheben und mir gleichstellen will, so ist man im Irrtum.“ – Für Tieck war die Rivalität freilich nicht so leicht abgetan, wie er in dem Gespräch mit Schlösser vorgibt; noch im Alter trug er sich mit dem Gedanken, ein Buch über die allgemeine Überschätzung Goethes zu schreiben.

Lieber Fritz, je mehr ich das Leben auf mich habe wircken lassen und in meinen Übersetzungen den Shakespeare – was so ziemlich auf dasselbe hinausläuft – , desto klarer ist mir geworden, daß ohnehin alles Parodie ist. „Alles ist Spaß auf Erden, der Mensch ein geborener Tor“; das hat ja auch Erasmus in seiner Laus stultitiae schon so gesehen, und ganz im Ernst, sofern es den ohne eine absolute Referenzbasis überhaupt noch geben kann. Aber auch umgekehrt: Liegt nicht in der Ironie ein poetischer Ernst? Warum sollten wir uns zu schade dazu sein? – Die Dichtung ist jedenfalls eine Parodie auf das Leben und das Leben vielleicht selbst eine Parodie auf die Ewigkeit oder Gott weiß auf was. Das Beste ist, man giebt sich freiwillig darein statt gezwungenermaßen. So läßt sich doch aus der Noth eine Tugend machen. Und für einen, der so aus seiner Lage verrückt ist wie Du, sollte dies schon gar selbstverständlich sein.

Ich habe nicht damit gerechnet, daß man so über Novalis hinausschießen könnte.

Novalis tanzte auf dem hohen schmalen Grat zwischen Schein und Wirklichkeit. Weil er es verstand, das Gleichgewicht zu halten, bewundern wir ihn so. Selbst Goethe hat ihn bewundert. Wir andern wandeln eher rechts oder links des Grats entlang. Ich schaue jezt mehr nach dem Wirklichen, andere, wie Brentano, mehr nach dem Unwirklichen, das heißt: früher war er eigentlich so ein poetischer Affe, der über den Grat hin und her gesprungen ist und nicht wußte, wo er landen soll.

Ich bin mir nicht sicher, ob er es inzwischen weiß. – Bey dem Hin- und Herspringen denkst Du wohl an seinen „Godwi“-Roman?

Ja, wir haben uns damals hauptsächlich darüber amusirt. Dabey war es vielleicht gerade Clemens' eigenthümliche Leistung, nicht landen zu sollen.

Und sein Irrthum, seither immerzu landen zu wollen? Achim hat mir einmal erzählt, Clemens habe, da Achim zufällig auf dessen Erstling zu sprechen kam, nur gesagt: „Godwi? – Gott, wie dumm!“

Clemens ist ungerecht, nicht nur gegen andere, auch gegen sich selbst. „Gott, wie keck! Gott, wie frei! Gott, wie offen! Hätte man auch wohl sagen können.

Und Du meinst, ich soll mir für meinen Roman den Godwi zum Vorbild nehmen?

Nur zum methodischen Ausgangspunkt, Fritz. Ja, vielleicht könntest Du das Durcheinander aller Ebenen sogar noch mehr auf die Spitze treiben und das ganze Novalische Material da hineinziehen und durcheinanderwirbeln.

Und dabey soll kein Chaos herauskommen?

Nicht, solange Du Deiner eigenen Perspective nicht vergißt und die Fäden in der Hand behältst wie die Zügel des Pegasus.

Aber worauf soll mein Roman mit seinem Pegasus hinauslaufen?

Ach Fritz, warum denn so finalistisch, und das gar in der Poesie? – Was entzückt uns an einem Lied? Anfang und Ende? Oder nicht viel mehr der Vorgang des Singens? Fängst Du nur an zu singen, um aufzuhören? Es ist ja schöner, wenn ein Ton leise nach und nach verhallt, wenn ein Wasserfall immer fortbraust, wenn die Nachtigall nicht verstummt.

Ich ahne allmählich, wie Du es meinst, muß darüber schlafen, vielleicht besser als denken.

Ja, so mag es angehen. Bin gespannt, was Du herausbringst. Und vielleicht kannst Du die Sache gleich in zwei Auflagen produciren, für diese und für jene Welt.

Vielleicht. Ich danke Dir, Ludwig. Ich glaube, Du hast mir weitergeholfen, und womöglich nicht nur für den Roman. – Aber leg mir doch bitte Achims Exemplar des Godwi dort aus dem Regal auf die Bettdecke; es schaut mich schon länger an. Ich glaube, ich muß noch mal hineinsehen.

Sieh nur hinein, Fritz, aber verliere Dich nicht darin. – Und viel Erfolg für alle Deine Unternehmungen!

* * *

Ja, Jette, Du staunst; ich bin wieder da – und Du auch! Wo warst Du nur so lange?

Wenn zunächst von mir die Rede sein soll: Ich war zuletzt in Wien, bey Fanny von Arnstein, danach bey Schlegels. In Arnsteins reichem Hause verkehrt die jüdische haute volée, aus Berlin zum Beispiel Bankiers wie Mendelssohns oder auch Itzigs, Rahel war aber auch schon da. Überhaupt scheinen sich jetzt alle in Wien zu treffen wie vormals bey uns in Berlin oder in Jena. Aber das ist ja nun perdu.

Und geht es dabey ähnlich zu?

Ach nein, es ist in Wien alles viel opulenter; Berlin ist damit verglichen immer noch ein rechtes Sparta. Aber das leibliche Wohlbehagen kann doch eine

gewisse geistige Armuth nicht verdecken, wenn ich so sagen darf, von hervorragenden Ausnahmen abgesehen.

Du meinst Schlegel?

Vielleicht hatte ich das gehofft, als ich zu Schlegels umzog. Aber es war nicht in jedweder Hinsicht erfreulich. Schlegel ist im Grunde eine unglückliche Existenz, das weiß ich jetzt gewißer noch als früher. Ich gestehe, daß ich seit Dorotheas Verbindung mit ihm nicht ohne Befürchtungen für das Lebensglück meiner Freundin war. Schon damals erlangte ich nämlich die Ueberzeugung, daß es Schlegel eigentlich an Gemüth fehle, so wenig man das bey einem Führer der Romantik auch erwarten mag. Er ist wohl der Liebe bedürftig, aber ihrer nicht fähig. Ich sprach mit Schleier darüber. Aber der Gute ist so unendlich mild in seinem Urtheil über seine Freunde und ihre Individualität, selbst da wo sie ihm verletzend entgegentritt, wie dies bey derjenigen Schlegels öfter der Fall war, – man denke nur an die mühsame Platon-Übersetzung, mit der er ihn treulos hat sitzen lassen – daß er es nicht Wort haben wollte. Nun ist es aber doch so.

Denk Dir, ich kam von der Baronin Arnstein mit leichtem Fieber zu Schlegels und finde Dorothea noch leidender. Ich saß vor ihrem Bette. Wir klapperten beide in Fieberfrost. Schlegel saß uns gegenüber an einem Tische, aß Orangen und leerte dazu eine Flasche Alicante! Ich weiß nicht, ob er uns dadurch von einiger südlichen Gluth zu durchhauchen dachte. – In diesem Verhältniß ist alle Poesie entschwunden, welche das frühere von der Welt so verpönte durchdrungen hatte.

Aber was hält die beiden denn noch zusammen?

An die Stelle der Poesie ist die Religion getreten.

Läuft das nicht auf dasselbe hinaus?

Ach Fritz, Dir möchte' ich es wohl glauben und Schleier auch und notfalls sogar Brentano. Aber bey Schlegel scheint die Religion, wie er sie auffaßt, eher der Tod der Poesie zu sein. Rahel hat gemeint, die ganze Vergangenheit laste auf Schlegel als ein Ungemach. Fast möchte ich lieber umgekehrt sagen, das Ungemach der Gegenwart laste auf seiner schöneren Vergangenheit. Und Dorothea geht es damit nicht besser. Ihrer beider Trieb nach dem Unendlichen ist seit ihrer Conversion in so starre Bahnen gezwängt, daß einem liberalen Juden oder Protestanten in ihrer Nähe recht beklommen wird.

Verkehren denn solche noch in Schlegels Haus?

Gelegentlich schon, wie Du an mir siehst, aber wohl immer weniger. Mit mir hat er sich übrigens fast nur über Dich unterhalten.

Über mich? Das wundert mich. Läßt er mich grüßen?

Eigentlich war er nicht so sehr an Deiner Person interessiert als an Deinem Fall, an Deiner magnetischen Verrückung; Müller hat er auch schon darüber ausgefragt. Er ist nämlich ein großer Anhänger des Mesmerismus geworden, aber mit Medicin hat das nicht viel zu thun, fürchte ich, eher mit Okkultismus und Aberglauben. Und da liegt die Vermuthung nicht fern, daß auch sein Katholizismus unter diesem Blickwinkel steht.

In seinem Hause gehen die Katholiker aus und ein, auch die katholischen Poeten wie Dein Freund Brentano oder Zacharias Werner oder der junge Freiherr von Eichendorff. Der schreibt übrigens seit langem an einem Roman und es wird wohl noch geraume Zeit bis zur Vollendung währen. Immerhin hat Dorothea schon einen Titel für das opus.

So? Welchen denn?

„Ahnung und Gegenwart“ soll der Roman heißen, und der brave Dichter hat es schon für gut befunden.

Klingt ziemlich allgemein – aber vielleicht ist es gerade so romantisch.¹⁷ Ich hab’ den Eichendorff nur kurz kennengelernt; eigentlich mag ich ihn. Ich glaube, er versteht es, die Waage zu halten zwischen dem Unendlichen und der Form. Und das gilt wohl auch von seiner Frömmigkeit, die der Poesie jedenfalls keinen Abbruch thun dürfte.

Das mag schon sein. Er ist wenigstens kein Convertit und von daher nicht so fanatisch wie die meisten Katholiker, die in Schlegels Haus verkehren. Häufigster Gast ist übrigens ein mährischer Pater mit Namen Clemens Maria Hofbauer. Schlegels verehren den Menschen wie einen Heiligen, und nicht nur Schlegels. Dieser Hofbauer will die Kirche endgültig „aus den Banden des Rationalismus befreien“, wie er sagt. – Ich glaube, Schlegel fühlt sich davon angezogen, weil er hofft, der Pater könne ihn von seinem verqueren Widerspruch erlösen, daß er im Kopf ein Gefühlsmensch, in der Seele aber ein Rationalist ist.

Da wirst Du recht haben, Jette. Aber ohne Widersprüche giebt es wohl kein creatives Leben. Das ist mir noch leztens in dem Gespräch mit Tieck klar geworden. Vielleicht lassen uns die Widersprüche erst wahrhaft lebendig sein.

¹⁷ Der Herausgeber hat aufgrund dieser Passage eine Zeit lang erwogen, ob er nicht die hier veröffentlichten Dokumente unter einem ähnlich offenen romantischen Titel publizieren sollte, etwa *Ferne und Nähe*, hat sich aber aus Gründen des Zeitgeschmacks für den etwas plastischeren Titel *Verrückung* entschieden.

Oder wahrhaft zugrunde gehen. Humboldt hat schon vor Jahren zu mir gesagt, es könne Schlegel noch um sein Leben bringen, wenn er nicht aufhöre, Ideen und Wirklichkeit, Irdisches und Überirdisches zu verwechseln.

Das könnte auch Schiller gesagt haben, – wenn es noch eine Portion bissiger wäre.

Schiller hat den Mund ziemlich weit aufgemacht, war selber nicht gerade ein Realist, freilich mit Schlegel verglichen möchte es fast so scheinen. Dabei will der sich überall andienen und politisch nützlich machen. Ich habe munkeln hören, Metternich und Gentz stöhnen schon darüber, daß mit so einem verbrauchten Genie praktisch gar nichts anzufangen sey. Es würde mich nicht wundern, wenn Schlegel am Ende, sollte er erwartungsgemäß Dorothea überleben, noch in den Priesterstand tritt, da er sich aus allem herauslebt.

Und Dorothea, sagst Du, stößt in dasselbe katholische Horn?

Womöglich noch stärker als er. Ihre Söhne aus der ersten Ehe mit Veit hat sie, zum Leidwesen des Vaters, dahin gebracht, auch katholisch zu werden und da sie Maler sind, sollen sie jezt malen wie die alten Italiener vor Rafael, nennen sich Nazarener und sehen auch wirklich aus wie der fromme Jesus selbst. – Fritz, das ist doch nicht das, was Ihr Romantiker einmal im Sinn hattet!

Nein, Jette, es sah wohl universeller aus, katholischer, wie Kosegarten sagen würde.

Das Schlimmste, Fritz, war für mich, wie engherzig Dorothea jezt über ihre früheren Freunde spricht. Humboldt nannte sie einen „ewig widersprechenden, spitzköpfigen heidnischen Minister“. An Göthe wurde, seines Heidenthums wegen, natürlich auch kein gutes Haar mehr gelassen; außerdem habe er „kein Gemüth und keine Liebe“. Was sie aber über Schleiermacher sagte, diesen edelsten unter den Menschen unserer Zeit, verschlug mir den Athem. Daß er ein „hochmüthiger Calviner“ sey, war noch das wenigste unter ihren Verleumdungen. Da fühlte ich recht, wie fern sie mir gerückt ist. Sie war freilich immer ein radicaler Mensch. Früher habe ich das manchmal an ihr bewundert. Vielleicht führt sie diese Radicalität aber noch zu einer Läuterung ihrer selbst und zu Klarheit und Ruhe.

Du giebst nicht so leicht jemanden auf, Jette.

Warum sollte ich denn? Das Leben hat mich auch nie aufgegeben. – Aber nun sprich, wie steht es mit Deinem Leben in der fernen Zukunft. Du machst da ja Reisen, die viel weiter führen als nach Wien. Und sag mir nicht, Du seyst nur an der Ostsee gewesen.

Wo ich eigentlich gewesen bin und wohin ich gehöre, das ist mir immer ungewisser. Ja, Du hast Recht: ich bin noch weiter gereist als nach Wien. Du machst Besuche bey alten Freunden, Jette, und doch ist Dir ihre Wiener Welt so sehr fern, wie Du sie beschreibst. Wie muß es da erst mir ergehen in einer Welt, die nicht nur ein paar hundert Meilen entfernt ist, sondern mehr als 200 Jahre und in der ich keinen Menschen kannte.

Ich habe mich auch gewundert, als ich Deine Aufzeichnungen bey Schleier las, daß Du nicht noch mehr erschüttert warst über diesen außerordentlichen Wandel.

Ich glaube, ich habe ihn erst nach und nach richtig wahrgenommen und bin vielleicht immer noch nicht am Grund des Verständnisses angelangt. Was man nicht aushält, davor verschließt man die Augen. Ist es nicht so? Aber jezt, da ich mich ein wenig erholt und gewöhnt habe, wird mir immer mehr bewußt, wie fremd mir alles ist. Und gleichzeitig rückt doch auch meine alte Gegenwart immer mehr in die Ferne, gerade in letzter Zeit, als ich nicht mehr in Berlin aufwachte und alles nur noch wie ein Traum wirkte.

Aber jezt bist Du hier, Fritz. Und ich, die Jette, die Du schon lange kennst, sitze bey Dir. Das ist doch wircklich!

Schon ja. Aber wie lange? Wenn ich die Augen schließe, bin ich wieder in der anderen Welt. Und dieser ständige Wechsel macht mir schwindlig, und es fehlt wohl nicht viel, daß ich wahnsinnig darüber werde.

Ihr Romantiker habt immer die Ansicht vertreten, daß die Wircklichkeit in Wahrheit vielfältig sey, viel vielfältiger als Nicolai und Consorten glauben wollten. Bist Du am Ende vielleicht eher dadurch verrückt worden als durch den ganzen Magnetismus? Ich meine: liegt die Ursache Deiner Kranckheit vielleicht weniger bey Mesmer als bey Novalis und Schlegel, Brentano, Tieck?

So war das aber nicht von uns gedacht. Der Grund, aus dem die Vielfalt quillt, muß doch das Eine sein; sonst zerfällt alles in Fragmente.

Eben, Fritz! Waren es nicht Novalis und Schlegel, die das Fragmentarische gepriesen haben wie das Sacrament?

Aber nur als Bruchstücke eines zerbrochenen Weltgedichts. Und das gilt es wieder zusammenzusetzen! Und selbst Tieck, der wohl mehr und mehr zur Parodie geneigt ist, hat mir gerathen, die Zügel des Pegasus keineswegs aus der Hand fallen zu lassen.

Nun gut, Ihr seid also keine Zertrümmerer, wie man in Weimar zu glauben scheint, sondern Zusammensetzer, Restauratoren. Aber habt Ihr Euch damit nicht überfordert? Sieh Dir nur Schlegel an. Warum ist er immer festgelegter geworden und Dorothea mit ihm? Weil sie die ganze poetische Vielfalt am Ende nicht mehr ausgehalten haben und sich in ein Einfaches retten mußten. Und daß sie dabei auf den Katholizismus verfallen sind, ist auch verständlich, denn hier ist die Einfalt in das Gewand der Vielfalt gekleidet. So bleibt denn eine poetische Anmuthung, mehr aber auch nicht.

Du meinst, wir müssen uns am Ende immer für ein Einfaches entscheiden?

Wie einfach es sein muß, mag unterschiedlich sein. Das Ganze jedenfalls ist zu groß für uns.

Das Zwiefache schon. Ich fühle immer mehr, daß ich mich entscheiden muß, will ich nicht zwischen dieser und jener Welt zerrissen werden.

Ich glaube, Fritz, es ist eine Frage des Schwerpunktes. Ist dieser recht fest, so kann sich das Fernerliegende wohl anlagern und so eine schöne Complexität heranwachsen. Aber Du bist leider nicht in solch einem comparativischen Fall. Vielmehr scheint die eine Welt die andere ganz auszuschließen. Und so wirst Du wohl recht haben, Dich entscheiden zu müssen für einen Schwerpunkt, den Du für den wircklichen erklärst.

Aber die Entscheidung ist schwer. – Du und die andern Freunde, Ihr denkt wohl, es sey doch klar, wo ich zu Hause sey und wohin ich gehöre. Und auch ich selber fühle mich in vieler Hinsicht je länger je tiefer befremdet in jener Welt, auch wenn ich im alltäglichen Leben allmählich besser zurechtkomme. – Aber das ist nicht alles.

Da ist noch diese Frau, diese Franziska Stern.

Ja, ich liebe sie. Und doch weiß ich nicht, wie tragfähig diese Liebe unter diesen Umständen überhaupt sein kann, und ich bin mir nicht sicher, ob sie es weiß. Ich glaube, sie zweifelt, je länger desto mehr, ob ich es wirklich ernst mit ihr meine oder nicht eher in mein altes Leben zurückkehren will, vielleicht auch zurückkehren muß.

Wie es scheint, braucht Ihr noch eine Zeit, Eure Wircklichkeit zu finden.

Franzi ist jezt in Amerika. Sie meinte selbst, es sey wohl ganz gut für uns, ein paar Tage Abstand von einander zu haben.

Und wie kommst Du zurecht ohne sie?

Wir haben vor ihrer Abreise noch zusammen alle möglichen Einkäufe gemacht. Und sie hat mir ihre kleine Wohnung überlassen und mich in die hauswirtschaftlichen Angelegenheiten eingewiesen, sogar in die automatische Waschmaschine für Kleidungsstücke. Die ist eigentlich erstaunlich einfach zu handhaben.

Vor die Türe gehe ich nur selten, zumal ich am Computer auch die neuesten Nachrichten abfragen kann, sogar mit aktuellen beweglichen Bildern. Es giebt da eine Taste mit der Aufschrift „News“.

Ansonsten bin ich vor allem mit meinem Roman beschäftigt, für den ich durch das Gespräch mit Tieck jezt klarer sehe. Wenn ich einen Teil fertig habe, schicke ich ihn per Computer an die Redacteurin der Zeitung. Sie ist bis dato wohl zufrieden mit meiner Arbeit, hat Spaß an meinen „abgefahrenen Ideen“, wie sie sich ausdrückt, und würde mich gern auch persönlich näher kennenlernen.

Und wie stehst Du dazu?

Ich denke, es wäre für alle Fälle nicht schlecht, wenn ich mal nicht mehr weiter weiß in der neuen Welt oder wenn Franzis Rückkehr sich verzögern sollte. Sonst müßte ich mich an Herrn Bunk wenden, was mir aber einigermaßen unangenehm wäre.

Das mit der verzögerten Rückkehr könnte in der aktuellen politischen Lage übrigens durchaus passieren, wie mir neuerdings aus den News bewußt geworden ist. Der Flugverkehr von Amerika ist wegen der Unruhen nämlich schon eingeschränkt. Immerhin stehe ich über das Internet in täglichem Contact mit Franzi. Ihren Vortrag hält sie morgen. Sie hat auch schon mehrere nette Kollegen kennengelernt, sagt sie.

Da ist noch so manches offen in Deinem Leben, das sehe ich wohl. Behüte Dich Gott, Fritz, und habe Geduld mit Dir. Du wirst schon mit der Wircklichkeit dahin wachsen, wo es Dir gemäß ist.

Dein Besuch hat mir wohlgethan, Jette. Komm doch wieder, wenn Du kannst.

In nächster Zeit wird das leider nichts. Ich reise schon wieder weiter. Aber später, Fritz, könnte es gut sein. Ich denke derweil an Dich. Und grüße Du im Internet Franzi von Deiner alten Freundin.

* * *

Welche Ehre, Exellenz, daß Sie sich zu mir herbemühen.

Aber Herr Schlösser! Ist man denn 2030 so förmlich? Ich dachte, Sie hätten sich wohl inzwischen umgestellt, nach allem was ich von Ihrer Zukunftsreise gehört habe.

Was haben Sie denn gehört?

Müller hat mir schon in Wien erzählt, was Sie ihm von der weiteren Entwicklung der Menschheit über unsere Epoche hinaus berichtet haben.

Also von Wien kommen Sie. Die Reiserey zwischen den Residenzen scheint inzwischen ja schwindelerregende Formen anzunehmen. Braut sich da was zusammen? Man sagte mir, es könne wieder Krieg geben.

Das sind Speculationen. Sprechen wir von etwas Anderem, etwas Erfreulicherem. Müller bedauerte, so früh abreisen zu müssen, so daß er nicht genug über die Gegenwart erfahren habe, in der Sie 2030 angekommen sind. Es ist doch 2030? Müller läßt Sie übrigens grüßen und bittet Sie dringend darum, ihn per Post auf den neuesten Stand zu bringen.

Leider ist die neueste Entwicklung nicht so erfreulich. Es drohen auch 2030 kriegsrische Auseinandersetzungen und andere große Unglücke hereinzubrechen.

Das habe ich schon von Friedrich Schleiermacher und Jette Herz gehört. Schrecklich! Ich war festen Glaubens, daß es in dieser Hinsicht immer besser und humaner zugehe. Hoffen wir, daß dergleichen vorübergehender Natur ist, und sprechen wir jetzt von etwas Erfreulicherem.

Mich interessiren mehr die allgemeineren Verhältnisse des Geisteslebens in dieser neuen Zeit. Wie steht es etwa mit den Universitäten, die doch der Gipfel alles dessen sind, was unmittelbar für die moralische Cultur der Nation geschieht? Hat zum Exempel unsere neu gegründete Berliner Alma mater noch Bestand, und blüht sie immerfort?

O ja! Meine Bekannte Franziska Stern studirt an derselben Deutsche Litteratur, Geschichte und Psychologie.

Sieh an, Frauen sind also auch zum Studium zugelassen. Das befremdet mich, offen gestanden, schon aus grundsätzlichen Erwägungen. Und lenkt das nicht zu sehr von den Studieninhalten ab?

Ablenkungen giebt es 2030 unvorstellbar viele, und die Frauen scheinen erstaunlicherweise nicht einmal die stärksten zu sein. Aber bedenken Sie doch: Sind nicht auch in unserer Zeit etwa die studentischen Verbindungen und dergleichen Firlefanz fragwürdige Ablenkungen vom Studium?

Sie sprechen mir aus der Seele. Es giebt da zu viele geschmacklose Entgleisungen, so wie Fichte sie in Jena erlebt hat. Solchen Mißbildungen hoffen wir in Berlin einigermaßen gegensteuern zu können.

Ich muß Ihnen noch etwas verrathen, Excellenz. Die Berliner Universität heißt 2030 Humboldt-Universität, nach Ihnen und Ihrem werthen jüngeren Herrn Bruder. Ja, Ihrer beider monumentale Sculpturen zieren unübersehbar die Pforte des Universitätshofes.

Sie beschämen mich, Herr Schlösser. Ich hatte, ehrlich gesagt, so etwas schon aus den Kreisen der Tischgesellschaft vernommen, die sogar in unserer Abwesenheit auf uns ein Vivat ausgebracht haben soll. Die Ehre scheint mir etwas unangemessen, jedenfalls verspätet zu sein, zumal man mich schon vor der Eröffnung der Universität nach Wien hinwegcomplimentirt hatte. Was aber mein Bruder mit der Sache zu thun hat, ist mir schleierhaft. Er war aus seinem Paris doch kaum für einen Besuch nach Berlin zu bewegen, in diese „Sandwüste“, wie er sich ausdrückte, und ich zweifle, ob er jemals dauerhaft hierher zurückkehrt. Eher reist er noch nach Sibirien. Sie lachen, aber er scheint sich neuerdings ernsthaft Gedanken über eine derartige absurde Reise zu machen. Gleichviel.

Was wird nun 2030 an der Universität gelehrt und in welcher Form vor allem? Psychologie ist, wie ich nun höre, also auch ein Universitätsfach geworden?

Es giebt eine ganze Menge neuer Fächer, alle möglichen Sprachen etwa. Die meisten Fächer sind aber in den Naturwissenschaften hinzugekommen, die sich weit über die medicinische Facultät hinaus ausgeweitet haben.

Das dürfte Alexander gefallen. Aber warum auch nicht? Wesentlicher ist doch die Frage, wie gelehrt wird. Ob es dabei zu einer allgemeinen sittlichen Durchbildung des individuellen und gesellschaftlichen Lebens komme.

Ich fürchte, in diesem Punkte muß ich Sie enttäuschen. Ich habe geradezu den Eindruck gewonnen, daß es den Universitäten gar nicht mehr eigentlich um Bildung des Menschen zu thun ist, vielmehr nur noch um berufliche Ausbildung, wobey man immer mehr auf Specialisierung aus ist. Die Universitäten scheinen mir kaum mehr als eine Art von Fachhochschulen zu sein.

Das hört sich verderblich an! Und es konterkarirt unsere besten Bemühungen. Man mißversteht die Wissenschaften, wenn man sie für Arsenale factischen Wissens hält. Dergleichen mag noch an den Schulen gelehrt werden. Die Wissenschaften an den Universitäten hingegen muß man gerade als das Gebiet

nicht gelöster Probleme auffassen. Ansonsten wird die Wissenschaft zu einer Art bornirter Ideologie. Die Folge dürfte ein allgemeiner geistiger Verfall sein.

Ich muß Ihnen leider mitteilen, Verehrtester, daß in einem Vortrage an Ihrer Universität – ich besuchte ihn zusammen mit meiner Bekannten – ganz ungenirt die Rede davon war, daß man das Humboldtsche Bildungsideal längst hinter sich gelassen habe und das dadurch die Effectivität für das Wirtschafts- und Berufsleben gesteigert worden sey. Meine Bekannte neben mir verzog bey diesen Worten allerdings ihre Miene, was ich zu ihrer Ehre festgestellt haben mögte. Und auch sonst finden sich wohl hin und wieder Studenten und Professoren, die die geäußerten Ansichten nicht teilen.

Schon gut, Herr Schlösser. Sprechen wir von etwas Erfreulichem. Der Geist hängt doch leztlich am Individuum. Man darf da wohl von größeren Institutionen nicht allzu viel erwarten. Aber wie steht es mit der schönen Litteratur? Die Dichter waren doch von jeher die Vordenker ihrer Epoche und lassen sich nicht durch solche Fragen wie die der wirtschaftlichen Effectivität beirren.

In diesem Punkte bin ich auch nicht sicher, ob es dabei geblieben ist. Das Profitdenken hat 2030 die abwegigsten Regionen erreicht, sogar die Kranckenanstalten und Kirchen, wie ich hörte. Aber ich kann mich zum Zustande der Dichtung bislang noch nicht kompetent äußern, da ich wenig Muße fand, Bücher zu lesen. Überhaupt sind Bücher die Ausnahme geworden. Das meiste wird jezt im Internet publicirt. Meine Bekannte besitzt aber eine kleine Bibliothek, worin ich desöfteren stöbere, zumal seit sie verreist ist. Dort stieß ich übrigens leztens auf einen historischen Roman von einem gewissen Kehlheim oder so ähnlich, der den phantasieanregenden Titel trug „Die Vermessung der Welt“; er ist schon älteren Datums. Ich erwähne seiner, weil Ihr Herr Bruder und der Göttinger Mathematiker Gaus darin die Hauptfiguren sind.

So, so, die Sache ist also vom platten geographischen Standpunkte zu verstehen. Und wie kommt Alexander dabei weg?

Eigentlich nicht so schlecht. Der Autor scheint ganz gut die historischen Umstände recherchiert zu haben. Daß er aber auch die Charaktere wahrheitsgemäß getroffen hat, will ich nicht behaupten. Der neue Geschmack geht mitunter etwas ins Grelle oder – wie soll ich sagen? – ins Scandaleuse. Die Darstellung erscheint mir stellenweise überspitzt zu sein.

Ach, das hätte ich von einem Romantiker wie Ihnen nun nicht gedacht, war der Meinung, Euch könne nichts capricieux genug sein.

Es ist alles relativ, wie Sie sehen. Übrigens kommen Sie in dem Roman auch vor, wenngleich nur als Nebenfigur.

Das ist vielleicht auch besser so.

Der Autor läßt den alten Gaus Ihren noch ziemlich rüstigen Bruder besuchen, hier in Berlin, wohin ihr Bruder endlich zurückgekehrt ist. Und dann werden Sie von ihm dem Gaus vorgestellt, als Minister. Er sagt ungefähr: „Der Erzieher Preußens, welcher Deutschland seine Universität und der Welt die gültige Theorie der Sprache geschenkt hat.“

Schon gut, Herr Schlösser. Den ironischen Unterton höre ich auch 219 Jahre im vorhinein heraus. Und überhaupt diese Zusammenstellung! Ich habe mit der Mathematik und Astronomie wenig im Sinn und Gaus gleich gar nichts mit der Sprache. Da dürfte nicht viel Unterhaltsames herausgekommen sein.

In der That wird die Unterhaltung recht knapp geschildert. Aber später giebt es noch eine schöne vertraute Scene mit Ihnen und Ihrem Bruder.

Vertraut? Da muß es sich wohl um Kindheitserinnerungen handeln – oder jemand gestorben sein.¹⁸ – Sie schweigen? Reden wir von etwas Erfreulicherem! Wie steht es mit den bildenden Künsten? Wie ich von Jette Herz hörte, haben Sie geschrieben, daß unser Schinkel besonders mit seinen Bauwerken noch fortune machen wird. Ist sein classischer Stil auch 2030 noch gefragt oder eher sein gotischer?

~~Eigentlich wollte ich Sie noch fragen, ob es stimmt, wie dieser Kehlheim schreibt, daß Sie liebend gerne Kanzler geworden wären, aber Hardenberg das beym König hintertrieben hat?¹⁹~~

Ich habe den Eindruck, daß in der neuen Zeit, noch weit mehr als in unserer, alle Stile möglich sind, sogar gleichzeitig. Das ist mitunter so stillos, daß es schon wieder Stil hat. Jedenfalls reizt es oft zum Lachen.

Dachte ich's mir doch, Euch Romantikern muß das Capricieuse gefallen.

Nicht durchweg. Schauderhaft ist aber ein anderer außerordentlich schmuckloser Baustil, für den ein harter grauer Mörtel namens Beton verwendet wird, aber nicht zum Vermauern von natürlichen oder gebrannten Steinen, sondern ausschließlich im Gußverfahren. Riesige Häuser werden so in eine Form

18 Humboldts Einschätzung war richtig. In der Szene, in der Alexander von Humboldt die Hand des Älteren hält und dieser ihn fragt, ob er sich erinnere, wie er schon als Kind beschlossen habe, zum Orinoko zu ziehen, war unmittelbar zuvor Wilhelms Frau verstorben.

19 Unter dieser Stelle ist der obere Teil des Blattes abgeknickt.

gegossen. Man denkt, dies seyen erst die Rohbauten. Aber Verkleidungen sind in diesem Stile verpönt. Sogar Rohre und die neuen elektrischen Leitungen werden nicht verborgen. Man hält das für eine „ehrliche Architektur“. Dieser Stil soll sich schon seit hundert Jahren großer Beliebtheit erfreuen, was wirklich schwer zu verstehen ist. In den letzten Jahrzehnten hat man auch andere Materialien in der Baukunst eingesetzt, auffallend viel Glas und sogar Blech, das nicht rostet, und alle möglichen künstlichen Stoffe. Es sieht aber eines toter und unnatürlicher als das andere aus.

Und die Malerei? Sprechen wir von der Malerei!

Mit meiner neuen Arbeitgeberin, der Redacteurin von der Zeitung, kam ich neulich in ein Gespräch über die modernen Kunstbestrebungen; ich hatte danach gefragt, welche Entwicklung die Malerei inzwischen genommen habe.²⁰ „In der National-Galerie ist gerade eine Sonderausstellung zum Thema „Wege in die Abstraction“, sagte sie; „sonst hängen da hauptsächlich Bilder aus dem 19. Jahrhundert.“ Am nächsten Tag gingen wir durch den Lustgarten, der inzwischen mit prächtigen Tempeln im classischen Stil bebaut ist, und betraten den herrlichsten von ihnen. Wir schritten gleich zur Sonderausstellung vor.

Ich kann Ihnen sagen, selber nicht wenig verwundert gewesen zu sein, in welch rasantem Tempo sich die Malerei von einer Kunst, die Natur philosophisch anzuschauen, in eine Technik, mehr oder weniger originelle abstracte Ideen anschaulich zu machen, verwandelt hat. Zunächst hat man das sittlich-symbolische Moment, wodurch sich doch unsere gegenwärtigen Künstler wie Friedrich und Runge in so hohem Maße ausgezeichnet haben, schlichtweg unter den Tisch fallen lassen und an seine Stelle eine Philosophie des bloßen Sehens gesetzt. Gerade die Franzosen haben sich auf diesem an sich oberflächlich erscheinenden Gebiete in der zweiten Hälfte unseres 19. Jahrhunderts sehr hervorgethan, und man muß zugeben, daß dabey etliche virtuose „Schwerke“ zustande gekommen sind. Die Farben flimmern einem vor den Augen, aber dahinter soll man nichts suchen. Die Franzosen nennen das, wie mir die Redacteurin erklärte, „l’art pour l’art“.

Das erinnert mich an eine Passage in Kants „Kritik der Urtheilskraft“, da er von den „Zeichnungen á la grecque“ spricht und damit jene inhaltslosen Arabesken meint. Allerdings bezieht er dies ganz auf die Musik ohne Text.

Der Gedanke mit der Musik ist gar nicht abwegig, denn im weiteren haben etliche Maler die Abstraction von allem Inhalt und zuletzt sogar von der

20 Wie der Leser vielleicht schon bemerkt hat, müssen seit Schlössers letzter Unterhaltung mindestens mehrere Tage vergangen sein. Offenbar wachte Schlösser nicht mehr in jeder Nacht 1811 auf. Bedauerlich sind von daher gerade in diesem letzten Teil des Dokuments die mangelnden Datierungen der Unterhaltungen. Allerdings kann man aus den erwähnten Umständen schließen, dass sich die Unterhaltungen noch bis zum späten Winter 1812 hinziehen.

Naturanschauung dergestalt auf die Spitze getrieben, daß nurmehr einfache Farben und Formen ohne Gegenständlichkeit, wie in der Geometrie oder eben in den Tönen, übrig geblieben sind. Einige sollen sich dabey direct auf die Musik, andere auf unsere romantischen Maler berufen haben.

In der That muß ich gestehen, daß mir Friedrichs Kapuziner am Meer ziemlich kahl vorgekommen ist. Und hat nicht auch Runge in seinem Zeiten-Cyclus das Arabeskenhafte einigermaßen übertrieben? Da rutscht einem doch alles ins Willkürliche. Übrigens ist auch Goethe dieser Meinung. Gerade zu dem Rungeschen Cyclus schrieb er mir neulich, es sey ein tolles Zeug und zum Rasendwerden, weil es alles umfassen wolle und sich darüber ins Elementarische verliere. Da sey es kein Wunder, daß der arme Teufel schon hin sey. Wer so auf der Kippe stehe, müsse sterben oder verrückt werden.

Ja, Runge ging auf's Ganze, und zwar über das Elementarische, das ist wahr. Seine Arabesken sind eigentlich Hieroglyphen der Universalpoesie, so wie die Töne und Figuren in der Musik. Arnim ließ mich einmal einen Brief von Runge lesen, worin er ihm schrieb, er könne es nicht ertragen, einzelne Einfälle aufzuzeichnen, ohne daß sich unwillkürlich ein Ganzes bilde, womöglich das Ganze überhaupt.

Das hört sich nicht schlecht an, aber ich fürchte, da fehlt das Maß, Schlösser! Mit dem Ganzen läßt sich nicht fertig werden.

Runge ist wohl wirklich in dem unglücklichen Bewußtsein gestorben, nichts Ganzes vollbracht zu haben.

Ich sagte doch: Das Ganze ist zu viel für uns – und das Elementarische zu wenig. Doch das predigt man Euch Romantikern wohl umsonst. Und wie es scheint, werden auch die zukünftigen Epochen am Maßlosen Gefallen finden, und womöglich noch mehr als unsere Zeit. – Aber was Sie da über die künftige Musikalisierung aller Künste andeuteten, das leuchtet mir wohl ein. In der Musik geht es ja auch immerzu um's Ganze und um's Elementarische gleichzeitig. Wir würden aber eben deshalb rasend darüber werden, würden die Compositeure diesen Urgewalten nicht entschieden mit dem geregelten Maß auf allen Ebenen ihrer Kunst begegnen. Und dies gilt nicht nur für unsere Zelter und Reichards, sondern auch für höchste Genies wie Mozart. Freilich giebt es auch Abentheurer, die hart an die Grenze gehen, wie dieser Beethoven, auf den ihr Romantiker so große Stücke haltet. – Wie steht es nun mit dem Maß in der Zukunft, das ist doch die Frage. Mögen die Gemälde der Zukunft abstract sein, umso weniger werden sie aber der Form entrathen können!

Ich habe wohl Kunstwerke gesehen, in denen es so ist wie Sie fordern, habe aber insgesamt eher den Eindruck gewonnen, daß die Künstler der Zukunft nicht

allzu viel von Form und Maß oder Rhythmus, woran man sich festhalten könnte, wissen wollen. In dem Museum gab es Bilder, die mir geradewegs ungebremsst ins Chaos zu driften schienen, so daß mich unwillkürlich ein leises Grauen ergriff – und dazu ein starkes Heimweh. Ich seufzte tief und die Redacteurin sagte scherzend: „Ich glaube, Sie brauchen was zur Erholung. Woll’n wir uns noch was Romantisches ansehen?“ Das war denn ein wohlthuender Einfall.

Wir gingen in eine andere Etage des Tempels, und hier traf ich so manches Altbekannte, zumal etliche Gemälde von Schinkel, aber auch spätere Arbeiten von ihm, die ich noch nicht gesehen hatte. Besonders beeindruckte mich ein kleines Bild, das in seinem Colorit ein wenig an Friedrichs Landschaften gemahnt. Unter einem gemalten steinernen Bogen sieht man das abendliche Spreeufer bey Stralau. Der Vordergrund mit zwei still vor sich hin blasenden Hornisten und einem Schiffer, der aussieht wie Schinkel selbst und der den Kahn gerade vom Ufer ablegt, ist ganz schattig; aber am fernen Horizonte sieht man über der weiten Wasserfläche im Abendroth die Silhouette von Berlin. Ich fühlte mich stark hinübergezogen.

Recht schön. Aber lassen Sie uns noch mal auf die Musik kommen. – Wie steht es mit ihr in der neuen Zeit? Ich hörte, Sie haben auf Rügen einen sehr ansprechenden Quartettenabend erlebt.

Ja, das ist wahr. Aber gespielt wurden Werke aus unserer Zeit, wobey ich die excellente Ausführung nicht genug loben kann. – Was die zeitgenössische Musik betrifft, hört man nicht viel davon. Was man hört, ist eher eine Art eintöniger Singsang oder gar Lärm, den man gemeinhin für Musik ausgiebt. – Ich mag gar nicht darüber sprechen: Gestern abend verführte mich die Redacteurin zum Besuch eines Locals, das sich Disco nannte. Sie sagte zu mir: wenn ich den Stil der Zeit hautnah kennenlernen möchte, müsse ich mich unweigerlich in solch ein Disco-Local begeben. Da sie versprach mitzugehen, sagte ich zu, obwohl mir nichts Gutes schwante. Das Local war, gemessen an den sonst üblichen Lichtverhältnissen, ungewöhnlich schlecht erleuchtet. Schon am Eingange schlug mir ein ohrenbetäubender Krach entgegen, der die Musik sein sollte. Musiker sah man aber nicht, so daß ich annehme, der Lärm wurde wieder einmal von einem Computer erzeugt; Menschen wären auch gar nicht imstande, so etwas zu produciren. Offenbar handelte es sich um Tanzmusik; denn die allermeisten Menschen bewegten sich dicht gedrängt auf einer Tanzfläche, mehr oder weniger im Rhythmus, der aber eigentlich gar nicht recht zu erkennen war. Eher hatte ich den Eindruck eines monotonen, gewalttätigen und seelentötenden Mechanismus, etwa so, wie wenn man sich dem Stampfen einer Dampfmaschine in großer Nähe ausgesetzt sieht. Dazu wurde in einer Weise geschrien und gejault, wie man es sich nicht von Menschen, sondern eher von Hyänen vorstellt; glücklicherweise habe ich aber niemals in der Wirklichkeit eine Hyäne gehört.

Die neue Art zu tanzen hat alle Conventionen hinter sich gelassen. Es giebt nicht nur keine Gruppentänze mehr, auch unsere modernen Paartänze sind schon wieder aus der Mode gekommen, und jeder bewegt sich nach seinem gout allein auf der Fläche, ja man muß eher sagen: gebärdet sich wie wahnsinnig.

Meine Begleiterin forderte mich von sich aus auf mitzutanzten. Ich gab mir einen Ruck und versuchte es. Allein, ich erwies mich dazu als höchst ungeschickt, nicht nur weil mein rechter Arm steif herunterhing, sondern weil ich danach trachtete, mir mit dem linken beide Ohren zuzuhalten, zumal die Musik noch immer dröhnender wurde. Ich frage mich wirklich, wie diese Menschen das aushalten. Auch der Redacteurin schien es wenig anzuhaben und sie lachte mir aufmunternd zu, verfiel dann aber in ein unangenehmes Kichern, das mir auf einmal allen Muth raubte. Ich glaubte mich endlich in die Hölle versetzt und schrie, zu meinem eigenen Erschrecken, laut auf: „Ich will hier raus!“ Seltsamerweise fiel das gar nicht auf, weil ein solcher Lärm war. Die Redacteurin veränderte aber ihre Miene, hörte auf zu tanzen und führte mich am Arm hinaus. Mir war so übel, daß ich fürchtete, mich übergeben zu müssen, rang nach Luft und sprach eine Weile gar nichts, sie auch nicht. Endlich sagte ich leise: „Es thut mir leid. – Es hat keinen Zweck.“ Sie nickte enttäuscht, und wir verabschiedeten uns.

Lieber Herr Schlösser, ich bin, offen gestanden, erschüttert, hatte mir unter der zukünftigen Gesellschaft und ihrer Cultur etwas anderes vorgestellt. Sagen Sie: Wie können Sie sich in solch einer Welt überhaupt wohlfühlen?

Das habe ich mich auch gefragt.

Wissen Sie, so sehr ich das Alterthum liebe, leben möchte ich im Ernste nicht unter den Griechen. Ich müßte fürchten, in der Anschauung des Gemeinen die Idee des Edlen und Erhabenen zu verlieren. Nur aus der Ferne, nur als vergangen darf das Alterthum mir erscheinen. Und so wird es auch mit Ihrer schönen neuen Welt der Zukunft sein. Sie taugt nur zum Vorstellen, nicht zum Leben, wie Sie selber sehen. Darum nehmen Sie Ihre freiheitliche Kraft zusammen und kommen Sie zurück zu uns! Hier haben Sie Ihren Platz, von dem aus Sie Ihr Dasein weiter entwickeln können. Und wir haben auch die Ohren für Ihren Roman, den Sie wirklich vollenden sollen. In der neuen Welt wird Ihre Stimme ohne Resonanz verhallen. Das ist doch evident.

Ich danke Ihnen für Ihre Antheilnahme, Excellenz, ich will darüber nachdenken.

Denken Sie, und dann handeln Sie, und alles wird ein gutes Ende nehmen, wenn schon nicht für die Menschheit, so doch wenigstens für Sie.

Herrn Wohlgeb. Adam Heinrich Müller
wohnhaft zu Wien im Palais des Erzherzogs Maximilian von Este ?

Berlin, den 18. November 1811

Lieber Müller!

Ich danke bestens für die Grüße, die Herr von Humboldt mir ausgerichtet hat. Wie befinden Sie sich inzwischen in Wien? Ist Ihnen die dortige Sphäre gemäßer? Verkehren Sie auch mit Schlegel oder direct höheren Orths, mit Gentz oder gar mit Metternich persönlich? Können Sie etwas bewirken? Man hört hier von einem künftigen Kriege gegen Rußland. Wird der in den österreichischen Ländern auch befürchtet?

Ich war einige Zeit an die Ostsee verreist. Inzwischen giebt es hier im 21. Jahrhundert beträchtliche politische Turbulenzen, sehr unbehaglicher Art. – Wir sprachen zuletzt von der Entwicklung des Kapitalismus und ob er nach dem Untergang des Sozialismus den endgültigen Sieg davon getragen. Was sich in diesen Tagen hier abspielt, mag vielleicht eine Antwort darauf sein.

Der Anlaß ist ein kriegerischer Konflikt zwischen dem jüdischen Staat Israel, den es seit etwa 80 Jahren wieder giebt! und Persien, das sich aber inzwischen Iran nennt. Ja, die Zeiten, da die israelitischen Propheten dem Großkönig von Persien wegen der Befreiung aus der baylonischen Gefangenschaft Preislieder sangen, sind lange vorbei, sehr lange. Der neue jüdische Staat muß sich über Jahrzehnte in feindschaftliche Auseinandersetzungen mit allen anderen Staaten der Region und mit der eigenen arabischen Bevölkerung verbissen und schließlich sogar militairische Ziele im Iran angegriffen haben. Die Perser hatten aber von langer Hand aufgerüstet und haben nun blitzschnell die israelitische Stadt Tel Aviv mit einer jener verderblichen Atombomben bombardirt, wie sie seit langem nicht mehr nur im Besitze der Amerikaner sind.

Mit dieser Katastrophe nicht genug! Sie hat im ganzen Mittelmeerraum eine Völkerwanderung ausgelöst, wie sie in Europa seit anderthalb Jahrtausenden nicht gesehen ward. Der Grund dafür lag nicht so sehr in der überschaubaren Zahl der israelitischen Flüchtlinge, als in der chaotischen Situation, die in Griechenland, Italien bis nach Spanien „die Dämme brechen“ ließ, wie es heißt. Es wurden in diesen Ländern nämlich mit immer größerem civilen und militairischen Aufwand seit Jahrzehnten Menschen aus Asien und Afrika abgewehrt, die, von den Auswüchsen des Kapitalismus und den problematischen Klimaveränderungen in eine verzweifelte Lage gebracht, ihr Heil nur noch in einer Auswanderung ins gelobte Land Europa sahen. Sie müssen aber wissen, daß es sich durch die heillose Übervölkerung dieser Kontinente nicht blos um Tausende, sondern um Millionen handelt.

In Deutschland und anderen Ländern der Europäischen Union ist nun bey den Regierungen und im Volke ein großer Streit entfacht, ob man die Flüchtlinge

weiter mit allen Mitteln abwehren oder aufnehmen solle. Ich nahm mit meiner Bekannten Franziska Stern, bevor sie nach Amerika zu einem Vortrag flog, an einer „Demonstration“ für die geordnete Integration der Ausländer theil, weil alles andere zu einem blutigen Gemetzel wie zu Attilas Zeiten führen muß, mit anderen Worten: zu einem Rückfall in die finsterste Barbarey. Diese Demonstration von mehreren tausend Bürgern zog als eine Art Prozession Unter den Linden vom Schloß bis zum Reichstag außerhalb des Brandenburger Tores, da wo früher der Exercierplatz war. Statt Fahnen wurden große Stoffbänder mit Aufschriften getragen, sogenannte Transparente. Franzi und ich gingen unter einem Transparent mit der Aufschrift: „Menschlichkeit statt Mordgesetze!“ Die ausländerfeindliche Partey sah aber ihre große Stunde gekommen und hatte eine Gegendemonstration organisirt, in der sie mit menschenverachtenden Parolen an den Egoismus der Volksmassen appellirt und den Zusammenbruch der kapitalistischen Gesellschaftsordnung perhorrescirt. Um die Situation nicht escaliren zu lassen, hatte der Berliner Stadtrath verordnet, daß beide Demonstrationen in getrennten Stadtteilen stattzufinden haben. Etliche der Ausländerfeinde hielten sich aber zuletzt nicht daran und drangen bis zu uns hinter dem Reichstag durch.

In dem Wirrwarr erblickte Franzi übrigens auf der gegenüberliegenden Straßenseite, durch die strömenden Menschenmassen von uns getrennt, unsere neuen Freunde von der Ostsee, Anette und den alten Josef, den sie offenbar überzeugt hatte, auch an der Demonstration theilzunehmen. Wir riefen hinüber. Sie hörten uns auch, aber wir kamen durch den noch immer mehr anschwellenden Menschenstrom nicht zueinander und mußten uns auf's Zuwinken beschränken.

Die Polizei, die in mehreren Hundertschaften aufgezogen war, schien mit der chaotischen Situation überfordert zu sein, und es kam zu einer regelrechten Prügelschlacht zwischen den Parteyen und den Polizisten obendrein, die beide Seiten auseinander zu bringen versuchten. Der Athem stand mir still vor Entsetzen über diese rohe Umgangsart unter den Berliner Bürgern; mir war, als entzöge sich der Boden unter meinen Füßen, und ich begann zu zittern, ähnlich wie an jenem ersten Tage vor dem Berliner Schloß. Dabei fielen mir ganz unwillkürlich die Worte aus dem Munde: „Ich will nach Haus!“ Es muß sehr jämmerlich geklungen haben, denn Franzi schaute mich mit einem gewissen kalten Entsetzen an und zog mich vom Orth des Geschehens weg in einen Hauseingang. Während wir dort eine Weile verharrten, wurde mir plötzlich klar, daß gerade hier früher meine Wohnung gelegen haben mußte. Nur nützte mir das jezt nichts. Franzi war aber eigenartig still geworden, was mich endlich selber zur Ruhe brachte. Währenddessen trieb die Polizei alles auseinander und nahm etliche Demonstranten gefangen. Wir mußten sehen, daß wir nach Hause kamen, das heißt: in Franzis Wohnung.

Das Ganze hat leider zu nichts anderem geführt, als daß die Staatsregierung jezt Notstandsverordnungen erlassen hat, worunter auch ein Versammlungsverbot, ein Einreiseverbot und eine Censur des Internets und

anderer Medien gehören. Nach Italien hat man Kampfflugzeuge geschickt, um die italiänische Armee in ihrem Abwehrkampf gegen die afrikanischen Volksmassen zu unterstützen. Da diese aber ihrerseits nicht als Armee vorrücken, dürfte diese Maßnahme auch militairisch keinen Sinn haben. Die Grenzen, besonders in Süddeutschland, werden um so strenger vom Militair bewacht. Trotz der Censur ist durchgesickert, daß man sich an den Grenzen wappnet, nicht nur einzelne Eindringlinge abzuwehren, sondern schlimmstenfalls ganze Volksmassen, wobey eine Art von Strahlenkanonen zum Einsatz kommen soll, die die Beschoßenen nicht sogleich tötet, sondern ihrer Sinne berauben und ohnmächtig zu Boden sinken läßt. Man nennt dies eine „humane Abwehr“. Selbst von den Befürwortern dieses Vorgehens wird aber eingeräumt, daß sich diese Strategie nicht allzu lange durchhalten ließe. Viele befürchten darum die Wut und Rache der Eindringlinge und sehen Gewaltthaten und Plünderungen entgegen, mit denen verglichen der Wandaleneinfall oder der sacco di Roma nur ein Kinderspiel war. Darum räth der harte Flügel der Kriegspartey dazu, statt der Strahlenkanonen besser gleich echte Geschütze zu verwenden und die Eindringlinge zu vernichten „wie Ungeziefer“, am besten von der Luft aus.

Währenddessen wird auch die Lage im Innern immer angespannter. Von den zahlreichen Ausländern, die im Staate leben, sieht man in letzter Zeit kaum welche auf den Straßen, da sie Ausschreitungen gegen sie befürchten. Thatsächlich wird die instabile Lage, auch durch den Abzug vieler Polizisten an die Grenzen, bereits von Banden ausgenutzt, die Überfälle und Raubzüge unternehmen. Die Polizei ist mit diesen Vorfällen immer mehr überfordert und sehr nerveux. Die Identitätschips der Personen werden ständig kontrollirt. Ich selber traue mich auch deshalb immer weniger auf die Straße, da ich nur einen vorläufigen Identitätschip habe und unsicher bin, wie mit solchen Menschen verfahren wird. Womöglich droht mir eine Ausweisung in ein noch chaotischeres Land.

Das Schlimmste aber, lieber Müller, ist die kaum noch erträgliche Einsamkeit, da ich hier niemanden habe, mit dem ich meine Sorgen theilen könnte. Meine Bekannte sitzt in den Vereinigten Staaten von Amerika fest und kann zur Zeit nicht zurückreisen, da der Flugverkehr weitgehend lahmgelegt worden ist. Wenigstens stehen wir über das Internet in Verbindung. In meiner Rathlosigkeit fällt mir nichts besseres ein, als mich täglich in meinen Roman zu stürzen und daran weiterzuspinnen; dort geht es wesentlich angenehmer zu als in dieser Gegenwart hier.

Seyen sie froh, lieber Müller, daß Sie es 1811 nur mit dem napoleonischen Durcheinander Europas zu thun haben, und das immerhin nun schon etliche Monate ohne Krieg. Möge dieser, allen bösen Gerüchten zum Trotz, ausbleiben und mögen Sie in Wien gedeihlichen Zeiten entgegensehen!

Bis auf weiteres verbleibe ich mit besten Grüßen

Ihr Fritz Schlösser

* * *

Es ist gut, lieber Kleist, daß Sie mich auch einmal besuchen. Ich habe eben gestern einen Brief an Ihren Freund Adam Müller geschrieben, bin mir aber nicht sicher, ob die Adresse richtig ist. Sie werden mir da gewiß weiterhelfen können und den Brief auf den Weg bringen. Wenn Sie wollen, lesen Sie ihn selbst. Er schildert meine nicht gerade zu beneidende Lage.

—

Das läuft auf consequente Verzweiflung hinaus. Man könnte ein kolossalisches Drama daraus machen.

Danach steht mir nicht gerade der Sinn. In meinem Roman suche ich, ehrlich gesagt, eher die Flucht.

Das taugt nichts. Man muß sich umwenden und auf die Wirklichkeit zugehen, dergestalt daß man darin untergeht. Sonst ist alles noch verlogener als ohnehin schon.

Meinen Sie so ein Zugehen wie in Ihrer Hermannsschlacht oder in Penthesilea?

Noch mehr, noch dichter, Schlösser. Auch die Hermannsschlacht ist noch nicht unbedingt genug.

Ich dünke, es reicht schon. Worauf wollen Sie denn nur hinaus, Kleist?

Auf ein ehrliches Ende, worauf sonst! Ich glaube, wir verthun unser Leben mit Ablenkungen. Indem wir den Tod ignoriren, wird alles zur Farce.

Aber den Tod immerzu vor Augen zu haben, kann man damit glücklich werden?

Ha, Schlösser, gerade so, sage ich Ihnen. – Ein „glückliches Leben“ – was ist das? Schlaraffenland? Schon der Gedanke daran ekelt mich. – Früher, bevor mich „zum Manne geschmiedet die allmächtige Zeit und das ewige Schicksal“, früher, da ich ein Kind war, schrieb ich selbst einen altklugen „Aufsatz, den sichern Weg des Glücks zu finden und ungestört, auch unter den größten Drangsalen des Lebens, ihn zu genießen“.

Und zu welchen Schlüssen sind Sie in diesem Aufsätze gelangt?

Ach, daß man durch Reichthum und Ehren nicht glücklich werde und dergleichen Gemeinplätze mehr, die ohnehin jedes Kind weiß.

Und wodurch wird man glücklich?

Ich schrieb: durch Tugend. Aber was heißt das? Ich schrieb, es sey öde und traurig zu hassen, und süß und freudig zu lieben und zu trauen. Aber die Wirklichkeit hat mich von solchem Idealismus curirt. Tugend ist, zu lieben und zu hassen, so wie es die wirklichen Verhältnisse gebieten und nicht, über alles eine süße Humanitätssauce zu gießen, wie es sowohl in Weimar als auch in Jena Schule gemacht hat.

Wollen Sie damit sagen, daß der classischen wie der romantischen Weltsicht Constructionen zugrunde liegen, die uns in die Irre führen?

Ebendies! Constructionen! Tugend ist die Überschreitung aller Constructionen.

Aber wie sollte das möglich sein? Sie wissen doch selbst, daß es nicht geht, jedenfalls nicht mehr, seit wir Kant gelesen haben. Clemens hat mir anvertraut, wie Sie oftmals gestöhnt unter Kants Einsicht, daß wir, ohne es zu merken, die ganze Wirklichkeit womöglich durch eine grüne Brille sehen und somit gar nicht anders können als fortwährend zu construiren, sey es als Dichtung oder als Leben. Und Fichte hat doch in seiner Wissenschaftslehre die Consequenzen daraus gezogen und gezeigt, daß am Ende nichts sicher existirt als allein das Ich mit seinen Constructionen.

Glauben Sie das selbst, Schlösser? – Es ist wahr, daß mir solche Philosopheme das Leben vergällt haben. Dem Intellect mögen sie auch ganz unumgänglich erscheinen. Aber ich sage Ihnen: wirklicher als alle unsere distancirten Reflexionen und logischen Gedankenspiele ist eines: das Gefühl. Und ich meine damit nicht jene larmoyante Sentimentalität, in die man die Menschheit nun schon seit zwei Generationen einlullt, vielmehr das Gefühl des Unbedingten, des Unabweisbaren, das absolute Gefühl, das uns und die Welt beherrscht, ja das die Welt ist! Denn Gefühl ist alles, und ein Draußen giebt es nicht.

Sollten Sie da thatsächlich mit Clemens übereinstimmen? Er hat mir schon immer gesagt, es sey nicht wesentlich, wie die Wirklichkeit sey, sondern wie man sie fühle.

Nein Schlösser, ich stimme nicht mit Brentano überein und auch nicht mit sonst einem von Euch, nicht einmal mit Göthe. Der weiß zwar, daß das Leben eine Ungeheuerlichkeit ist, aber er läßt es nicht mehr an sich heran; und so wird alles immer mehr gemäßigt und stilisiert und entwirkllicht. Und Brentano macht es auf seine Weise noch schlimmer und ist immer auf der Flucht vor der Wirklichkeit. Es kömmt aber darauf an, sich umzuwenden und ihr ins Gesicht

zu sehen, dergestalt daß man sie erkennt und in ihr aufgeht, gleichviel ob sie herrlich oder gräßlich aussieht.

Und Sie glauben, daß ausgerechnet die Dichtung, die Platon für eine Verdünnung der Wirklichkeit gehalten, derselben gerecht werden kann?

Es ist nur die Frage, was man aus der Sprache macht. Sie kann als eine Kunst zu lügen mißbraucht werden oder als eine Kunst, die Wirklichkeit bis zum Unbedingten zu verdichten. Aischylos war jedenfalls kein Lügner.

Ich hörte, Sie haben während meiner Abwesenheit eine zweite Sammlung von Erzählungen herausgegeben. Sind darin Stücke, die das Unbedingte zur Sprache bringen?

Hören sie auf, Schlösser, ich mag davon nichts hören. Mit so einem Prosageschreibe geht die Kunst nach Brot. Es ist eine Zumuthung für einen, dem die Worte in die Gegenwart entbrechen wollen. – Aber manchmal zweifle ich selbst, ob sogar die Tragödie hinreiche, das Unbedingte auszusprechen. Dann kömmt mir vor, die Sprache sey mein Gefängnis und ich zerre vergeblich an seinen Gitterstäben. – Vielleicht bleibt am Ende nichts als die Musik, uns zu befreien.

Musik?

Ja Musik! Ich habe länger darauf gedacht, einmal ein Jahr nichts mehr zu dichten und mich nur noch der Musik zu widmen.

Auf der Flöte und dem Klarinet?

Nicht nur dort; ich meine die ganze Musik. Ich habe schon lange das Gefühl, daß diese Kunst die Wurzel und der Schlüssel aller übrigen sey, ihre algebraische Formel so zu reden. Sie ist allgemein, dergestalt daß sie alles Kleben an den Gegenständen abstreift und uns ins Unermeßliche, ins Absolute führt.

Das sind hohe Erwartungen an eine Kunst, die viele für ein leeres Geklinge halten. Doch ich ahne wohl, worauf Sie hinaus wollen. Tieck hat mir vor Jahren Ähnliches gesprochen, und Hoffmann hat dergleichen auch in seiner Rezension über Beethovens Symphonie aus c-Moll geschrieben. – Ich glaube, Sie sollten sich an diesen Beethoven anschließen. Bettine erzählte mir öfters von ihm. Sie hat Beethoven in Wien ihre Aufwartung gemacht, so nach ihrer stürmischen Art, und ist ganz enthusiastisch von seinem Feuergeist, wie sie sagt, er offenbar auch von ihr und hat sie angeblich wie eine alte Vertraute ans Herz gedrückt. Trotzdem ist Bettine eifersüchtig auf ihre Schwägerin Antonia, die alle Tage mit

Beethoven umgehe und – obschon er fast ganz taub ist – mit ihm Klavier spiele (und wer weiß was sonst noch)²¹. Und doch habe diese Antonia ihr gesagt, selbst Beethoven verzweifelte manches Mal an seiner Kraft, das, was der Geist in ihm rede, ganz in Tönen auszudrücken.

Auch der? Den Umweg über Wien werd' ich mir wohl sparen können.

Ich weiß nicht, ob es gut ist, sich Umwege zu sparen, Kleist. Die allzu geraden Wege führen bald in die Einsamkeit.

Ja, das thun sie, wie bey Friedrich. Vor seinem Mönch am Meer, wo nichts ist als diese Öde in Strand, Meer und Himmel, da ist es mir endgültig bewußt geworden, da ward ich selbst zu jenem Kapuziner.

Müssen wir denn radical an diese Grenze vorstoßen? Wie Friedrich oder gar wie Hölderlin? Der hat auch nicht rechts noch links gesehen. Und wo ist er jetzt?

Er ist verbrannt, ja Schlösser. Aber ich sage Ihnen: besser flammend aufzubrennen als hinter dem Ofen die Zeit zu versitzen! Und diese unsre Zeit ist, wie wohl wenige zuvor, eine Zeit des Verbrennens, das fühle ich und wenigstens einige mit mir. Müller ist so ein Unbedingter, der sich verbrennt. Auch wenn wir uns oftmals gestritten und einmal beynahe duellirt haben, ist mir seit seinem Abgange nach Wien alle Tage das Leben schwerer geworden, die Luft zum Athmen dünner. – Und Arndt. Er hat mich neulich incognito von Stockholm besucht und mir zu meiner Hermannsschlacht gratulirt. Und er wollte nicht alle jene Passagen gestrichen wissen, die viele von Euch Zartfühlenden für zu roh halten! Er versteht, daß Haß wie Liebe, beide nahe der Wirklichkeit stehen und sprach gegen alle Harmonisten vom Schlage Schleiermachers oder Kosegartens das Wort aus der Apocalypse: „O wärest du doch warm oder kalt! Da du aber lau bist, will ich dich ausspeien aus meinem Munde!“ Nur von dieser Position aus, Schlösser, werden wir die Franzosen endlich aus dem Land treiben können. Fast glaube ich, Arndt werde mich mit seinen herrlichen Haßgesängen, die er für den großen Sturm vorbereitet, noch übertreffen. Dichterisch taugen sie nicht allzu viel; aber sie können ein ganzes Volk in Brand setzen, ja in Brand setzen und dadurch zusammenschweißen. „Feuer auf die Erde zu werfen, bin ich gekommen; und wie wollte ich, daß es schon brennte!“ Darüber könnten unsere saturirten Herren Theologen ruhig öfter mal predigen. – Jesus von Nazareth, das wäre eigentlich auch ein großer Tragödienstoff. Wo sonst auf der Welt wäre so viel Unbedingtes gewesen als in dem „Wort, das bey Gott war“?! „Aber die Welt hat es nicht erkannt“ und ist auch nach zweitausend Jahren noch nicht reif dafür – und die Theologen schon gleich gar nicht.

21 Diese leichtfertige Nebenbemerkung in Klammern möchte der Herausgeber gerne streichen, aber er sieht sich nicht dazu befugt.

Da mögen Sie Recht haben. Selbst Schleiermacher ist der Ansicht, daß die theologischen Wissenschaften größtentheils von solchen betrieben werden, die selber gar keinen religiösen Sinn haben. Das zeigt sich schon daran, daß die Theologen sich weniger an Enthusiasten wie Christus halten als an Menschen, die selber Theologen sind, wie Paulus oder Augustinus oder Thomas ab Aquino; da bleibt die Welt doch principiell in ihrer alten Ordnung. Und kommt ein Spinoza daher, der daran rüttelt, so wird er gleich verteufelt von allen Seiten, und das hundert Jahre und länger.

Und doch, lieber Kleist, mögte ich fragen, ob denn das Unbedingte ein Brand sein muß? Wie kalt ist doch Spinoza in seiner geometrischen Methode, wie sanft Schleiermacher oder Kosegarten! Und scheint nicht gleichwohl das Unendliche und Unbedingte allenthalben durch?! – Und weiter: kann man den Franzosen nicht auch widerstehen, ohne sie zu hassen? Wie sollen wir uns sonst jemals wieder mit ihnen versöhnen können? Ist der Preis des Hasses nicht zu hoch?

Nur Krämer und Philister sprechen von Preisen. An uns ist, dem Gebot des Augenblicks Folge zu leisten.

Mich schaudert vor diesem Augenblick, wenn ich an ein Flugblatt denke mit dem Titel „Germania an ihre Kinder“. Sie wissen, wovon ich rede. Der Druck des Gedichtes soll von Arndt veranlaßt worden, Sie aber sollen der Verfasser sein:

„...Schlagt sie tot. Das Weltgericht
Fragt euch nach den Gründen nicht!...“

Versinken Sie nicht ganz und gar im Hasse, Kleist?

Schlösser, Sie verstehn mich nicht. Ich bin nicht so bornirt, die Franzosen zu hassen, bloß weil sie Franzosen sind. Es könnte auch ein andres Volk sein, das das Schicksal in diese fatale hassenswerthe Lage gebracht haben möchte. Nun sind es aber die Franzosen. Und dem Hasse standzuhalten, hat auch seine Größe. Da ist niemand zu bedauern. Ich versinke nicht im Hasse; ich werde nur der Wirklichkeit gerecht. In Zeiten der Unterdrückung muß man sich, gerade auch als Dichter, mit seinem ganzen Gewicht und ohne irgendwelche Rücksichten in die Waage der Zeit werfen.

Außerdem sollen Sie wissen: mein Haß ist nicht größer als meine Liebe, seit ich auf eine Frau getroffen bin, mit der mich endlich ein Unbedingtes verbindet, eine Liebe ohne Vorbehalt, eine Liebe ohne Rücksichten, eine Liebe bis in den Tod! Ja, darum geht es, Schlösser: sich aufzuopfern, ganz für das, was man liebt, in Grund und Boden zu gehen, einen Abgrund tief genug zu finden, um sich mit ihm hinabzustürzen: das Seligste, was sich auf Erden erdenken läßt.

Kleist, es macht mir fast mehr Angst, wie Sie von der Liebe reden als wie vom Haß.

Vielleicht weil Sie selber nicht zu solcher Liebe taugen und doch fühlen, daß es so sein müßte? – Ich hörte, Sie zappeln schon seit Monaten zwischen zwei Wirklichkeiten herum. – wie Hölderlin von den Deutschen klagt: „thatenarm und gedankenvoll“. Halten Sie das für Tugend?!

Meine Gefühle sind nicht so unbedingt wie die Ihren, Kleist. Wären sie es, würde es mir wohl nicht an Muth fehlen, mich für eine Welt zu entscheiden.

Umgekehrt, Schlösser, umgekehrt: Weil es Ihnen an Muth fehlt, darum sind Ihre Gefühle nicht unbedingt.

Was würden Sie wohl in meiner Lage machen?

Schlösser, das ist keine Frage. Sie lieben eine Frau und leben mit ihr in einer Welt, die dem prächtigsten Untergang entgegensieht. Da darf man sich nur hineinstürzen und alles ist am rechten Orth.

Sie verwirren mich mit Ihren paradoxen Reden, aus denen ich immer weniger klug werde. Überhaupt überrascht mich Ihre Verfassung, ihr katastrophaler Enthusiasmus, wenn ich so sagen darf. Ich hatte gedacht, Sie eher niedergedrückt zu finden, gerade jetzt, da der König, wie ich höre, Sie in demselben Augenblicke zu seinem Adjutanten machen will, in dem er sich anschicken muß, an diesem verderblichen Rußlandfeldzug als Alliierter des Korsen theilzunehmen. Ich dachte, das müsse Sie zerreißen.

Ja, zerreißen, Schlösser. Das thut es auch. Aber sanften Gemüthern wie dem Ihren schwant nicht das Herrliche, das darin liegt, vom Schicksal zerrissen zu werden, wie Orpheus von den Mänaden und wie sein Gott, zu dem er flehte, selbst, Apollon nicht, Dionysos, Dionysos Zagreus, der Zerreißende und selbst Zerrissene!

Kleist, Sie erschrecken mich. Wollen sie solch ein Orpheus werden, solch ein Dionysos?

Nicht was ich werden will, ist von Belang, nein, was ich bin – und ob ich fähig, dies Geschick zu tragen und endlich, endlich nicht mehr vor ihm auszuweichen.

Was kann ein schwacher Mensch wie ich in dieser Lage noch für Sie thun?

Es ist nicht mehr von Nöthen, Schlösser. Ich kam auch nicht zu Ihnen, um mich trösten und ermuthigen zu lassen, eher umgekehrt: ich wollte Sie ermuthigen,

dem Starken nicht mehr auszuweichen. – Und Abschiednehmen will ich, ja; denn das Ende ist nah.

Daß wir die Wirklichkeit finden, die uns sucht und uns von aller Täuschung befreit!

Ich kann Ihnen nichts anderes wünschen, ob wir leben oder sterben.

* * *

Ach Gott, Schlösser, ich muß Ihnen eine traurige Nachricht bringen.

Ich weiß schon, Schleier: Kleist hat sich umgebracht.

Und seine Geliebte dazu, erschossen am Wannsee. Woher wissen Sie das? War schon jemand hier?

Er selbst doch vorgestern, und ließ mir keine Hoffnung mehr, daß es anders kommen könnte.²²

Bedrückend, es so lange kommen zu sehen und nichts dagegen thun zu können.

Er ist befreit. Nach allem, was er mir sagte, war ihm die ganze Welt immer mehr ein Gefängnis geworden, zuletzt sogar die Sprache. Als einziger Ausweg bleibe nur noch die Musik. Aber er hat von diesem Ausweg keinen Gebrauch mehr gemacht.

Vielleicht doch. Eine seiner letzten Erzählungen handelt von der heiligen Cäcilie oder von der „Gewalt der Musik“. Es wird darin geschildert, wie in dem 16. Jahrhundert eine Rote von Bilderstürmern durch das Anhören einer musikalischen Messe, die von der heiligen Cäcilie in Gestalt einer Nonne soll dirigiert worden sein, zum wahren Glauben bekehrt wurde. Die Verwandten gebärdeten sich danach aber wie verzückte Wahnsinnige, da sie eigentlich schon in ein transcendentes Leben hinübergegangen.

Das können Sie als Calviner doch wohl kaum ernst nehmen, und Kleist selber auch nicht.

22 Kleist tötete sich und seine Geliebte Henriette Vogel am 21.11.1811. Noch an diesem Tag scheint auch das Gespräch zwischen Schlösser und Schleiermacher stattgefunden zu haben. Das vorige Gespräch mit Kleist fiel somit auf den 19.11. Kleists darin gemachte Bemerkungen über die Liebe sind zum Teil genau so formuliert wie in seinem Abschiedsbrief an Marie von Kleist, der ebenfalls am 19. geschrieben wurde. Dem folgte noch ein weiterer vom Todestage, in dem Kleist seiner früheren Geliebten vorhält, sie habe nie mit ihm sterben wollen, sein Leben sey „das allerqualvollste, das je ein Mensch geführt hat“, aber jetzt angesichts des Todes habe ihn „ein Strudel von nie empfundener Seligkeit“ ergriffen.

Lassen Sie doch diese Abgrenzungen, Schlösser. Zuletzt entscheidet nur das Gefühl. Kleist selbst hat sich auch über die Grenzen hinweggesetzt. Er schrieb nämlich als Protestant die katholische Erzählung zur evangelischen Taufe von Cäcilie Müller, der Tochter seines katholischen Freundes Adam Müller. Ich habe nichts darwider, weder gegen die Taufe noch gegen die Erzählung. Kleist fühlte die transcendirende Kraft der Musik, die ihn als ein wunderbarer himmlischer Trost hinüberzog in die ewige Harmonie. So erscheint mir sein Übergang, gleich dem Wunder mit der heiligen Cäcilie, schrecklich und herrlich zugleich.

Ja, wissen Sie, ich habe in letzter Zeit noch einmal Brentanos Godwi gelesen – Tieck hat mich darauf gebracht –, und da habe ich mich nach Kleists Besuch an einen Satz Marias erinnert, in dem er von einem Gefühl der Vernichtung spricht, mit dem ihn die Musik erfülle. Vielleicht stand Kleist Brentano nicht so fern wie er dachte und suchte auch dieses Gefühl der Vernichtung in der Musik, und der Tod war sein Ausweg in die Harmonie, die er in dieser Welt nicht finden konnte, noch viel weniger als wir alle, die wir uns von einem Fuß auf den andern tretend durchretten. Für Kleist gab es nirgends einen Orth mehr, wo er auftreten konnte.²³ Er mußte davonstürmen und fliegen, indem er seine Erdschwere zu Grunde richtete.

Aber was ist an uns, Schleier? Sie mögen für sich das Rechte gefunden haben, als Gelehrter wie als Gatte und Familienvater. Und selbst da, wo Sie an Grenzen stoßen, hilft Ihnen Ihre Dialektik wieder von der Stelle. Ich weiß aber nicht mehr, wie ich die Widersprüche meiner Existenz vermitteln soll, wo mein reales Leben aufhört und mein fictives anfängt. Seit Wochen grüble ich darüber, was für mich die wahre Lösung wäre.

Lieber Schlösser, ich glaube, ich verstehe Ihre Schwierigkeiten; aber lösen können Sie sie nur selber. – Wohin geht denn Ihr Gefühl?

Das weiß ich eben nicht. Ich fürchte, ich habe durch die Spaltung in der Zeit meine Mitte verloren und kann sie nicht wieder finden. Als Humboldt mich besuchte und ich ihm davon sprach, in welcher Gesellschaft ich 2030 lebe, forderte er mich mit Bestimmtheit auf, zurückzukehren in die Welt, in der ich zu Hause bin und in die ich gehöre. Kleist sprach gerade das Gegentheil. Ich solle auf das Unbedingte zugehen, das immer vor uns liege, und nicht zurückschauen, gleichgiltig gegen das, was Glück verheiße.

Die Frage ist, wo Sie wahrer Sie selbst sind, wo Sie als Ganzer leben können.

23 Seltsamerweise verwendet Christa Wolf in ihrer berühmten Erzählung „Kein Ort. Nirgends“ eine ganz ähnliche Formulierung, um Kleists Seelenzustand zusammenzufassen. Ob sie aber um 1970 Einblick in diese Dokumente der Stiftung Preußischer Kulturbesitz hatte, ist mir unbekannt.

Das Ganze sey zu groß für uns, sagte mir Jette Herz, das habe selbst Menschen wie Schlegel überfordert; ich müsse mich auf Eines concentriren und diese Wirklichkeit fest ins Auge fassen. Doch Tieck hatte mich auf eine ganz andere Fährte gesetzt, indem er sagte, alles auf Erden sey Spaß und man müsse die Dinge ganz locker betrachten und gewissermaßen als lustige Person jongliren. Und mir will fast scheinen, er hat Recht. Mein Leben und Tun kommt mir selber immer mehr wie ein comischer Roman vor, so unwircklich, daß es zum Lachen ist, leider nur nicht für mich selbst.

Verzeihen Sie. Jezt muß ich auch lachen über Ihre comische Tragödie. Darin hat Tieck wohl Recht, daß Sie sich zu sehr anstrengen, lieber Schlösser. Sie werden diese Dinge auch nicht in abstracto klären können. Gehen Sie lieber auf die concreten Verhältnisse zu – es muß ja nicht gleich das Unbedingte sein – bis Ihnen die nothwendigen Entscheidungen wie reife Früchte in den Schoß fallen.

Apropos! Wie steht es denn eigentlich zur Zeit mit Ihren concreten Verhältnissen im Jahre 2030?

Nicht zu best. Die äußern Dinge werden immer verworrener und bedrückender. In den News höre und sehe ich Schreckliches, vor allem aus Südeuropa und der Alpenregion. Der aufgebaute „Schutzwall“ hält wohl einstweilen stand; es sollen aber etliche Einwanderer schon durchgedrungen sein, andere betäubt oder tot daliegen. Im vorderen Orient ist es nicht bey dem bilateralen Kriege zwischen Israel und Iran geblieben und auch nicht bey einer Atombombe. Viele fürchten schon eine lebensbedrohliche Verseuchung der ganzen Erdatmosphäre durch diese Bombe. Zu allem Überfluß habe ich gestern auch von mehreren Naturkatastrophen gehört. Ein dicht bevölkerter Staat in Südasien namens Bangladesch soll fast ganz unter Wasser stehen und viele Millionen Menschen vom Ertrinken bedroht sein. Die Welt ist ein Hexenkessel geworden. Und alle schreien wild durcheinander und fordern das Beste für sich.

Entsetzlich! Und nun stehen Sie ganz allein in diesem Chaos?

Ich fürchte: ja. Franzi ist immer noch in den U.S.A. Der Flugverkehr ist in der Krise bis jezt zwar nicht völlig zusammengebrochen, aber eingeschränkt. Und Franzi hat bisher keine Möglichkeit zum Rückflug. – Ich bin mir jedoch, offen gestanden, nicht mehr so sicher, ob sie überhaupt zurückkehren will.

Aber Schlösser! Sie wird Sie doch nicht einfach im Stich lassen. – Oder ist da noch was vorgefallen?

Ich hatte gleich in ihren ersten Mittheilungen über das Internet den Eindruck, daß Franzi sich mit ihren Kollegen bey der Kosegarten-Tagung ausgesprochen wohl fühlt, besonders aber mit einem. Ich will nichts unterstellen, aber es sieht danach aus. Und dann hat sie nicht gerade verständnisvoll reagiert, als ich ihr von

meiner Bekanntschaft mit der Zeitungsredacteurin erzählte. Daß damit nun Schluß ist, nach unserm Besuch in dieser Disco, hält sie offenbar für unglaublich, auch wenn sie das nicht so direct sagt. Jedenfalls spüre ich auf ihrer Seite eine wachsende Reservirtheit, die mich selbst mehr und mehr unsicher macht.

Lieber Freund, ich will Ihnen etwas im Vertrauen erzählen, was Ihnen vielleicht weiterhilft. – Aber zuvor möchte ich Sie fragen, nicht nur weil wir uns schon so lange kennen, mehr noch wegen des offenen und herzlichen Umgangs miteinander, ob wir nicht besser Du zueinander sagen.

Es thut mir wohl, daß Du davon sprichst; das läßt mich meine Einsamkeit weniger empfinden. Ich mögte aber weiter Schleier zu Dir sagen, weil ich es so gewohnt bin und damit wir uns bey unsern gleichen Vornamen am Ende nicht verwechseln.

Keine Sorge, das wird nicht geschehen, wäre aber auch nicht das Schlimmste. – Also, was ich erzählen wollte: Du weißt, daß ich noch nicht allzu lange mit Henriette verheiratet bin. Sie ist etliche Jahre jünger als ich und hat sich – wie es so kommt – in einen jüngeren schwärmerischen Mann aus adligem Hause verliebt. Die Sache hing längere Zeit als eine trübe Wolke über meinem Leben. Inzwischen aber hat die Sonne sich wieder behauptet. Fragst Du nun, wodurch, so sage ich Dir: durch aufrichtiges, rückhaltloses Vertrauen und Mittheilung des wahren seelischen Befindens. Da hat Henriette wohl gefühlt, wie groß meine Liebe für sie ist, auch wenn mein ganzes Erscheinen, sagen wir, weniger spectaculair ist als das jenes jungen Mannes.

Ich glaube, Schleier, Du hast auch etwas Unbedingtes in Dir, aber ganz anderer Art als es bey Kleisten der Fall war. Woher hast Du dieses unbedingte Vertrauen?

Ich mußte es nicht suchen. Es war mir von Gott geschenkt in meiner Natur, aber recht entfaltet und zum Bewußtsein gekommen ist es seit meinem Umgang mit Jette Herz, eine Frau, mit der ich mich über alles auszusprechen lernte. Sie hat in schwierigen Lagen durch ihr Vertrauen eigentlich mein Leben erhalten, welches schlechterdings in der Einsamkeit nicht gedeihen kann. Wahrlich, ich bin das allerabhängigste und unselbständigste Wesen auf der Erde, ich zweifle sogar, ob ich ein Individuum bin. Ich strecke alle meine Wurzeln und Blätter aus nach Liebe, ich muß sie unmittelbar berühren, und wenn ich sie nicht in vollen Zügen in mich schlürfen kann, bin ich gleich trocken und welk. Das ist meine innerste Natur, es giebt kein Mittel dagegen, und ich möchte auch keins.

Hast Du Jette Herz geliebt?

Nicht in dem Sinne, wie Du vielleicht denkst und wie wohl manche aufgrund unserer innigen Nähe gedacht und gemunkelt. Wir haben uns auch über diese Frage unseres gegenseitigen Verhältnisses unumwunden ausgesprochen. Ja, so sonderbar es scheinen mag, wir setzten uns schriftlich die Gründe auseinander, welche verhindern, daß unser Verhältniß ein anderes sein könne als ein freundschaftliches.

Und Du empfiehlst mir nun, wenn ich Dich recht verstehe, mich mit Franzl sozusagen rückhaltlos auszusprechen, damit die wahren Verhältnisse an den Tag kommen.

Eben dies, und nicht nur „sozusagen“! Ja, Kleist hat im Prinzip schon Recht mit seinem Unbedingten – und gleichwohl Tieck mit seinem Lokkerlassen und Jette mit dem Sich-entscheiden und Humboldt mit dem Bey-sich-selber-bleiben. Es kommt nur allerwege darauf an, die Dinge aus den richtigen Perspektiven zu betrachten und sie miteinander in Beziehung zu setzen.

Schleier, Du verstehst wirklich Deine Kunst der Dialektik. Doch welches sind die richtigen Perspektiven?

Die ehrlichsten, die offensten, die fruchtbarsten, mit einem Wort: diejenigen, die die meiste Liebe haben. Alles andere ist nur Gerümpel, das im Wege steht.

Viele halten gerade die Liebe für trügerisch.

Ja, wenn es ihr an Ganzheit fehlt, ist das wohl wahr. So ist es mit der bloßen Verliebtheit, die im Potentiellen stecken bleibt. Das hat auch meine Frau erfahren müssen – Wenn wir nur aufrichtig sind, suchen wir das Ganze, und in der Liebe am tiefsten.

Schleier, ich glaube, Du hast mir von der Stelle geholfen.

Es würde mich freuen, selbst dann, wenn Du für uns hier verloren wärest.

Nicht verloren – aufgehoben.²⁴

Na, jetzt scheinst Du mir in der Dialektik aber gewaltige Fortschritte zu machen.

* * *

*Herrn Johann Friedrich Schläsler
wohnhaft bey Hochwohlgeb. Herrn Achim von Arnim zu Berlin*

²⁴ Wenn mich nicht alles täuscht, deutet sich hier bei Schläsler schon Hegels tiefsinniger Gedanke vom dreifachen Sinn des Wortes „aufheben“ an.

Den 11. December 1811. Prag

Lieber Fritz!

Wie mag es dir inzwischen gehen? Hat sich deine Lage aufgehellt oder stehen weitere Katastrophen ins Haus, so wie bey mir immerfort?

Kürzlich erst erhielt ich von Savigny die Nachricht, daß Heinrich von Kleist sich vor 14 Tagen nebst der Frau Rendant Vogel (ehedem Adam Müllers Buhlschaft) auf einem Dorfe zwischen Berlin und Potsdam nach eingenommenem Frühstück scheinbar mit gegenseitigem Verständniß erschossen. Diese Nachricht hat mich wenigstens wie ein Pistolenknall erschreckt. Der arme gute Kerl, dahin hat ihn jezt sein eigensinniges Konsequenztalent gebracht. Seine poetische Decke war ihm zu kurz, und er hat sein Leben lang ernsthafter als vielleicht irgend ein neuer Dichter, daran gereckt und gespannt. Er ist allein so weit gekommen, weil er keine recht herrlichen Menschen gekannt und geliebt und weil er gränzenlos eitel war. Bey allem dem ist nie einem Dichter seine persönliche Bizarrierie und all sein Tollfieber und all sein Werk und Unwerk von liebenden Freunden so nachgesehen und geschont worden. Überhaupt werden seine Arbeiten oft über die Maßen geehrt, seine Erzählungen verschlungen, aber dies war ihm nicht genug, ja sich vom Drama zur Erzählung herablassen zu müssen, hat ihn gränzenlos gedemüthigt, wie er mir einmal gestand.

Was soll man mit einem solchen Menschen anfangen, der sich so schlecht in die gegebenen Verhältnisse fügen kann? Und doch hält er mir nur den Spiegel vor. War ihm die poetische Decke zu kurz, so ist sie mir zu lang und habe mich dergestalt damit eingedeckt, daß bald kein Lichtstrahl des wirklichen Lebens mehr zu mir dringt. Ich bin auch so ein armer Ausschüßling der Natur wie Kleist und Hölderlin. Es muß irgend etwas in den letzten Lebensjahren sehr deprimirend auf meine Seele gewirkt haben, das ich jezt erst in seinen Folgen fühle. Ich vermiße eine gewisse Einheit immer mehr in mir, mit der sich das Treffliche allein paart, ich komme mir vor wie ein Sammelsurium und habe einen Ekel an mir selbst. Ja, ich bin ein ganz wahnwitziger Mensch in manchen Sachen, und wenn jemand in der Welt einen Vormund bedarf, so bin ich es. Nur die Liebe vortrefflicher Menschen kann mir wieder Vertrauen geben, aber allein darf ich nicht mehr leben, es muß mich einer ganz in die Kur nehmen, ich muß in ein Seelen-Hospital. Darum habe ich an Achim nach Frankfurt geschrieben – er will bald mit Betinen nach Berlin zurückkehren –, ob ich nicht wieder mit ihm zusammen wohnen und sein Tischgenosse sein kann. Allein komme ich nicht zurecht. Vor allem in der Liebe bin ich ein entsetzlicher Phantast. War ich von Berlin vor dem verruchten Liebesteufel geflohen, gleicherweise wie vor der Einsamkeit, so bin ich hier abermals in eine unwürdige Schlinge gefallen und

verdammt schwach gewesen. Ich komm mir vor wie ein Claudius, dem die Polizei verboten, nie wieder Unglück oder Spektackel zu machen, und meine verruchte Liebschaft, in die ich mich hinein geworfen mit allen Kräften und Schwächen, hat viel Ähnlichkeit mit des letzteren Flugmaschiene. Aber diese neue unglückliche Erfahrung überzeugt mich durch und durch, daß ich unter Aufsicht leben muß, sonst gehe ich zu Grund, und sie ist hauptsächlich mit ein heftiger Sporn, Achims und Betines Hülfe anzurufen.

Ich habe auch schon darauf gedacht, wie ich die gantzen Kunstsachen, die ich hier in den letzten Monaten aufgekauft, nach Berlin schaffe. Es sind leider so viele worden, daß es per Post nicht zu machen ist, werde sie wohl verschiffen müssen: von der Moldau in die Elbe, von der Elbe in die Havel, von der Havel in die Spree, von dort gleich in die Wilhelmstraße. Das alles lastet zum Überflusse auf mir, wünsche jezt alles zum Teufel. So Dummes habe ich noch nicht gethan, als dieses Zeug alle zu kaufen, bey diesen elenden schrecklichen Zeitläuften. Aber nun ist es einmal alles da und muß nach Berlin. Wenn ich's nur bey Achim unterstellen könnte!

Aber wie ich den Brief an ihn abgeschickt, habe ich schon gewußt, daß ich in jedweder Hinsicht nur eine abschlägige Antwort zu gewärtigen habe. Die Verhältnisse haben sich geändert, und ich paße als Junggeselle nicht in diese neue Ehegesellschaft hinein, und schon gar nicht mit meinem monströsen Krempel. Selbst wieder zu heurathen, kann für einen wie mich aber auch keine Lösung sein; die zwei Male mußten genügen, dieß einzusehen, auch wenn Achim mir schon gedroht hat, er sehe keinen Rath für mich als eine schöne, liebevolle, geistreiche, heitere, junge und nimmer alt werdende Frau heurathen, die statt meiner die Schwanzsterne besieht, damit ich ruhig schlafen könne – oder aber mich kastrieren zu lassen. Ich bin aber in dem fatalen Fall, es in keiner Ehe auszuhalten und doch nicht allein leben zu können. Keinem Menschen thut Liebe so noth als mir. (Wie schmerzt es mich noch in jedem Brief, daß Savigny, diese idiotische Studiermaschine, mich immer noch Sie und nicht Du nennt, und dieß als mein Schwager! Ich weiß nicht, was ich ihm geben könnte, daß er von selbst anfiange, mich zu dutzen.)

Und nun bin ich, lieber Freund, auf den Gedanken gefallen, ob wir beide in Berlin nicht zusammenziehen mögten. Betine wird bald niederkommen, da ist in ihrer Wohnung mehr Platz von Nöthen, und Du müßtest ohnehin an einen anderen Orth ausweichen. Laß uns aber nicht zu Pistors ziehen. Die trübe Hinterkammer ist mir noch ebenso leid wie die dünne Alltags-Luft und das Gerede in diesem Hause. Vielleicht fände sich etwas gleich in Achims Nähe. Solange Du noch nicht recht gesund bist, könnte ich Deiner warten und Du könntest mir die schönsten Geschichten aus der Neuen Welt erzählen. Vor allem aber könnten wir eine wunderbare Dichterwerkstatt aufmachen und viel besser zusammenarbeiten als ich seinerzeit mit Kleist in unserer Wohnung, weil da viel mehr Consonanzen stimmen als mit ihm. Auch eine neue Zeitschrift wäre möglich, die sich besser erhält als üblich, weil sie gar nicht ins Politische fallen muß, nur ins Poetische. Die Berliner werden uns Deine „Berichte aus der

Zukunft“ wie warme Semmeln aus den Händen reißen. Und endlich könnten wir zusammen einen phantastischen Roman verfassen – jeder abwechselnd ein Kapitel –, der vom Mittelalter bis in die Zukunftswelt alles romantisch verschlingt und den Novalis in den Schatten stellt und meinen Godwi sowieso. Ach Fritz, könnte das nicht ein gutes poetisches Leben sein?!

Und laß uns die Frauen vergessen, ich bitte. Ich werde ihrer niemals wirklich froh werden und wenn mich nicht alles täuscht, geht es Dir damit kaum besser. – Von der Bußmann will ich gar nicht reden, aber die Mereau hab ich wirklich geliebt, nicht nur sinnlich, sie mich auch, und mehr als Schlegel. Und trotzdem war es oft genug die Hölle, sage ich Dir. Phantasten taugen nicht für die Ehe. Und darum geh in Dich und frage Dich, ob Du nicht eigentlich im selbigen Falle seyst wie ich!

Sey von Herzen umarmt und antworte recht bald

Deinem armen Freunde Clemens.

* * *

Clemens Maria Wenceslaus Brentano
wohnhaft in Prag bey Hofrath Altmann

Berlin, den 20sten December 1811

Lieber Clemens!

Dein Brief hat mich recht bewegt. Ich sehe wohl, daß Du dort in Böhmen nicht in Verhältnissen lebst, die Dir förderlich sind. Darum begrüße ich sehr Deinen Plan, nach Berlin zurückzukehren, wie ich auch die Rückkehr Bettines und Achims sehnlichst erwarte. Auch sehe ich Deinen vielen Kunstsachen, die Du in Prag gekauft, freudig entgegen; es ist gewiß kein Krempel. Nur, sie bey Achim unterzustellen, dürfte keineswegs möglich sein, ebensowenig daß Du hier einziehst. Das siehst Du ein. Ich habe auch schon darauf gedacht, wohin ich mich wenden soll, wenn die beiden wieder da sind und ihrer dreie werden.

Dein Vorschlag, als zwei Junggesellen zusammenzuziehen und ein freies poetisches Leben zu führen, das der Frauen nicht achtet, hat viel Verlockendes für mich, schon weil meine derzeitige Lage auch in dieser Hinsicht wie verbrettert ist und gar nichts fruchten will. Franzi hat sich in Amerika auf diesem Kosegarten-Kongreß in einen Kollegen verliebt, wie sie mir endlich gestanden. Zwar hat sie, da ich über das Internet ganz offen mit ihr sprach, der Thränen nicht gespart, und ich will auch gar nicht behaupten, daß es

Crocodilstränen gewesen, allein die Sache ist nun mal wie sie ist. Vielleicht bin ich selber auch nicht ganz unschuldig daran wegen meiner Escapaden mit der Zeitungsredacteurin, die freilich viel harmloser und flüchtiger waren als Franziska sie eingeschätzt.

Nach diesem letzten Gespräch im Internet bin ich recht in mich zusammengesunken und ist mir wieder Dein Gedicht eingefallen „Wo schlägt ein Herz, das bleibend fühlt?“²⁵ und besonders der resignative Schluß:

„... Ich trage einen treuen Stern
Und pflanzt ihn in den Himmel gern
Und find kein Plätzchen tief und klar
Und keinen Felsgrund zum Altar.
Hilf suchen, Süße. – Halt, o halt!
Ein jeder Himmel leid't Gewalt.“

Und noch ein anderes Deiner Gedichte kam mir wieder in den Sinn, das mit den unübertrefflichen Schlußversen, die jetzt aber aus einem ganz neuen Licht auf mich sahen:

„O Stern und Blume, Geist und Kleid,
Lieb, Leid und Zeit und Ewigkeit!“²⁶

Wie die Dinge nun stehen, bin ich 2030 ganz am verkehrten Orth, natürlich auch hinsichtlich der allgemeinen politischen Situation, die von Tag zu Tag ärger wird, und ich mögte lieber heute als morgen in unser geliebtes 1811 zurück – und müßte ich mit nach Rußland ziehen und daselbst umkommen. Die Welt kann bey Euch verkehrter nicht sein als sie es hier ist.

Auch hat sich hier die Sache mit meinem Roman-Project zerschlagen. Die Redacteurin hat mich über das Internet mehrmals gemahnt, daß es Zeit werde, die nächste Folge zu schicken. Aber ich war mir wieder ganz unschlüssig, wie ich die Sache weiter angehen sollte und hätte nur auf's Geratewohl irgendetwas dahersetzen können. Das wäre für diese anspruchlosen Menschen womöglich ausreichend gewesen, aber ich genirte mich, und so erhielt ich endlich eine Absage. Es thue ihr leid, schrieb die Redacteurin, aber eine Wochenzeitung dulde keinen Aufschub, das müsse ich einsehen. Sie wünschte mir, ich möge mit meinem Romane an geeigneterem Orth unterkommen. Das war's.

Ja, vielleicht finde ich thatsächlich einen geeigneteren Orth mit Dir, lieber Freund. Ich habe hier in den letzten Nächten noch einmal Deinen „Godwi“ gelesen und bewundere daran, wohl mehr als früher, wie Du Poesie und Leben

25 Der Vers „Ach, wo ist Bleibens auf der Welt?“, den Schloßer im vorigen Brief an Brentano zitierte, stammt auch aus diesem Gedicht.

26 Bei Brentano trägt dieses Gedicht den Titel „Eingang“ und ist allen seinen Gedichten vorangestellt. Darin finden sich auch Verse, die Schloßer hier nicht ausdrücklich zitiert, aber zweifellos mitdenkt: „Und ist das Feld einst abgemäht, / Die Armuth durch die Stoppeln geht, / Sucht Ähren, die geblieben, / Sucht Lieb, die für sie untergeht, / Sucht Lieb, die mit ihr aufersteht, / Sucht Lieb, die sie kann lieben.“

in ein romantisches Labyrinth verschlungen hast, aus dem kein Entrinnen ist. Du nennst ihn im Titel einen verwilderten Roman, und wirklich ist er wie ein wahres Dornröschen-Schloß tief eingewachsen in den Traum. Und das ist gut so, denn das Erwachen wäre bitter. Und darum ist er auch wirklich ein „Buch ohne Tendenz“, wie Du schreibst, fast möchte man sagen: bey aller Scurilität im Gleichgewicht wie das Weltgedicht selbst.

Humboldt, der mich unerwartet vor einiger Zeit besuchte, erzählte mir, Göthe habe auf die „Zeiten“ unseres geliebten Runge gesagt, man werde toll darüber und wisse gar nicht, wo hinaus damit. So geht es mir auch mit Deinem Godwi. Aber es ist mir recht, wenn ich darüber toll werde und kann mich gar nicht sattlesen an Deinen ironischen Spiegeleien. So wenn Du in der Vorrede schreiben läßt, „daß ich mich mit diesem Buche, das nur zu sehr mehr von mir als sich selbst durchdrungen ist, gleichsam selbst vernichte, um schneller zur Macht der Objektivität zu gelangen.“ Oder wenn Du im Nachwort „Erinnerungen an den verstorbenen Verfasser“ giebst (der Deinen zweiten Namen trägt) „mitgetheilt von einem Zurückgebliebenen“. Oder wenn Du darin Dich selber anredest: „Das Geheimnis schläft in Deiner Brust, Clemens Brentano! Du hattest Marias ganzes Vertrauen, und weil du weißt, was er litt, darum hast du am tiefsten gefühlt, wie wert ihm die Ruhe!“ Oder wenn Du in einer Fußnote schreibst: „Ich besitze durch die Güte des Herrn Godwi jezt diese Papire, die nichts anderes als das selbstgeschriebene Tagebuch dieses höchst interessanten Menschen enthalten. Er lebte im fünfzehnten Jahrhunderte, und ich bin willens, sobald ich Muße habe, dem Publikum dieses interessante Manuskript mitzutheilen. Maria.“ Das alles stürzt uns in eine schöne Verwirrung, die mir gerade wohl thut und mich beynahe zurechtbringt, so daß ich mit Deinem Maria endlich sagen könnte: „Nun sterbe ich ruhig, ich habe den Humor gesehen.“

Aber vielleicht ist es noch gar nicht um's Sterben zu thun, vielmehr um's wahre poetische Leben, und wir beide fangen in diesem Sinne erst wirklich an zu leben. Ja, Clemens Maria, wir könnten es versuchen, eine wirklich poetische Existenz zu bauen, indem wir uns, mehr noch als Ofterdingen und Godwi, in den Roman verschlingen. Novalis aber soll uns als Genius aus dem Reiche der Poesie den Odem des poetischen Lebens einhauchen, wo immer der unsere stocken mag.

Nur, lieber Freund, eines Muß ich doch bitten: daß Du Dir das mit dem Kastrieren noch überlegen mögest. Vielleicht ist es bey der gehörigen Dosis Poesie, die wir uns verordnen wollen, auch gar nicht mehr nöthig. Man soll auch nicht leichtfertig alle Brücken hinter sich abreißen. Selbst im Falle des radicalen Kirchenvaters Origines sind mir mitunter Bedenken gekommen, ob ihn sein herber Schritt hinterher nicht doch gereut. Amor läßt sich nicht wohl domesticiren und schießt seine Pfeile umher, wie er Lust hat. Gar mancher wird getroffen, der sich doch in sicherm Panzer glaubte, und sey es ein poetischer. Darum laß uns auch die Sache mit unserer Dichterwerkstatt nicht überstürzen, sondern fein sachte zu Werke gehen. Wie sagte Schleier neulich zu mir? „Man

muß die Entscheidungen wachsen lassen, bis sie einem als reife Früchte in den Schoß fallen.“ Das gilt wohl in der Poesie wie im Leben.

Ich will mich aber in den nächsten Nächten gar sehr concentriren und fest an Dich und die anderen Freunde denken, daß ich nicht einschlafe und nicht wieder nach 2030 verrücke. Wenn ich nicht irre, bin ich fast schon auf dem Wege zu Euch zurück; denn vorige Nacht träumte ich von der Kantate, die Achim im vorigen Jahr für die Trauerfeier unserer Königin geschrieben hat, und zwar gerade von dem Engelchor am Schluß, da es heißt: „Bald vorüber ist das Scheiden, Nahe ist das Wiedersehn“. Dazu erklangen Töne der Glasharmonika, so stark zu Herzen dringend, daß sie mich beynahe hinübergezogen hätten.

Wenn ich aber nicht aus eigener Kraft zurückfinde, will ich nach einem Magnetiseur suchen, der vielleicht imstande ist, mich zurückzusetzen. Solche Mediciner dürften 2030 freilich nicht so leicht aufzutreiben sein wie Henriette Schleiermacher glaubt; aber im Internet finden sich die unmöglichsten Dinge. So soll mir bey meiner Suche der Computer einmal recht hilfreich zu Diensten sein.

Halt Dich derweil wacker, und schiffe Dich recht bald mit Deinen Kunstsachen nach Berlin ein. Ich freue mich auf unser Wiedersehen!

Ewig der Deinige

Fritz

* * *

Endlich, endlich kehrst Du zurück, Bettine – und bringst den guten Schleier gleich mit. Ich habe so lange auf Dich gewartet; aber nun wäre es nicht länger möglich gewesen. Wo bist Du nur ausgeblieben?

Zu Hause in Frankfurt, das weißt Du doch. Und in Weimar haben wir auch Station gemacht, kamen gerade recht zu Göthes Geburtstag. Mit Hofrath Meyer waren wir die einzigen Gäste. Es hat Göthe gefallen, uns verheurathet zu sehen.

Und Achim, wie hat es ihm gefallen mit Göthe?

Du meinst, ob er recht eifersüchtig gewesen? Mein Lieber, da hab ich vorgesorgt. Bevor wir den Bund der Ehe geschlossen, hab ich Achim feyerlich versprechen lassen, daß er Zeit seines Lebens niemals auf Göthe eifersüchtig sein dürfe.

Auf den alten Göthe?

Fritz, merke Dir: Götter altern nicht!

Du lachst, aber als wir am Frauenplan erschienen, trat er uns strahlend wie Zeus entgegen und rief unter der Tür: „Introite amici! Hic et Dii sunt.“ Wie Achim mir später erklärte, hatte der hochgemuthe Herakleitos dergleichen Willkommensspruch über seine Haustür geschrieben.

freilich auf griechisch.

So wart Ihr also zu Besuch in Elysium?

Nicht wircklich, Fritz. – Offen gestanden – ich hab es Schleier schon erzählt – nahm alles ein böses Ende. Achim war verstimmt, da Göthe ihm gar nichts Schönes und Aufmunterndes von seinen neuen Erzählungen sagen mochte, die er ihm zuvor geschickt hatte. Und die Eifersucht, die Achim glücklich abging, fand sich leider um so mehr auf Seiten von Goethes Frau, die sich offenbar von mir provocirt fühlte. Sie war aber in Weimar die einzige, die das so sah. Jedenfalls hat sie mich während einer harmlosen Kunstaussstellung plötzlich mit ihrem Schirm angefallen und mich angeschrien: „Sie wahnsinnige Blutwurst!“, obwohl der Fall doch gerade umgekehrt lag.²⁷ Das Schlimmste aber war, daß Göthe sogleich für sie Parthey ergriffen und uns sein Haus verboten hat. Achim war nur verdrossen darüber; aber ich war der Verzweiflung nahe und konnte doch nicht eigentlich mit ihm darüber sprechen. – Was soll nun aus Göthe und mir werden?

Arme Bettine! Aber vielleicht hat Schleier auch Dir schon gesagt – wie er leztens mir recht eindrucklich erklärte – , alles sey eine Frage der Perspective. Womöglich thäte auch Dir ein gewisser Perspektivenwechsel gut, zumal in Deinem neuen Zustande.

Göthe bleibt mein Gott, das ist gewiß, und ich habe genug Beweise seiner Liebe gegen mich, mögt Ihr auch ansonsten Recht haben.

Und wie steht es mit Deiner Perspective, Fritz? Schleier und Henriette haben mir des öfteren von Dir geschrieben; aber ich sehe noch nicht, wo es mit Dir hinaus will.

Das habe ich selber lange nicht gewußt. Noch vor kurzem habe ich ernsthaft erwogen, mit Clemens zusammenzuziehen und eine ganz und gar poetische Existenz zu gründen. Aber mit einem Schlage ist alles anders geworden, und ich weiß, wohin ich gehöre. – Du, Schleier hast mir auf die Sprünge geholfen. Eigentlich solltest Du nicht Schleiermacher, sondern Lichtmacher heißen; denn Du hast mir den Schleier vor den Augen weggezogen.

27 Nach den teilweise widersprüchlichen Quellen zu urteilen, könnte der Fall tatsächlich umgekehrt gelegen haben und besagter Ausspruch aus Bettines Mund hervorgegangen sein.

Namen sind oft wie umgekehrt. Ich glaube, sie wollen uns herausfordern. – Bey Schlösser denkt man ja auch zunächst ans Zuschließen, bis man versteht, daß es ums Aufschließen geht.

Du sagst, Du weißt jezt, wohin Du gehörs?

Ja. Nach einer traurigen Aussprache im Internet war ich gewiß, daß Franzi einen neuen Freund in Amerika habe und ich abgeschrieben sey. Aber ich hatte mich getäuscht. Nach wenigen Tagen meldete sie sich wieder bey mir und sagte, ihr sey erst nach unserem Gespräch bewußt geworden, wie sehr ich sie liebe und sie mich. Sie habe dem Kollegen in Amerika alles gesagt, und er habe verstanden, daß er nicht weiter auf sie hoffen könne. Da habe ich Franzi gefragt, ob sie sich denn wirklich vorstellen könne, auf immer mit mir zu leben, ungeachtet meiner fragwürdigen Herkunft und Identität. Sie sagte mit fester Zuversicht „Ja“! und fragte mich ihrerseits, ob ich ihr zuliebe denn ausnahmsweise ein Flugzeug besteigen und zu ihr nach Amerika kommen wolle, da sie zur Zeit nicht nach Europa zurückkönn. So fielen auf einmal alle Zweifel von uns ab, und wir sahen das schöne Land der Wirklichkeit vor unsern Füßen liegen. Da konnten wir uns beide der Freudenthränen nicht erwehren, – was so ein Computer gewiß nicht so häufig zu sehen bekommt; denn diese Apparate wissen nicht viel von der wahren Wirklichkeit.

Am nächsten Tage hatte Franzi mit ihrem ehemaligen Freund Philipp Bunk gesprochen. Er sey in einem recht desolaten Zustande gewesen, sagte sie mir, weniger wegen der Trennung von Franzi, die er seit langem verwunden habe, als wegen der weltpolitischen Krise, die für sein Evacuierungsproject auf den Mars viel, viel zu früh gekommen sey. Jezt gehen, wie er fürchtet, alle Gelder für den Mars ans Militair und das Project den Bach runter. Franzi hat versucht, ihn zu trösten und ihm gesagt, er könne zwar vielleicht nichts mehr für die Rettung der Menschheit thun, wohl aber für die Rettung eines einzelnen Menschen, ja wohl zweier, indem er mithelfe, daß ich nach Amerika evacuirt werde.

Thatsächlich meldete sich Philipp heute früh bey mir und erklärte, er habe mir für den morgigen Tag eine Ausreisegenehmigung und ein Flugbillett nach Amerika besorgen können. Ich solle mich um 10 Uhr bereit halten, er werde mich zum „Flughafen“ bringen und sich um das „Einchecken“ kümmern, wie er sich ausdrückte.

Fritz, Du thust einen gewaltigen Schritt. – Und so einer zweifelhaften Flugmaschine vertraust Du Dich nun doch an?

Es giebt Situationen im Leben, lieber Schleier, da wächst das Vertrauen ins Bodenlose, sozusagen, ausnahmsweise sogar angesichts einer zweifelhaften Flugmaschine.

Und Du willst in Amerika bleiben?

Sicher weiß ich nur, daß ich bey Franzi bleiben will. – Sie hat übrigens von der International Kosegarten-Society ein Stipendium zur Fertigstellung ihrer Dissertation in den U.S.A. angeboten bekommen; und für mich gebe es als Informant aus erster Hand auch einiges zu thun. Ja, die Gesellschaft scheint geradezu begierig zu sein, mich kennenzulernen. Außerdem erzählte mir Franzi, der Vorsitzende Prof. Holms habe in einem Vortrage ausgeführt, daß die Kosegarten-Society in der gegenwärtigen internationalen Krise auch eine „Mission“ für die Gegenwart und Zukunft habe, nämlich die Menschen im Sinne Kosegartens mit den vergessenen Möglichkeiten eines harmonischen Ausgleichs zwischen Mensch und Natur wie zwischen den Völkern des ganzen Globus bekannt zu machen.

So gehst Du also gewissermaßen als romantischer Missionar nach Amerika, – aber zugleich wirst Du uns endgültig verlassen und in jener anderen Welt bleiben, die dem Untergange entgegensieht?

Ich mußte mich entscheiden, und ich habe mich entschieden. Ohne Abschiedsschmerz geht hienieden nichts ab. Du, Bettine, hast Dich auch für Achim entschieden und damit gegen andere Möglichkeiten, wenngleich es Dir erst nach und nach bewußt zu werden scheint. – Am meisten dauert Clemens mich. Er kommt so schlecht zurecht in der Welt. Er braucht Dich und Deinen Mann besonders. Sag Achim das. – Wo ist er eigentlich?

Er ist auf der Rückreise noch für ein paar Tage im Fläming auf seinem Gut Wiepersdorf hängen geblieben, um nach dem Rechten zu sehen.

Schade. Ich werde mich nicht mehr persönlich verabschieden können und auch von den andern nicht. Denn ich muß fort, da ist kein Aufschub mehr.

Wir werden Dich vermissen, Fritz, aber ich freue mich mit Dir, daß Du Deinen Weg gefunden hast.

Ich werde Euch auch vermissen. – Mir ist aber etwas eingefallen: Wenn es mir in Amerika mit meinen Träumen wie an der Ostsee geht, so werde ich darin Zeitgenossen von Euch treffen, und vielleicht hin und wieder einen, der nach Europa reist. So würde ich Grüße an Euch ausrichten können, und wir könnten womöglich immer noch ein wenig communiciren.

Du hast Ideen, Fritz, wo andere nichts als Gränzen sehen.

Wie sagte Franzi auf Schinkels Leuchtturm zu mir?: „Hebt man den Blick, so sieht man keine Gränzen.“

Aber glaubst Du denn, daß Du in Amerika noch viel an uns denkst?

Gewiß! An Euch beide sowieso und auch an die anderen alle. Zum Beispiel wollte ich endlich noch mit Schinkel über seine künftigen Bauten sprechen und auch mit Fichte, nicht über die Tischgesellschaft, eher über die Wirklichkeit an sich und darüber, was er von der taoistischen Conception des Nicht-Ich halte und von dem Schmetterlingstraum des Dschuang Dsi. (Jetzt fällt mir der Name wieder ein.) Aber es ist nun keine Zeit mehr.

Fichte sagte mir einmal, es sey leichter ein Stück im Monde zu verstehen als ein Ich. Was soll man da erst vom Nicht-Ich denken? Ich bin jedenfalls gewiß, daß man dem Ganzen mit keinem System beykommt, weder mit dem Fichteschen noch sonst einem.

Vielleicht war eben dies die Meinung jener alten Chinesen – und die des Herakleitos mit dem ewigen Wandel, wie die Deine mit der Dialektik.

Aber es ist wirklich keine Zeit mehr. Und außerdem verkrampft sich heute meine Hand beym Schreiben immer mehr und mein Augenlicht wird immer schwächer.

Fritz, was ist Dir?!

Beunruhige Dich nicht, Liebe. Es ist nur eine lange aufgeschobene Verwandlung.

Was sollen wir machen, wenn Dein Körper hier leblos zurückbleibt?

Fragt Hufeland, ob ich denn tot genug sey. Begrabt mich, wenn ich verfallende und seid nicht besorgt.

Und alle diese Papiere hier?

Die hebt als Erinnerung an mich auf; es ließe sich ja ein ganzer Roman daraus machen. Wer weiß, ob ihn nicht auch Spätere noch lesen mögen. – Gieb mir das erste Blatt; ich will es an Josef Zumhoff adressiren. Er wird sich wundern, wenn er mich einst in diesen Papieren wiedererkennt – und sich selber ebenso.

Mir ist, als hörte ich etwas! Kann es sein, daß jetzt schon die Nachtigall singt? Schleier, mach doch bitte das Fenster auf.

Ja, hört Ihr nichts? Klingt wie ein Wiegenlied.

Du, gieb mir Deine Hand, Bettine, und halte mich fest, bis ich eingeschlafen bin.

An Clemens Maria Brentano²⁸

Es winkt zu Fühlung fast aus allen Dingen,
Aus jeder Wendung weht es her: Gedenk!
Ein Tag, an dem wir fremd vorübergingen,
Entschließt im künftigen sich zum Geschenk.

Wer rechnet unseren Ertrag! Wer trennt
Uns von den alten, den vergangnen Jahren?
Was haben wir seit Anbeginn erfahren,
Als daß sich eins im anderen erkennt?

Als daß an uns Gleichgültiges erwarmt?
O Haus, o Wiesenhang, o Abendlicht,
Auf einmal bringst du's beynah zum Gesicht
Und stehst an uns, umarmend und umarmt.

Durch alle Wesen reicht der eine Raum:
Weltinnenraum. Die Vögel fliegen still
Durch uns hindurch. O, der ich wachsen will,
Ich seh hinaus, und in mir wächst der Baum.

Ich Sorge mich, und in mir steht das Haus.
Ich hüte mich, und in mir ist die Hut.
Geliebter, der ich wurde: an mir ruht
Der schönen Schöpfung Bild und weint sich aus.

28 Das letzte Blatt, ohne direkten inhaltlichen Zusammenhang mit den vorangegangenen Seiten des Dokuments, enthält nichts weiter als dieses Gedicht, das Rainer Maria Rilke in den ersten Wochen des Ersten Weltkrieges dichtete. Es ist im Original eigentlich mit den Worten „An Hölderlin“ überschrieben, wurde von Fritz Schlösser aber offenbar als Vermächtnis an seinen Freund Brentano aufgeschrieben, der im übrigen auch ein großer Verehrer Hölderlins war. Vermutlich hat Franziska Stern Fritz Schlösser mit den von ihr geschätzten Dichtungen Rilkes bekannt gemacht, und er hat dieses Gedicht auswendig gelernt.

Übersicht der Gespräche, Berichte und Briefe Johann Friedrich Schöllers:

I. Berlin

Bericht an alle Freunde	Seite 3
Gespräch mit Achim von Arnim	4
Bericht an alle Freunde	5
Gespräch mit Christoph Wilhelm Hufeland	10
Gespräch mit Christoph Wilhelm Hufeland	11
Gespräch mit Adam Müller	19
Gespräch mit Friedrich Schleiermacher	24
Gespräch mit Adam Müller	30
Gespräch mit Bettine von Arnim	32
Gespräch mit Adam Müller	45
Gespräch mit Achim von Arnim	46
Gespräch mit Philipp Pistor	47
Brief an Clemens Brentano	53
Gespräch mit Philipp und Charlotte Pistor	57
Gespräch mit Bettine von Arnim	68

II. Ostseereise

Bericht an alle Freunde	75
Bericht an alle Freunde	102

III. Berlin

Brief von Clemens Brentano	130
Brief an Clemens Brentano	132
Gespräch mit Henriette Schleiermacher	134
Gespräch mit Friedrich Schleiermacher	136
Gespräch mit Ludwig Tieck	140
Gespräch mit Henriette Herz	145
Gespräch mit Wilhelm von Humboldt	151
Brief an Adam Müller	159
Gespräch mit Heinrich von Kleist	162
Gespräch mit Friedrich Schleiermacher	169
Brief von Clemens Brentano	173
Brief an Clemens Brentano	176
Gespräch mit Bettine von Arnim und Friedrich Schleiermacher	179
Gedichtabschrift „An Clemens Maria Brentano“	184

Anhang:

Zwiegesang in einer Äolsharfe

von Josef Zumhoff
August 2030

